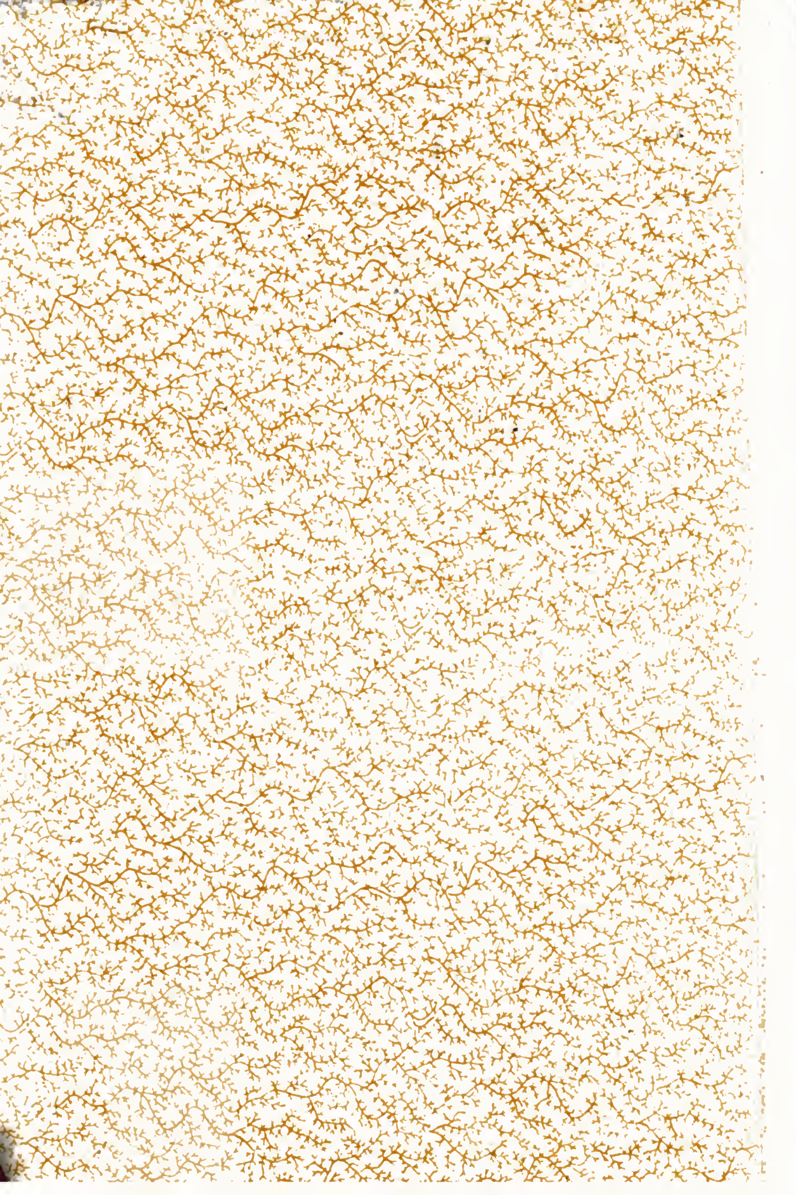
image
not
available



(Reinsberg-Düringsfe

Von der Schelde bis zur Maas.

Das geistige Leben der Vlamingen seit dem Wiederaufblühen der Literatur.

Biographien, Bibliographien und Proben

von

Ida von Düringsfeld.

Dritter Band.



Leipzig. Ad. Lehmann.

Brüssel. Fr. Claassen.

1861.

Inhalt.

Anhang.

Van Ackere, (Frau, geborene Maria Doolaeghe) Mitglied vieler literarischer Gesellschaften, und Tochter eines Töpfers aus Dixmude. Ihr Geburtsjahr kann ich nicht angeben, wie überhaupt keine bestimmten Daten aus ihrem Leben, denn Frau Van Ackere ließ meinen Brief an sie unbeantwortet, und verwies auch Stallaert, der ebenfalls in meinem Interesse an sie geschrieben hatte, gänzlich an „ihren Freund, Van Duyse", während dieser wiederum mich einzig und allein auf seine Vorrede zur „Abendlampe" verwies, der zweiten Gedichtsammlung, welche von Frau Van Ackere erschienen ist. So kommt es denn, daß ich gerade von der ersten und berühmtesten vlämischen Dichterin nur eine mangelhafte Biographie geben kann.

„Wild und lebhaft von Art" — es ist Van Duyse, welcher spricht — „zog sie als Kind die Knabenspiele vor. Niemand vermuthete in Mietje-Cisca, so wurde sie von den Eltern genannt, die künftige große Dichterin. Nachdem sie zu Ypern bei den Ronsbrugge-Damen Französisch und Vlämisch studirt hatte, sollte sie zu Hause im Rechnen Unterricht erhalten. Ein Schulmeister, ein Rhetoreiker, Petrus Johannes Gheysen, war so glücklich ihr Lehrer zu werden. Eines Tages bemerkte die Schülerin, daß der Lehrer zerstreut war, er hatte ein Gelegenheitsgedicht zu machen, und es wollte nicht werden. „Aber das kann doch nicht so schwer sein, Meister," war Mietje's Bemerkung. — „Ach, Jungfrau Mietje, wenn Ihr wüßtet!" Den nächsten Tag wurde er

mit dem ersten dichterischen Versuche seiner Schülerin überrascht. Er stand entzückt und erstarrt.

Dem ersten Versuche folgten andere, und bald konnte Gheysen den Stolz auf seine Schülerin nicht mehr für sich allein behalten, er zeigte einige ihrer Dichtungen dem Notar Lodewyk Van Roo, welcher, ebenso ergriffen von einem so ursprünglichen Talent, in die Hände der künftigen Dichterin die Werke von Helmers und Tollens legte. Dieser letztere blieb stets ein Liebling der Dichterin und schrieb ihr seinerseits später einen höchst schmeichelhaften Brief über die Abendlampe, während Frau Van Ackere wiederum im Genter Jahrbüchlein für 1856 die innigsten Verse an den Sänger von Nova-Zemlja richtete.

Auf das Andringen des Herrn Van Roo wagte sie es 1826 zum ersten Mal „nach Lorbeern zu ringen.“ Sie wurden ihr in Ypern zu Theil, doch wäre beinah der Spruch: **les absents ont tort**, an der jungen Dichterin in Erfüllung gegangen, denn da sie aus mädchenhafter Bescheidenheit dem Preiskampf nicht beiwohnte, würde die Medaille, welche ihr als der ersten Laureatin zukam, auf der Brust des zweiten Laureaten geprangt haben, wenn dieser, der Herr De Simpel, sich nicht ritterlicher gezeigt hätte als die Richter.

Maria Doolaeghe blieb nicht lange ohne Beziehungen mit den Dichtern ihres Vaterlandes. In der ersten Lieferung der „Niederdeutschen Literaturübungen“, Oktober 1833, finden wir eine Ode „An die belgischen Dichter,“ welche uns Deutsche an die Zeit erinnert, wo man sich bei uns: „mein Gleim, mein Kleist“ u. s. w. anredete, wie ich denn Frau Van Ackere überhaupt nicht besser zu vergleichen wüßte, als mit der Karschin. Diese Ode wurde in der zweiten Lieferung der „Niederdeutschen Literaturübungen,“ kurz, aber nicht weniger schwungreich durch Blommaert beantwortet, welcher die vlämische Dichterin Lady Montague und Madame Deshoulières so viel überstrahlen sah, „wie der Diamant das Glas“ überstrahlt. Das Freundschaftsbündniß der Dich-

terin mit Van Duyse muß bereits im Jahre Fünfundzwanzig geschlossen worden sein, indem er im Jahre Fünfzig in der Einleitung zur Abendlampe von einer fünfundzwanzigjährigen Dauer spricht. Wie viele Gedichte Van Duyse seiner Freundin geweiht haben mag, weiß ich nicht, ich kenne ihrer drei. In dem ersten, „An die Dichterin der Maßlieben" feiert Van Duyse die Erscheinung seiner Freundin als die des Morgensternes am Himmel der künftigen vlämischen Dichterinnen. „Keine vaterländische Frau sang noch in Belgien," aber: „Maria kam"! „An die Dichterin-Mutter" ist die Ueberschrift der zweiten poetischen Huldigung, in welcher der Dichterin ein Schweigen vorgeworfen wird, welches sie seitdem zum Glück ihres Landes vielfach unterbrochen hat. In dem dritten Gedicht preist Van Duyse seine Freundin, die „erhabene Bettlerin" wegen ihrer Dichtung „Zum Gedächtniß für Eugen Zetternam," welche nicht weniger als tausend Franken zum Vortheile der Hinterlassenen Zetternams eingetragen hat. Diese letzte Huldigung ist die, mit welcher man am aufrichtigsten sympathisiren kann.

Die Männerfreundschaften scheinen jedoch das Herz der jungen Dichterin nicht befriedigt zu haben, denn 1832 schreibt sie an Petronella Moens, die holländische Dichterin:

Kunstschwestern kann ich hier nicht finden,
Ich schweif' um den Parnaß in trauriger Einsamkeit.

Die Dichterin von der „Geschichte der Menschheit" empfing mit Freuden das Anerbieten der Dichterin der „Maßlieben," denn unter dem Namen dieser zarten Mädchenblumen gab Frau Van Ackere ihre ersten Gedichte heraus und zwar, wenn ich Van Duyse recht lese, erst nach ihrer Verheirathung.

Diese wird durch Van Duyse höchst dichterisch geschildert. In Kortryk war von einer Rhetoreikammer eine Elegie zum Gedächtniß Hofmans, des „Hans Sachs von Vlandern" ausgeschrieben worden. Maria Doolaeghe, die dem Greise innig angehangen hatte, gewann den Preis. Ein junger Mann

aus Kortryk, ein Geburtshelfer, fand die Elegie bei dem öffentlichen Vortrage so bewunderungswürdig, daß er die Dichterin derselben persönlich kennen zu lernen wünschte. „Die Bewunderung erzeugte in ihm ein süßeres Gefühl — die erste Dichtung, welche hierauf aus Maria's Feder floß, war „Ehestandsheil" überschrieben und „Frau Van Ackere" unterzeichnet."

Frau Van Ackere fand in einer glücklichen Ehe die Belohnung für treu erfüllte Tochter- und Schwesterpflichten. Sie hatte als Mädchen eine bejahrte Mutter und einen seit Jahren kranken Bruder zu pflegen gehabt, und zugleich mit einer jüngern Schwester, Sophie, einem Specereigeschäft vorstehen müssen. Sie hatte Alles gethan, und doch noch Zeit zu Versen gefunden. Die ersten Jahre dagegen nach ihrer Verheirathung scheint sie geschwiegen zu haben, denn nicht nur Van Duyse, auch Conscience im Nordstern für 1842 beklagte es, daß ihre häuslichen Pflichten sie gänzlich in Anspruch nähmen. Im zweiten Jahrgange des „Sprachverbandes" finde ich zuerst ihr großes Gedicht auf Palfyn, den Erfinder der Forceps, angekündigt. Es erschien bald nachher in einer Prachtausgabe und dann in der Abendlampe. Ich glaube schwerlich, daß gewisse Umstände, welche bei dem Erscheinen eines kleinen Menschen in der Welt vorkommen können, je vorher so lebhaft geschildert worden sind, besonders in poetischer Form. Gleich die ersten Worte: K' ben moeder! deuten den Vorwurf der Dichtung und die Lage an, in welcher die Dichterin sich befunden hat. Ein zweites großes Gedicht heißt „Vlandern's Landbau," und wurde bei Gelegenheit eines Bankets verfertigt, womit die landwirthschaftliche Gesellschaft zu Dixmude eine Ausstellung von Gegenständen des Land- und Gartenbau's schloß. In Folge dieses Gedichtes sandte das Ministerium des Innern der Dichterin von Dixmude mehrere Bücher, welche derselben durch den Bürgermeister in einer feierlichen Versammlung des Stadtrathes überreicht wurden. Bei dem Gastmahl, welches dieser

Feierlichkeit folgte, wurde die Herausgabe ihrer neuesten Schöpfungen von der Dichterin erbeten, und da die meisten derselben Sonntags bei der abendlichen Lampe geschrieben worden, der Titel „die Abendlampe“ gewählt. Van Duyse mußte zugleich versprechen, die Herausgabe zu übernehmen. Während er damit beschäftigt war, sandte ihm Frau Van Ackere acht „Volkslieder“ zu, welche sie „auf Ersuchen der Regierung“ gedichtet hatte. Es befindet sich unter ihnen auch eins für den Töpfer. „Ich habe den Töpfer mit Vorliebe besungen,“ schrieb Frau Van Ackere ihrem „Kunstfreund,“ „dieses nützliche Handwerk hat mich mit Ehren groß gezogen.“ 1857 hat Frau Van Ackere in einem von der königlichen Gesellschaft für schöne Künste und Wissenschaften zu Gent ausgeschriebenen Preiskampf mit der Kantate „die schönen Künste in Belgien“, abgedruckt im Niederdeutschen Jahrbüchlein 1858, wiederum den Sieg davongetragen, sowie 1858 zur Eröffnung der Eisenbahn nach Dixmude eine sehr bewunderte Ode geschrieben.

Wenn Frau Van Ackere im Englischen an Caroline de Crespigny und Herrn Midicin Dolmetscher gefunden hat, so hat Louise von Plönnies mir auch für Deutschland bereits die Pflicht abgenommen, die vlämische „Hauptdichterin“ bekannt zu machen. Ich gebe daher nur zwei kurze Stücke; das eine ist aus den „Maßlieben,“ das zweite, welches ich frei bearbeitete, steht im Genter Jahrbüchlein für 1855. Beide machen einen, allerdings nur sehr geringen Theil der „Mutterpoesie“ von Frau Van Ackere aus.

Mutterliebe.

Engel ohne Schuld, gegeben
Vom geliebten Gatten mir,
Dich auf meinem Schooße, fühl' ich
Eine Gottheit nahe mir.

Dank dem Vater, der dort oben,
Daß er dir das Leben gab,

Raubst du gleich die Ruh' mir, trät' ich
Doch für keine Welt dich ab.

Können Sorgen etwas wiegen,
Wo die Mutter pflegen kann?
Lächelt nicht der reichste Segen
Mich von deinen Lippen an?

Zartes Sprößchen, kaum erschlossen
Auf der großen Lebensbahn,
Möge nicht die Knospe welken,
Eh' ihr Kelch sich aufgethan.

Ach, müßt' ich dich seh'n erbleichen,
Fielen deine Blätter ab,
Ich verginge dann vor Trauer,
Sänke bald dir nach in's Grab.

Will dich tränken, will dich füttern,
Unermüdet Tag und Nacht;
Könnt' ich vor dem Schmerz dich hüten,
Der dich, Kind, schon weinen macht!

Schaukle deine Wieg' und stille
Dein Geschrei, mein lieber Sproß,
Bleibe rastlos bei dir wachen,
Bis der Schlaf dein' Aeuglein schloß.

Das Waischen.

In dem Grabe lag die Mutter
Und zurück das Kindlein blieb,
Lieblich war's und voller Anmuth
Und die Mutter hatt' es lieb,
Und es suchte ohne Ende,
Ob es nirgends Mutter fände.

Morgens ging es früh zum Vater
Segen holen — seine Hand
Zog es nieder, seine Lippen
Küßten dieses Liebespfand.
Doch es suchte ohne Ende,
Ob es nirgends Mutter fände.

Spielgefährten kamen spielen,
Puppen, Spielzeug fehlten nicht,
Alle streichelten der Kleinen
Liebevoll das Angesicht,
Doch sie suchte ohne Ende,
Ob sie nirgends Mutter fände.

Abends bei der Sonne Sinken
Setzte man sich um den Heerd,
Und erzählte die Geschichten
Wie das Kind sie sonst begehrt.
Doch es suchte ohne Ende,
Ob es nirgends Mutter fände.

Selbst im Traume war es traurig,
Und da kam doch Mutter noch,
Kam und wiegt' es, kam und küßt' es,
Aber ach, es weinte doch,
Hat gesucht zu allen Stunden,
Bis es Mutter wiederfunden.

Dichtstuk by de inhulding van den nieuwen steenweg van Dixmude op Pervysen, den 24. juni 1840, opgedragen aen het stedelyk bestuer van Dixmude. Dixmude 1840.
Madelieven. Dixmude 1840.
Palfyn, vaderlandsch gedicht. Gent 1849.
De avondlamp, dichtbundel. Gent 1850.
Den wel edelen heere de Breyne-Peellaert herkozen als burgemeester der stad Dixmude, 1855. Dixmude 1855.
Zetternam, 1857.

Van Beers (Jan), geboren den 22. Februar 1821 zu Antwerpen. Sein Vater war Distillateur und starb bald nach der Geburt des Sohnes, welcher das letzte von fünf Kindern und zugleich der einzige Knabe war. Jan wurde also von seiner Mutter und seinen vier Schwestern erzogen. Diese Erziehung läßt sich in der Weichheit und Reinheit seiner Dichtungsweise nicht verkennen.

Nachdem er in Antwerpen den gewöhnlichen Schulunterricht genossen, kam er auf das kleine Seminar von Mecheln. Da hier der ganze Unterricht auf Französisch ertheilt wird, behielt Van Beers vom Vlämischen nur grade so viel, wie nöthig war, um während der Ferien mit seiner Familie reden zu können. Vlämische Verse zu machen, fiel ihm nicht im mindesten ein — er machte französische. Aber ein Mal, als er wieder daheim ist, sieht er an einem Buchladen den „Löwen von Vlandern" von Conscience, der Name fällt ihm auf, er kauft das Buch, er verschlingt es und er ist Vlaming. Dieses Mal kehrte er mit einer ganzen Ladung von holländischen und vlämischen Büchern auf das Seminar zurück. Ein geheimes Fach in seinem Pult nahm die neuen Schätze auf, welche Van Beers heimlich und eifrig benutzte, nachdem er als erstes Opfer für sein erwachtes Vaterlandsgefühl seine sämmtlichen französischen Verse verbrannt hatte. Ein Augenleiden nöthigte ihn, auf einige Zeit sowohl seine geheimen, wie seine öffentlichen Studien zu unterbrechen. Gelangweilt in dem dunklen Winkel sitzend, wo seine Augen sich erholen sollten, reimte er sein erstes vlämisches Gedicht: „Kirmeß in der Hölle." Zu schreiben war ihm verboten — er diktirte seine „Kirmeß" einer seiner Schwestern. Genesen und nach Mecheln zurück gekehrt, las er seinen Erstlingsversuch seinem Professor vor. Der fand ein vlämisches Gedicht, welches noch obenein die Kirmeß in der Hölle beschrieb, dermaßen neu, daß er Van Beers dringend zuredete, es in einer der literarischen Sitzungen vorzutragen, welche bisweilen von den Schülern des Seminars veranstaltet werden. Van

Beers besaß schon damals die Gabe des Vortrages, welche ihn seither ebenso bekannt als Deklamator wie als Dichter gemacht hat. Entweder durch seinen Vortrag oder durch sein Gedicht ergriff er das ganze Seminar dermaßen, daß von nun an sowohl Professoren wie Schüler vlämische Verse machten. Van Beers selbst fuhr fort, sich für sich allein mit vaterländischer Literatur zu beschäftigen, während er zugleich seine Studien fortsetzte und nach acht Jahren beendigte. Eine Stelle als Professor beim Collegium von Pitzenburg in Mecheln konnte er seiner Augen wegen nicht länger als zwei Jahr bekleiden. Nachdem er sich in seiner Familie wieder erholt, wurde er in Antwerpen als zweiter Bibliothekar bei der Stadtbibliothek angestellt. Hier lernte er seine Frau, Henriette Mertens, kennen und lieben. Zugleich ließ er im „Kunst= und Literaturblatt," welches damals in Antwerpen herauskam, das Gedicht „der Rosenstock auf meinem Fenster" erscheinen. Conscience und De Laet suchten augenblicklich den jungen Dichter auf. In einer literarischen Sitzung des „Oelzweiges" las er seine Dichtung „der kranke Jüngling" vor. Sie gründete in Antwerpen seinen dichterischen Ruf.

Gegen das Ende von 1849 wurde Van Beers Professor an der Normalschule in Lier, 1850 im April verheirathete er sich. Sechs Jahr lang hatte er Henriette Mertens gekannt, fast ebenso lange geliebt, während ihrer Verlobung hatten sie sich in vlämischen Versen geschrieben. Jetzt ist er bereits Vater von fünf Kindern und so glücklich wie ein Dichter in einer Ehe mit einer verstehenden und liebenden Frau nur werden kann.

Bis dahin hatte Van Beers sich begnügt, seine Dichtungen einzeln in Zeitschriften zu veröffentlichen, 1853 gab er sie endlich gesammelt unter dem Titel „Jünglingsträume" zu Antwerpen heraus. Gewidmet hatte er sie seiner Henriette, „der Liebe seiner Jugend," der Liebe seines Lebens. Kaum waren sie erschienen, so unternahm man in Holland einen Nachdruck. Van Kesteren in Amsterdam schlug dem Dichter

eine berechtigte holländische Ausgabe vor. Van Beers willigte ein, und Van Kesteren war rascher als der Nachdrucker. Seitdem läßt Van Beers in Holland drucken, wo er ebenso als volksthümlicher Dichter betrachtet wird, wie in Belgien. Ja, er ist dort sogar das Haupt einer jungen Schule geworden, welche aus dem Hergebrachten und Verjährten nach der Einfachheit und der Natur zurückstrebt. Am letzten December 1854 las er in der „Gesellschaft der Künste und Wissenschaften" zu Rotterdam das Neujahrsgedicht, „Blick durch ein Fenster" vor, und 1855 zu Utrecht auf dem Niederländischen sprachlichen und literarischen Congreß den „Blinden." Dieses Gedicht wurde von August Clavareau aus Gent in's Französische übersetzt. Auch ich würde es zum Uebersetzen gewählt haben, hätte ich mir nicht von Anfang an schon auf Hörensagen hin, „Livarda" ausgesucht, die Dichtung, welche, nach einer alten Sage geschaffen, die „Jünglingsträume" eröffnet. Frau Van Beers legte mir zwei andere „An der Kirchenthür" und „Eine Blume aus dem Volke" dringend an das Herz, und ich kann nicht anders als anerkennen, daß sie mehr den Meister verrathen. Aber ich liebe die Jugend, und die ganze Jugend des Dichters ist in:

Livarda.

I.

„Vorbei ist Deiner Buße Zeit,
Ein Schwesternkranz erharrt Dein Nahen,
Und Jesus kommt Dich zu empfahen
Als Bräutigam voll Zärtlichkeit.
Livarda, Blume der Magdlichkeit,
Vorbei ist Deiner Buße Zeit —
Komm, Mädchen, zur himmlischen Herrlichkeit!"

So eine Stimme ob dem Schlagen
Der Flammen, ob den Jammerklagen
Der Seelen durch das Fegefeuer klang.

Und weit sein helles Flügelpaar entfaltend
Ein Engel auf in den Azur sich schwang,
Livarda in den Armen haltend.

II.

Sie stiegen, schneller als Gedankenflug,
Sie stiegen weiter, höher immer,
Und wenn der Engel mit den Schwingen schlug,
Strömt' eine Flut von Sterngeflimmer
Und floß als tausendfarb'ger Regenbogen
Die Himmelsbahn entlang mit leisem Wogen,
Auf der empor die Maid der Engel trug.
Sie stiegen, stiegen; ihnen nach da wallten
Die Funkelstraße hin in breiten Falten
Des Engels morgenrothes Purpurkleid,
Das mondenweiße Lichtgewand der Maid.
Sie stiegen, und die blaue Tiefe brauste
Bei ihrem Flug in mächt'ger Harmonie,
Als wollte ihre Freude zeigen sie
Dem Paare, welches ihren Raum durchsauste.
Sie stiegen, und sie waren bald so hoch,
Daß ihnen kaum das Fegefeuer ferne
Am tiefsten Himmelsrande noch
Erschien gleich einem Lichtpunkt, einem Sterne,
Der dort in blut'gem Kreise zog.

III.

Der Engel, mit der Hand der Stirne schmeichelnd,
Die rücklings still auf seiner Schulter lag,
Zurück des Mädchens blonde Locken streichelnd,
Wie weichen goldnen Wellenschlag,
Sah liebevoll das Mädchen an
Und frug: „Nicht wahr, das ist ein schöner Tag,
Livarda, wenn man aus den Folterpeinen
Des Fegefeuers aufwärts steigen kann,

Dahin, wo ew'ge Freudensonnen scheinen?"
Das Mädchen sprach: „Ja, Engel, ich will's meinen!"
Und als sie dieses sagt', erhob sie sachte
Die blauen Aeuglein auf zu ihm und lachte
Wehmüthig still, und schlug dann wieder
Die Augen nieder
Und schwieg.
Sie schwieg nicht lang,
Als sanfter noch des Engels Stimme klang.
„Wie hast denn Du dem Bösen Dich ergeben,
Mein armes Kind, Du, noch so jung, so zart?
Ich werde mäßigen mein Schweben,
Und Du erzähle mir Dein Erdenleben
Und sprich, wie es der Hölle möglich ward,
Dich zum Begehen einer Schuld zu treiben,
Die ungestraft nicht konnte bleiben?"

IV.

„Ich hatt' auf Erden, Engel," sprach die Maid,
„Kein langes Leben, aber vieles Leid.
Die Mutter starb, indem sie mich gebar,
Der Vater folgte ihr so bald zu Grabe,
Daß ich sein Antlitz ganz vergessen habe.
Nur weiß ich, daß sein Lächeln traurig war,
Wenn er des Morgens zu mir kam
Und mich aus meiner kleinen Wiege nahm.
Die Schwester meiner Mutter nahm mich an,
Als Vater war gestorben, und noch jetzt,
Du siehst es, muß ich weinen, denk' ich d'ran,
Wie sie so viel für mich gethan,
Wie ihre Liebe mir beinah' ersetzt,
Was ich so früh verlor, ich armes Waischen.

Wir wohnten vor der Stadt in einem Häuschen,
Des Winters lernte lesen ich

Und Alles, was mir nützlich konnte sein,
Sobald erst groß geworden ich.
Des Sommers spielt' ich in Gott's Sonnenschein
Und war vergnügt gleich meinen Spielgenossen,
Den Vögeln, die da sangen im Gebüsch,
Und schuldlos wuchs ich auf und frisch,
Gleich meinen lieben Blumen, welche sich
Vor Thau und Sonnenglanz erschlossen;
Doch wußten sie's nicht weniger, denn ich,
Daß wir des Lebens schönste Zeit genossen.

V.

„Und ein Mal war ich eben sechszehn Jahr,
Als wiederum der Lenz gekommen war,
Und schön und herrlich war er. Jeden Abend,
Bevor die Dämm'rung blau und labend
Herabfiel auf die Felder, kam ein Wogen
Von Menschen, welche froh die Stadt verließen,
Um draußen Ruh' und Kühle zu genießen
An unserm Haus vorbeigezogen.
Dann saß am Fenster ich oft Stunden lang,
Denn es war schön, beim Sonnenuntergang
Durch goldnen Staub mit fröhlichem Gedränge
Vorüber zieh'n zu sehen diese Menge.
Und einst — nein, diesen Tag vergess' ich nicht! —
Da hatte beim Vorübergehen
Ein Jüngling mich aus Zufall angesehen,
Doch mit so freundlichem Gesicht,
Daß seltsam mir's die Brust durchwühlte,
Daß ich erglühte und bewegt mich fühlte.

„Dann kam er alle Abende vorüber
Und blickte manchmal wohl nach mir hinüber,
Doch oft auch nicht, und niemals wieder sah
Das erste Lächeln ich auf seinem Munde,
Und dennoch saß ich um die Abendstunde

Und selbst schon früher, seiner wartend, da.
Und wenn er endlich kam, da ward es mir
Als bräche mir das Herz entzwei,
Und ging er sorglos dann vorbei,
Oft ohne einen halben Blick nach mir,
Da starrt' ich ihm mit feuchten Augen nach,
Saß, in der Seele noch sein Bildniß, träumen,
Bis still die Nacht sank aus den Himmelsräumen.

„Und immer ärger ward das nach und nach,
Ich dachte nur an ihn den ganzen Tag,
Und auch die Nacht, und Alles ließ ich sein
Was lieb mir war, saß Stunden lang allein
Im kleinen Garten weinen, Stunden lang
In meinem Bette beten, und ward krank,
Ward bleich und schwand gleich einer Blume hin,
Und so bracht' ich den ganzen Sommer hin,
Den Winter auch. Dann kam zurück der Mai,
Und wieder zog hinaus der Städter Schaar,
Und wieder kam, wie im vergang'nen Jahr,
Auch er an unserm Haus vorbei.

VI.

„Doch ich sah nicht zum Fenster mehr hinaus.
Der Doktor sprach, ich möcht', um zu gesunden,
Spazierengehen in den Abendstunden,
Und so mußt' ich denn Abends aus
Mit meiner Muhme.
Nah von unserm Haus
Da war ein großer, schöner Park, so dicht
Belaubt, daß hier und dort das Sonnenlicht
Hineinschien kaum, und dahin ging mit mir
Die Muhme stets.
Und einst, als beide wir
Auf eine Bank gesetzt uns hatten, kam

Er — Gott, er selber — angegangen, nahm
An uns'rer Seite Platz und sprach uns an;
Ich war so wirr, daß ich nicht sagen kann
Wovon er sprach, was er gesagt — jedoch
Die schöne Stimme hör' ich immer noch,
Denn jedes Wort klang mir im Herzen wieder,
Als tönt' es aus dem Himmel nieder.
Und wieder trafen wir am Tage d'rauf
Ihn auf der Bank und auch noch oft nachher,
Und er gefiel der Muhme gar so sehr,
Sie forderte' ihn uns zu besuchen auf:
Er solle ihre Blumen sehn. Er war
Der Freund des Hauses bald, und ihm ward klar,
Was für ein heimlich Leiden mich betrübte,
In meine Seele sah er tief hinein,
Und nicht mehr war ich nun allein,
Er liebte mich wie ich ihn liebte.

VII.

„Geliebt zu sein und lieben — Engel, oh!
Verstehst Du wohl, was das bedeutet? So
Mit einem Mal statt grenzenloser Schmerzen
Den Himmel fühlen, wie er strahlt im Herzen,
Den Tag in Allem eine Stimme hören,
Die süß von ihm und seiner Liebe singt,
Des Nachts ein Rauschen wie von Harfenchören,
Worin durch euern Traum sein Name klingt,
Und wenn euch leis' die ersten Strahlen wecken,
In jedem Funkeln, welches ihr erblickt,
Auch wieder seine Lieb' entdecken,
Die euch den Gruß des Morgens schickt —
Und Abends dann im Sommer Hand in Hand
Dahingehn, wenn der Mond vorübergeht,
Und seine Strahlen wie ein Nachtgewand
Aus auf die dunklen Blätter breitet,

Und sie durchspäht mit freundlichem Gesicht,
Und dann am Ende jeder Schattenwand
Euch trifft mit seinem vollen Licht —
Sprich, Engel, wenn Du durch das Mondgeflimmer
Herunterschwebst zu uns'rer Erde Staub,
Und niederblickst durch das bewegte Laub
Auf solch ein Paar, beneidest Du es nimmer?

VIII.

„Er liebte mich und feurig, aber ach,
Es war zu spät! Ich war vom Schmerz zu schwach
Geworden, schon gebrochen war mein Leben,
Geknickt auf immerdar. Das Sonnenlicht
Von seiner Liebe selbst vermochte nicht
Erquickung noch und Stärke mir zu geben —
Ich zehrte langsam ab.
Bald kam der Tag,
Wo ich die Erd' auf immer lassen sollte,
Wo sterbend ich auf meinem Bette lag.
Still betend saß die Muhme neben mir,
Und er, er lag auf Knieen neben ihr,
Und weinte heiß, denn Thrän' auf Thräne rollte
Auf meine abgezehrten Finger, und
Ein ganzer Traum von Engeln schwebte rund
Um meine Lagerstätte schon und wies
Nach oben mich, allein ich sah es nicht,
Ich sah nur einzig ihn, den ich verließ,
Und dachte: Gott, was lässest Du mich sterben?
Warum muß seiner Lieb' entsagen ich?
Nein, Herr, solch ein Geschick verdien' ich nicht.
Ich dacht's und starb.
Und das war mein Verderben.
Daß ich im Sterben noch so dachte,
Engel, verstehst Du wohl, das war's was mich
In's Fegefeuer brachte."

IX.

„Und nun, Livarda, ist die Bußzeit aus,“
So klang des Engels Wort, „und schon bereiten
Die Jungfrau'nschaaren sich von allen Seiten,
Die neue Braut in's himmlische Haus
Mit Kränzen und mit Liedern zu geleiten.
Jetzt wirst Du in der Liebe Schooß,
Die war und ist und bleibt auf immerdar,
Dein Glück, das eitler Schimmer blos,
Dein Leid, das Dir so bitter war,
Versinken seh'n. Livarda, freue Dich!
Gott selber wacht von nun an über Dich,
Und jeder Flügelschlag bringt seinen Himmeln
Uns näher. Fühl', o fühle, welche Glut
Schon um uns herwallt, welche Lebensflut!
Sieh in dem Unergründlichen welch' ein Wimmeln
Von Sonnen und von Sternen rings umher!
Sieh, wie sie brennen in dem blauen Meer,
Die Rosenroth und jene Diamant!
Und höre, so entzündet und entbrannt,
Melodisch singend um sich selbst sie schwingen.
Und höre all' die Stimmen weit und breit,
Die Tiefen der Unendlichkeit durchdringen,
Und dann, vereint zur Hymne, aufwärts klingen
Zu ihm, dem Schöpfer der Unendlichkeit.

Und uns zur Seite aus dem Sphärenkreis
Kannst Du ein zauberhaft Geflüster hören,
Das uns entgegenhallt, nicht wahr, so leis'
Wie ein Gesumm' von Bienenchören?
Die Geister, die dort wohnen, lockten gerne
Uns mit Gesang nach ihrem Sterne —
Doch sucht, o Geister, nicht uns zu bethören,
Wir streben auf nach einer schönern Ferne.“

X.

Und also unter sich das Mädchen haltend
Von Himmelskreis zu Himmelskreis er drang,
Mit unermüdetem Flug den Lichtraum spaltend;
Doch was auch süß von seinen Lippen klang,
Und wie er auch erklärte oder frug:
„Ist das nicht schön?" statt aller Antwort schlug
Die blauen traurigen Augen auf die Maid
Zu ihm und zu der Himmel Herrlichkeit
Und nickte lächelnd; doch dann senkte wieder
Das Köpfchen langsam auf die Brust sie nieder.
Und schweigend war er so schon viele Bogen
Des Himmels aus- und eingeflogen,
Vorbei an vielen Sternen waren sie
Gerauscht, wovon der Engel auch geschwiegen,
Obgleich verlockend süße Harmonie
Oft ihnen nachklang, während sie aufwärts stiegen,
Doch endlich flüsterte die Maid beklommen
Dem Engel zu: „Ob wir auf uns're Fahrt
Vorbei wohl an der Menschen Erde kommen?"

„Vorüber an der Erde, liebes Kind?
O nein, die liegt hier, wo wir sind,
So tief, tief unter uns, die ist so ferne
Von diesem Kreis, durch welchen ich Dich trage,
Daß selbst mein Engelsblick sie nicht gewahrt.
Doch, Liebste, warum thust Du mir die Frage?"
Und stammelnd sprach die Maid: „Ich möchte gerne
Die Erde nochmals sehn — sie war so schön!"
„So schön? Mein Kind, sieh doch die Himmelshöh'n!
Kann es auf Erden solchen Glanz wohl geben?
Vergissest Du, nach welchem Ziel wir schweben?
Was Du begehrest, Mädchen, ist fürwahr
Befremdlich — aber komm! empor! empor!"
Und lauter schlug sein breites Flügelpaar,

Und noch gewalt'ger eilte, denn zuvor
Er durch den Raum.
Livarda aber barg
An seiner Brust ihr glühend Angesicht
Und schluchzte plötzlich: „Ach, vielleicht ist's arg,
Doch lass' mich einmal noch den Liebsten sehen!"
Der Engel hielt im Flug an; zornig nicht,
Doch streng klang seine Stimme: „Wie, mein Kind,
Ihn, den Du liebtest, willst Du wiedersehen?
Nun Du gen Himmel steigst, zur Erde nieder?
Mit Staub die Augen Dir beflecken wieder,
Die Gott zu schau'n berufen sind?
Ihn wiederseh'n!"
Sie flehte bang:
„Nur einen Augenblick!" Er aber schaute lang
Die Flehende mit stummen Mitleid an.
„Willst Du mein Kind," so frug er dann,
„Für eine Zeit von hundert Jahren
Auf's Neu in's Fegefeuer fahren?"

Nach einem Schweigen sprach Livarda: „Oh
Laß mich ihn seh'n, und dann — dann sei es so!"

XI.

Und lieblich war der Abend. Zwischen Gold
Und Purpur stieg die Sonne leis' hinab,
Indessen mit den letzten Strahlen hold
Der Erde sie den Gruß des Abschieds gab.
Und so geliebkost von dem Glanz der Sonne,
Verrieth die Erde solche tiefe Wonne,
Als wär's ihr nur zu wohl bewußt,
Sie sei geschaffen, um zu leiden,
Und wollte an dem Augenblick der Lust,
So selten ihr vergönnt, sich doppelt weiden.

Und mit Livarda in den Armen schwang
Der Engel sich herab. Unsichtbar schwebte
Das niedrig schlichte Häuschen er entlang,
Wo einst die Maid mit ihrer Muhme lebte.
Dann glitt er wie der Schimmer eines Traumes
Durch's laub'ge Dickicht eines Gartenraumes
Und blieb dort schweben. Und Livarda bebte,
Und Thränen klangen in der Stimme ihr,
Als leis' sie sagte: „ja, hier muß ich, hier
Ihn wiederseh'n. Da stehet noch die Bank,
Wo ich zum ersten Mal den süßen Klang
Vernahm von seinen Worten! Und da saßen
Zusammen wir, so selig und so lang,
Daß wir der Zeit, daß wir des All's vergaßen.
Daß mich die Muhme holte, voller Zorn,
Weil ich so lange draußen blieb im Dunkeln —
Da steht die Bank noch, und der Hagedorn
Läßt noch die weißen Blüthen drüber funkeln,
Wie damals — Himmel, und da stehet, auch
Wie damals noch, mein lieber Rosenstrauch.
Ja, Alles ist noch wie's gewesen hier —
So spielte sonst die Sonne in den Zweigen,
So klang's im Laube — doch wann wirst du mir
Nun endlich den Geliebten zeigen?"

„Livarda, siehst du nicht? hierher
Kommt er aus jenem Gang."

„Gott, ist das er?
Er? Ja, er ist's!

Er ist doch schön, nicht wahr?
Und sieh — er nahet — sieh! er läßt sich nieder
Auf diesen Platz, der einst der uns're war!
O sichkoer mmt er öfters wieder,

Um auf der Bank und unter diesen Bäumen,
Die Zeugen waren unsres Glücks, zu träumen
Vom armen Mädchen, welches ihm geraubt.
O sieh, er denkt an mich! Wie hängt das Haupt
Ihm so voll Trauer auf die Brust herab!
Jetzt fährt aus seinem Traum er auf!
Ach, sieh nicht so den Lindengang hinab,
Mein Freund, wo ich im frohen Lauf
Gewohnt, entgegen dir zu fliegen!
Hier bin ich — deine Braut ist hier,
Doch sie ist todt, die Braut, und darf sich dir
Nicht länger an den Busen schmiegen.
Er richtet sich empor. Was fängt er an?
Gott! Rosen, Rosen will er pflücken!
Das that er ehmals auch, um dann
Mit allen schönsten bräutlich mich zu schmücken.
Ach, soll er denn in diesen Schatten nicht
Ein einzig Mal mich sehn?
Wer kommt denn da?
Und er — mit welchem freudigen Gesicht
Eilt er zu ihr? Ha!"
Und Livarda sah
Erstarrt ihn nach der Bank die Maid geleiten,
Sah ihn sich niederlassen ihr zur Seiten,
Sah ihn an ihre Brust die schönen Rosen
Befestigen, sah ihn schmeicheln, sah ihn kosen,
Und hörte — hört' ihn brennend lispeln: „sprich
Noch ein Mal — hundert Mal: ich liebe dich!
Denn niemals liebte eine And're ich!"
Und: „Gott! o kann ich denn nicht sterben mehr?"
Sie rief's, sank in des Engels Armen nieder,
Und alle Bäume rauschten hin und her,
Von einem wunderbaren Hauch durchzogen —
Der Engel war's, der nach den Himmeln wieder
Mit der vergehenden Maid emporgeflogen.

XII.

Und offen stand der Himmel. Wie das Wogen
Von einer Fluth, die ihre Schleußen bricht,
So fuhr heraus das unerschaffne Licht,
Und herrlich kam der Jungfrau'nchor gezogen
Herab gleich einem hellen Schwanenzug.
Und Engel schwangen ihren Jubelflug
Ringsum, und im Gesang der Seraphim
Erklang's: „Gott in der Höh sei Ehr!"
Es steiget eine Seele nach oben,
Es wird ihn eine neue Stimme loben,
Es blühet eine neue Lilie ihm,
Der Jungfrau'nchor zählt eine Schwester mehr —
Hosiannah! Gott in der Höh' sei Ehr!"

Und mit Livarda kam der Engel her,
Schnellschwebend durch das Aethermeer.
Und als das Lied der Maid entgegenklang
Und all' der Glanz ihr in das Antlitz drang,
Erwachte sie nnd frug: „welch ein Gewimmel
Ist dies, o Engel?" — „„Kind, es ist der Himmel,
Der uns erschlossen wird — Komm her, komm her!"" —
„Doch hast du mir denn nicht verkündigt:
Ich müßte für die Zeit von hundert Jahren
Auf's Neu' in's Fegefeuer fahren?" —
„„In einer Stunde hast du drunten mehr
Gelitten als in hundert Jahren
Voll Fegefeuerqual — du bist entsündigt —
Komm vorwärts, komm gen Himmel!""
Und sie waren
Beim Jungfrau'nchor und bei den Engelsschaaren,
Das Mädchen ward auf Licht dahingeführt,
Die gold'nen Saiten wurden laut gerührt:
„Im Schooß der ew'gen Liebe sei willkommen!"
Und Alle hat der Himmel aufgenommen.

Ich müßte mich sehr täuschen, wenn man nicht in Deutschland mit mir über die Schönheit dieser Dichtung einverstanden sein sollte. Sie ist im besten, höchsten Sinne eine Jugenddichtung, blühend, farbig, schwungvoll, naiv und lieblich traurig wie die Jugend selbst. Die Eröffnung durch den herabschwebenden Engel ist prächtig, Livarda selbst sicherlich die zarteste „maegdelike blom," die je ein Engel nach dem Garten des Himmels getragen hat. Diesen Schwung hat Van Beers in keiner seiner spätern Dichtungen wiedergefunden, sie sind alle ernster, gedämpfter, überlegter, nur „der Rosenstock auf meinem Fenster" ist in der Frische mit „Livarda" verwandt und zugleich von einer im Vlämischen nur allzuseltenen hinfließenden Melodie des Versbaus. „Der Blinde" hat eine erschütternde Feierlichkeit des Schmerzes. Von einer gleichsam zusammengebissenen Kraft ist „der arme alte Großvater" nach Grimm, in der „Vlämischen Schule." Van Beers dichtet selten; er nennt sich träge, ich nenne ihn ehrfurchtsvoll gegen die Poesie. Er will ihr nur in geweihten Stunden opfern. Allerdings könnten die öfter schlagen, würden es wohl auch, wenn die Uhr im Hause des Dichters nicht mit ihnen zugleich die Lehrstunden des Professors an der Normalschule anzeigte. Aber da Van Beers nun ein Mal Professor an einer Normalschule ist, und noch dazu an der Normalschule in Lier, so ist es gut, daß er selten dichtet, — er bleibt dadurch „der Jüngling, welcher träumt." Auch in seiner Erscheinung ist er das. Man hält ihn wenigstens für sechs Jahre jünger als er ist. Trüge er keine Brille, so hätte er gar Nichts vom Professor. Ich sagte gleich zuerst: seine Erziehung ließe sich in seiner Dichtungsart erkennen — sie hat ebenso seine Art des Sein's bedingt. Frauenhände glätten gleichsam die Stirn des Knaben; der Mann, der unter weiblichen Einflüssen aufwächst, genießt einer längern Jugendlichkeit. Im Urtheil dagegen ist Van Beers ganz Mann; ein überschauender, klarblickender Kopf, mit Ueberzeugungen, aber ohne blinden Enthusiasmus und folglich auch

ohne Vorurtheile. Seine weiche und biegsame Stimme verräth den ausgebildeten Deklamator.

Graef Jan van Chimay; eene geschiedeniss uit de XV eeuw. Taelverbond 1846.
Frans de Hakkelaer. Taelverbond. 5de jaergang. 6de deel.
Noord- en Zuid-Nederland by het graf van Hare Maj. Ludovica Maria, Konigin der Belgen. Antwerpen 1851. (Zusammen mit A. Bogaers.)
Jongelingsdroomen. Antwerpen 1853. Amsterdam 1854, 1855, 1858.
De Blinde. Utrecht 1855. — 5de uitgave.
Blik door eene venster. Een niewjaersgedicht voor den Arme. Amsterdam 1856.
Zetternams Zwanenzang. Antwerpen 1856.
Lykkrans voor Tollens. Amsterdam 1857.
Nederduitsche Spraekleer. Antwerpen 1852, 1854, 1857.

Van Biesbrouck (Edward).

Ein Amselnest,

oder:

Wie man Mitglied einer gelehrten Gesellschaft wird.

Jakob Spießen war Gemeindesekretär in einem Dorfe und war zufrieden mit seinem Stand und seiner einfachen Häuslichkeit. Aber der Teufel des Hochmuths setzte es ihm auf ein Mal in den Kopf, seinen Namen verewigen zu wollen, und Jakob, der wohl viel Erfahrung in seinen Geschäftssachen besaß, doch herzlich wenig von Sprache und

Geschichte verstand, ließ ein historisches Werk, die Frucht der Arbeit eines ganzen Jahres, erscheinen.

Die Mitbewohner seines Dorfes verschlangen das Buch und gafften ihren gelehrten Sekretär voll Verwunderung an. „Er hat mehr Verstand in seinem kleinen Finger, als unser Pastor und unser Bürgermeister in ihrem ganzen Leib,“ sagte der Eine. „Was sagt ihr?“ rief ein Anderer aus, „vielleicht ist Niemand in der ganzen Provinz so hochgelehrt, wie er.“

Durch dergleichen Redensarten, die dem Sekretär keineswegs verborgen blieben, da Jeder ihm zu seiner herrlichen Arbeit Glück wünschen wollte, wurde sein krankes Gehirn auf eine gefährliche Weise vom Hochmuth verwirrt. In wenigen Tagen war der Sekretär so verändert, daß man ihn beinah nicht mehr wiedererkannte. Sein Blick war stolz und triumphirend, er streckte den Bauch mehr vor und warf den Kopf mehr zurück, sein Mund blieb dicht geschlossen und seine Unterlippe hing wie eine gothische Krone auf sein breites Kinn herab. Seine Haltung, sein langsamer und abgemessener Gang verriethen, was den Aermsten quälte. Es kam fast kein Wort mehr aus seinem Munde, außer über Alterthumskunde und Geschichte. Es geschah sogar bisweilen, daß wenn er einen Geburtsakt aufnehmen sollte, er anstatt der Namen des Kindes die von Odin, Thor, Kaiser Karl oder Hapkyn Boudewyn schrieb. Ja, selbst in seinem Anzug fand man die Spuren seines Hochmuths. Er kleidete sich stets in Schwarz und trug eine goldene Uhr. Wollte er nachsehen, wie spät es wäre, so klappte er zuerst langsam seine Weste etwas um, zog dann mit Vorsicht die kostbare Uhr aus der

Tasche und hielt sie feierlich einen Meter weit von sich ab, ehe er glaubte, sie mit Anstand besehen zu dürfen. Auch mit seiner silbernen Schnupftabaksdose wußte er sehr comme il faut umzugehen.

Soweit war Alles gut, und Jakob glücklich. Doch wie so viele Andere verstand er es nicht, sich an diesem Glück genügen zu lassen. Er schrieb ein zweites Werk, welches ein Jahr nach dem ersten erschien. Auf seinem Dorfe fand es denselben Beifall, aber seine Wünsche gingen nun schon weiter. Er hätte es gern gesehen, daß man auch in der literarischen und gelehrten Welt von ihm gesprochen hätte. Ruhe und Glück schwanden allmählig dahin. Mit klopfender Brust durchschnüffelte er alle möglichen Zeitschriften und Tagesblätter, um zu sehen, ob nicht irgendwo von seinen verdienstvollen Arbeiten die Rede wäre. Aber nein! Kein Wort. Man ließ die Schätze, die er ausgegraben, in der Vergessenheit. O bittere Enttäuschung! Und Spiessen, der da glaubte, daß sein Name durch ganz Europa wiederhallen würde, daß Gelehrte und selbst gekrönte Häupter den großen Geist in seinem einfachen Dorfe aufsuchen würden! Er war entmuthigt und niedergeschlagen. Er schwor, die Feder nicht wieder in die Hand nehmen zu wollen. „O du unglückliche und undankbare Menschheit," rief er aus, indem er sich auf die Stirn klopfte, „da liegen noch so viel Schätze verborgen, aber du bist ihrer nicht werth!"

Eines Morgens jedoch stand er getröstet und wohlgemuth auf. Ein Lächeln glitt über sein fast immer ernstes Antlitz: er hatte die Ursache seiner enttäuschten Erwartung entdeckt. — „Die Welt will geblendet werden," sprach er,

„ergo man muß ihr Sand in die Augen werfen. Auf dem Titelblatt meiner Werke steht nur: von Jakob Spiessen, Gemeindesekretär, das ist natürlich nicht sehr empfehlend, nicht Respekt einflößend genug. Da meiner scharfen Beobachtung Nichts entgeht, habe ich recht wohl gesehen, daß die Bücher den größten Beifall finden, deren Autoren die meisten Ehrentitel unter ihren Namen setzen können. Glücklich sind deßhalb die, welche deren recht viele besitzen! Ich habe schon welche gesehen, die zwölf bis dreizehn hatten, ohne die u. s. w. u. s. w. Es ist Alles vorüber, die Welt ist besessen auf Rauschgold und prunkende Worte, man muß heutiges Tags Charlatan sein, oder es ist Nichts mehr zu machen. Das wahre Talent wird durchgehends verkannt. Die größten Schreier hört man am weitesten."

Diese Betrachtung, die nicht so ganz unwahr ist, beruhigte den Mann einigermaßen und gab ihm neuen Muth. Er fing nun an, danach zu trachten, sich irgendwo zum Mitglied einer gelehrten Gesellschaft ernennen zu lassen. Er erinnerte sich, in seiner Jugend mit einem gewissen Herrn Vanstein zusammen auf der Schule gewesen zu sein, der jetzt Mitglied einer historischen Gesellschaft war. Ohne Zeit zu verlieren, begab er sich sofort in die Stadt X....., den Sitz jener Gesellschaft, um den Freund seiner Jugend aufzusuchen.

Im Hause des Herrn Vanstein wurde er vortrefflich aufgenommen. — Möglich, daß er es Etwas seinem feinen Anzug, der schönen goldenen Uhrkette, die auf seiner Weste glänzte, und seinen neuen schwarzen Glacéhandschuhen zu danken hatte. Ohne zu sagen, wer er wäre, zog er zwei Exemplare von seinen Werken, die er hatte prächtig einbin-

den lassen, aus der Rocktasche und überreichte sie dem Herrn Vanstein. Dieser starrte mit einiger Verwunderung das Titelblatt der Bücher an und sagte dann zu dem Sekretär, welcher von seinem Freund einige schmeichelhafte Worte und einen herzlichen Händedruck erwartete:

„Was beliebt, Meinherr?"

„Nun, Meinherr Vanstein," rief der Regierungsbeamte verwundert aus, „kennt Ihr Euern alten Schulkameraden Jakob Spiessen nicht mehr? Der so gut studirte und doch bei den Preisaustheilungen nicht immer der Glücklichste war, weil Jeder hinlänglich weiß, wie es dabei zugeht."

„Mir dünkt ... ja ...," sagte Meinherr Vanstein, indem er den Zeigefinger an die Stirne drückte, „ich erinnere mich, Euch gekannt zu haben. Nun, womit kann ich Euch dienen, Meinherr Spiessen?"

Diese Kälte machte den Autor etwas befangen, doch faßte er sich und antwortete möglichst verbindlich:

„Mit der Annahme der beiden Exemplare meiner Werke, welche ich Euch aus alter Freundschaft zum Geschenk anbiete, da Ihr sie ja doch wohl noch nicht angekauft habt."

„Ich habe noch nie davon sprechen hören und sie auch noch nirgends gesehen. Doch läßt sich erwarten, daß sie nicht ohne Werth sind und uns mit einem neuen Talent bekannt machen werden," erwiederte Meinherr Vanstein.

Der hochmüthige Dorfgelehrte, der sich jetzt mit einem Mann von wirklichem Verdienst in Berührung sah, glühte vor Vergnügen und Stolz und sagte mit einigem Nachdruck:

„Ja, Meinherr, sie sind die Früchte zweijähriger Arbeit und mindestens zehnjährigen gründlichen Studiums und

unermüdlicher Nachforschungen. Dank meinem Eifer habe ich ein höchst interessantes Ganzes zusammengestellt. Indessen, Ihr werdet Euch selbst davon überzeugen können, wenn Ihr Euch die Mühe geben wollt, die Werke ein Mal durchzulesen."

„Das wünsche ich lebhaft," antwortete Meinherr Vanstein, der bereits fühlte, wen er vor sich hatte, „und ich bin Euch sehr dankbar für das Geschenk. Wo ich Euch wieder dienen kann . . . . ."

Darauf wartete der Sekretär.

„Meinherr," sagte er, „ich habe noch viel im Kopfe und werde noch viel schaffen, falls mir Aufmunterung zu Theil wird. Es wäre eine schöne Sache für eine gelehrte Gesellschaft, mich unter der Zahl ihrer Mitglieder zu besitzen. Von Zeit zu Zeit würde ich dann interessante Vorlesungen halten, und dadurch viel zur Förderung der Geschichte und Alterthumskunde beitragen können. Auch muß ich offen bekennen, daß es mich wirklich sehr schmeicheln würde, als Mitglied in eine solche gelehrte Gesellschaft aufgenommen zu werden."

Der Herr Vanstein, der zwar ein äußerst gelehrter Mann, aber dabei doch ein durchtriebener Schalk war, merkte, worauf der eitle und eingebildete Sekretär aus wäre und wollte sich einen Spaß mit ihm machen. Ohne weitere Umwege frug er daher mit dem ernsthaftesten Gesicht von der Welt:

„Meinherr Spiessen, in der Umgegend Eures Dorfes nisten noch immer viel Amseln, nicht wahr?"

Der Sekretär war wie mit kaltem Wasser begossen bei dieser sonderbaren Frage. Er riß die Augen weit auf und

starrte halb unwillig, halb verwundert seinen Frager an. Er glaubte, er scherzte oder wäre nicht ganz bei Sinnen, doch als er sah, daß dieser ernsthaft blieb und eine Antwort zu erwarten schien, sagte er langsam und mißtrauisch: „Ja, Meinherr.“

„Nun gut,“ antwortete Meinherr Vanstein: „wenn Ihr mir ein Nest mit jungen Amseln verschaffen könnt, würde ich Euch zum Mitglied unserer Gesellschaft vorschlagen, denn ich bin ein großer Liebhaber von diesen Vögeln.“

Spiessen's Herz fing bei diesen Worten hörbar an zu schlagen. Es war, als hätte sich der Himmel vor seinen Augen aufgethan. Er drückte seinem Freunde kräftig die Hand und sagte tief bewegt:

„Das will ich Euch unfehlbar in den nächsten Tagen besorgen. Aber, guter Freund, ich rechne dann auf Euer Versprechen.“

Damit ging er fort und reiste, stolz und freudig über seine bevorstehende Erhebung nach Haus. Unterwegs faßte er bereits den Plan zu einem neuen Werke, das als Titel führen sollte: „Schatz der Alterthumskenner von Flandern, von Jakob Spiessen, Mitglied der historischen Gesellschaft von X .... rc. rc.

Meinherr Vanstein lachte herzlich, als Spiessen fort war und erzählte allen seinen Freunden von dem sonderlichen Besuch. Er durchblätterte Spiessens Werke und fand sie voller Unrichtigkeiten und Sprachfehler. Jakob dagegen war kaum zu Hause angekommen, so stellte er wohl mehr als zehn Leute an, um Amselnester suchen zu lassen, und bald war sein ganzes Haus voll von jungen Amseln. Die sechs schön=

sten und größten wurden ausgesucht und dem Herrn Banstein zugeschickt.

Da dieser sah, daß der gute Tropf es wirklich für Ernst genommen hatte, glaubte auch er, sein Versprechen halten zu müssen, und Dank dem Amselneste wurde Jakob Spiessen der gelehrten Gesellschaft vorgeschlagen und als wirkliches Mitglied aufgenommen.

Die Freude des Sekretärs war grenzenlos, als er seine Aufnahme erfuhr. In fünf Minuten wußte das ganze Dorf, welche ausnehmende Ehre dem hochgelehrten Geheimschreiber zu Theil geworden war und die Glückwünschenden strömten von allen Seiten herbei. Er war der Erde wie entrückt und schwebte selig in höheren Regionen. Die ganzen ersten Tage lief er wie ein Wahnsinniger herum und murmelte fortwährend: „Jakob Spiessen, Mitglied der historischen Gesellschaft von X . . . . 2c. 2c." Seine brave Frau und seine Kinder erschracken ordentlich vor ihm und glaubten ernsthaft, Vater Jakob wäre übergeschnappt. Er war auch nahe daran, denn Anmaßung und Hochmuth führen am leichtesten dazu. Indessen allmählig nahm der erste Rausch ab, und Spiessen kam wieder zu Verstand. Er wurde ruhiger, gewöhnte sich an sein großes Glück und ging unverzüglich und mit verdoppeltem Muth an die Arbeit.

War bis dahin Alles Zucker und Honig gewesen, so mußte nun der unglückliche Geschichtsforscher erfahren, daß man sich nicht straflos mit Gelehrten einlassen kann. Gleich in der ersten Sitzung wurde Jakob so höllisch mitgenommen wegen seiner Schriften, daß ihm der Angstschweiß in großen Tropfen vom Gesichte rann. Da merkte der Mann erst,

daß er sich zu hoch verstiegen und etwas zu viel auf seine Kräfte gebaut hatte. Vergebens kratzte er sich hinter den Ohren und rieb sich auf der Stirne, es fiel ihm nicht das Geringste ein, womit er die Bemerkungen über seine Werke hätte widerlegen können. Traurig und entmuthigt verließ der arme Teufel die Sitzung und fuhr nach Hause. Dort erwartete ihn eine neue Plage, die natürliche Folge des Hochmuths und der Eigenliebe: er dachte, daß die Opposition, auf die er in der gelehrten Gesellschaft gestoßen, Nichts als Eifersucht wäre. Er fand zwar einen Trost darin, warf aber einen heftigen Haß auf die übrigen Mitglieder der Gesellschaft. Gleichwohl wohnte er noch einigen Sitzungen bei, hielt es jedoch nicht mehr der Mühe werth, davon zu sprechen, und als er sah, daß er fortwährend der Gegenstand unbarmherziger und seinem Glauben nach unverdienter Angriffe war, reichte er ohne Weiteres seine Entlassung ein und hatte beim Austritt aus der Gesellschaft fast eben solche Freude, wie beim Eintritt in dieselbe. Fühlte er sich doch nun wieder frei und konnte schreiben, was er wollte, ohne fürchten zu müssen, bekrittelt zu werden. Und dem war wirklich so. Denn von dem Augenblicke an sprach auch Niemand mehr ein Wort von seinen Werken.

Obschon er so hart auf die Probe gestellt worden war, arbeitete Jakob doch mit unermüdlichem Eifer fort. Er wollte Allen zum Trotz einen europäischen Ruhm erwerben; aber unglücklicher Weise bediente er sich dazu der niedrigsten Mittel der Marktschreierei. Er sandte seine Werke in der ganzen Welt herum an alle hohe Beamte, und sogar an gekrönte Häupter, schrieb Artikel voller Weihrauch für sich selbst und

ließ sie in Zeitungen einrücken. Da jedoch die Redakteure, so zufrieden sie waren, ihre Blätter zu füllen, auch nicht einmal scheinbar die Verantwortlichkeit dieser Artikel auf sich nehmen wollten, sah man unter letzteren jedes Mal das unselige Wort „Mitgetheilt“ zwischen zwei Anführungszeichen prangen.

Noch ist der unglückliche Spiessen zu stark verblendet, um zu sehen, daß er nur einem trügerischen Schimmer nachläuft, und wird zu sehr von seiner Eigenliebe beherrscht, um zu wissen, daß wahrer Ruhm und wahre Ehre einzig und allein dem wirklichen Verdienste, keineswegs aber hochmüthiger Unwissenheit oder leerer Marktschreierei zu Theil werden. Einstweilen, bis ihm die Augen aufgehen und er Bescheidenheit lernt, die stets die Zierde jeden wirklichen Talentes ist, möge er das alte Sprüchwort beherzigen: „Man soll nicht weiter springen, als der Stock reicht.“

Die vorhergehende Skizze, welche so launig das Wesen und Unwesen der „Gesellschaftssucht“ schildert, womit wohl noch andere Leute behaftet sein dürften, als der ehrliche Jakob Spiessen, war früher übersetzt, ehe ich Nachrichten über den Verfasser eingezogen hatte. Ich gebe sie daher, ohne über Van Biesbrouck mehr in Erfahrung gebracht zu haben, als daß er irgendwo Cantonalinspektor der niedern Schulen gewesen ist, sich später verheirathet und zurückgezogen haben soll, und früher mit Ecrevisse und Sleeckx bei der „Flämischen Stimme“ thätig war.

Elisa, gevolgd van eenige andere verhaeltjes. Thielt, 1846.
De twee zusters. Vlaemsche Stem, 1846.
De boschwachter van Lommerdale. Vlaemsche Stem, 1846.
De gravin van Treurenburg. Nederduitsch letterkundig Jaerboekje, 1847.

Het Meerlennest. Vlaemsche Stem, 1847.
Roosje Kerel en Treetje Bierman. Muzenalbum, 1848.

Van Delen (Petrus Joseph), geboren zu Antwerpen den 19. Oktober 1819. Sein Vater hieß wie er, seine Mutter Maria Carola Waelbroeck. Er wurde in dem Institut von Michiel van der Voort unterrichtet und erwählte später das Uhrmacherhandwerk. Einer der ersten Beförderer der vlämischen Bewegung in Antwerpen, betheiligt an der Stiftung mehrerer Gesellschaften, schrieb er mehrere Novellen, die jedoch noch nicht gesammelt erschienen sind. Die folgende ist aus dem „Nordstern", 1842. 3. Jahrgang.

Vergebung.

I.

Es ist Niemand unbekannt, zu welchem Grad von Reichthum Antwerpen im sechzehnten Jahrhundert durch die freie Schiffahrt gelangt war. Wohl, im September 1529 war all' der Glanz, all' die Pracht, welche die Bewohner zur Schau trugen, so plötzlich verschwunden, daß es schien, als hätte Antwerpen eine ganz andere Bevölkerung bekommen. Man sah die Straßen nicht länger Tag und Nacht mit Menschen gefüllt, man sah nicht länger die reizenden Frauen, welche die Spitzen und die Seide so anmuthig zu tragen wußten, man sah nicht länger die Waarenballen aus- und eingeladen werden. Ja, selbst die Schelde war verlassen von Fahrzeugen, denn eine furchtbare Krankheit herrschte in der Stadt, und der Tod riß täglich Hunderte mit sich fort.

Es war gegen Tagesanbruch. Der Mond, welcher die ganze Nacht hindurch sein Licht auf den Strom geworfen

hatte, begann seinen Glanz zu verlieren, und der ganze Gesichtskreis war in einen zweifelhaften Schimmer gehüllt, als auf der Höhe von Lillo ein Schiff seine weißen Segel zeigte. Es war ein leichtes Fahrzeug, welches zwei Tage früher von Amsterdam ausgelaufen und Tag und Nacht mit möglichster Schnelle gefahren war. Außer der kleinen Mannschaft befanden sich nur zwei Reisende darauf. Der eine war ein junger Mann von sechs- bis siebenundzwanzig Jahren, mit bleichem und eingefallenem Gesicht. Seine Augen waren ebenfalls tief eingesunken und verriethen eine fieberhafte Ungeduld, welche ihn bisweilen mit solcher Stärke ergriff, daß er aufsprang und das Verdeck mit rastlosen Schritten durchmaß. Stand dann der Schweiß ihm auf der Stirn, so suchte er für sein Haupt wieder Ruhe an der Schulter seiner Reisegefährtin, einer jungen Frau von etwa vierundzwanzig Jahren, auf deren Gesicht jene friedliche Trauer zu lesen war, welche eine fromme Unterwürfigkeit in die Schickungen der Vorsehung andeutet. Noch waren die Rosen ihrer Wangen in den Stürmen des Schicksals nicht ganz erblichen, und ein bezauberndes Lächeln begleitete die tröstenden Worte, welche sie liebevoll an ihren leidenden Gefährten richtete.

„Um der Liebe der heiligen Jungfrau willen,“ sagte sie zu ihm, als er sich abermals stumm neben ihr niederließ, „mein Edward, faßt doch Muth. Seht Ihr dort die vielen Thürme unter der aufgehenden Sonne gleichsam aus dem Wasser aufsteigen? das ist unsere Geburtsstadt — eine Stunde noch, und Ihr seht Eure Eltern wieder.“

„Ja, eine Stunde noch — für mich eine Ewigkeit, Bertha, und wir sind auf einem Boden, der verpestet wer

ihn betritt, in einer Luft, die vergiftet wer sie athmet! Noch eine Stunde, und wir sind vor der Thür von Eltern, die mich verläugnen werden, die mir vielleicht wie einem Ehrlosen das Haus weisen werden. Warum folgt Ihr mir dahin, wo Nichts als Gefahr und Schande ist?"

„Soll ich Euch verlassen und hab' Euch doch vor Gott Treue und Beistand gelobt? Nein, so lange auch das Schicksal Euch bedrückt, sollt Ihr mich als getreue Dienerin an Eurer Seite finden."

„Ja, bleibt an meiner Seite, Bertha, als Trost, als Stütze, und seid gesegnet für die Liebe, die Ihr zu mir tragt."

„Und bin denn ich nicht die Ursache Eures Leidens? Habe ich nicht den Zorn Eures Vaters auf Euch herabgerufen? Warum mußtet Ihr mich zu Euch erheben, mich, die ich Entbehrung und Verachtung auf der Stirn trage?" fügte sie weinend hinzu.

„Euer Vater ward fälschlich angeklagt, Euer Vater ward unrechtmäßig gerichtet," rief Edward. Die Zukunft wird seine Unschuld offenbaren, ich habe ein unerschütterliches Gefühl davon. Und mein Vater wird uns vergeben, wenn meine Mutter für uns bitten wird. Er wird nicht sterben, bevor er den Fluch von meinem Haupte genommen hat."

Während er so, seinen eigenen Befürchtungen entgegen, seine Gattin zu trösten versuchte, hatte das Schiff sich der Stadt genähert. Die ersten Häuser glitten an ihnen vorüber, und wenige Augenblicke später befanden sie sich vor der alten Burgkirche. Von ihrem Mann unterstützt, erklomm die Frau den Wall, dann betraten Beide die Stadt und verschwanden hinter dem dunklen Gebäude. Das Schiff verließ augen=

blicklich das Ufer, blieb in der Mitte des Stromes liegen und fuhr gegen Mittag nach Amsterdam zurück.

II.

Es war ein trauriger Anblick, eine so bevölkerte und wohlhabende Stadt einer so schrecklichen Seuche preisgegeben zu sehen.

Die Häuser wurden verschlossen gehalten und das Volk war zu verzagt, um seinen gewöhnlichen Geschäften nachzugehen. Jeder erwartete unthätig, daß die Krankheit, an welcher ihm, wie Allen, schon Freunde und Verwandte gestorben waren, auch ihn ergreife. Nichts hörte man während dieser angstvollen Tage, als das eintönige Läuten aus irgend einer nahen Kirche, welches unaufhörlich das Volk zu Gebet und Buße ermahnte.

In einem Hause auf der Steinhauersveste, welches sich durch seinen besondern Bau auszeichnete, hatte auch einer jener Auftritte statt, welche den Menschen, der noch ganz an die Welt gekettet ist, mit einem Male von ihr losreißen. Auf einem Bette, welches blos mit dem Hauptende an die goldlederne Wand stieß, lag ein Mann, dessen krampfhafte Bewegungen verriethen, daß er furchtbare Schmerzen empfände. Sein Gesicht war durch körperliche Qualen ausgemergelt, in seinen Augen brannte ein düsteres Feuer, und seine Haare hingen naß und verwirrt um seine Wangen, an denen der kalte Schweiß herabströmte.

„Ich muß also sterben, und sterben ohne Hoffnung auf die Seligkeit,“ sagte er mit dumpfer Stimme, indem er die Augen auf eine betende Frau richtete, die neben seinem Bette

kniete. „Kein Priester kommt, um mich mit Gott zu versöhnen.“

„Ach,“ seufzte die Frau, „Alles, was ich versuchte, war fruchtlos. Ihr wißt es, die Seuche ist auch in die Klöster gedrungen, und die wenigen Väter, die noch gesund sind, müssen in der Stadt zerstreut sein, denn unsere Martha ist seit einer Stunde fort und scheint noch keinen Priester gefunden zn haben.“

„So bin ich also von Euch verlassen, o mein Gott, so habt Ihr also kein Mitleiden mit einem elenden Sünder? Ach noch einen Tag, Herr, noch einen Tag! Laßt mich noch nicht sterben!“

„Aber Ihr wißt es ja, mein Freund, Gott vergiebt bei wahrer Reue alle Missethaten. Warum denn so verzweifeln? Lange habt Ihr unsern Sohn mit Euerm Zorne verfolgt — vergebt ihm, und Gott wird auch Euch vergeben.“

„Edward vergeben!“ rief der Mann mit einer unerwarteten Kraft, „aber, Theresa, Ihr wißt nicht was Ihr sagt! — ihm vergeben, der Schuld ist an meinem Fall, an meiner Verdammniß? — nein, Verdammniß auch über ihn! denn seinetwegen hab' ich mich mit dem schändlichsten Bubenstück besudelt, seinetwegen hab' ich meine Seele mit unschuldigem Blute befleckt, das um Rache schreit!“ Und wie unsinnig umherstarrend, schien er sich aus dem Bette flüchten zu wollen, aber seine Glieder versagten ihm.

Obgleich die Frau nur einen Fieberausbruch zu hören glaubte, entsetzte sie sich doch vor diesen rasenden Worten. Sie schob dem Kranken das Kissen höher, befeuchtete seine Lippen mit frischem Wasser und bat ihn, er möchte doch ein

wenig zu ruhen versuchen. „Eure Sinne sind verwirrt durch die Schmerzen," sprach sie, „sonst würdet Ihr nicht solche furchtbare Reden führen."

„Ihr werdet das nicht mehr sagen, wenn Ihr erst Alles gehört haben werdet," sprach er, etwas milder. „Und Ihr sollt Alles hören und mir dann sagen, ob ich Unrecht habe zu verzweifeln. Ihr wißt es, was ich Alles gethan habe, um unsern Sohn von der Tochter Van Gosdale's abwendig zu machen — Alles war umsonst. Einst ließ ich den Alten kommen und bot ihm eine große Summe, wenn er seine Tochter in's Kloster bringen wollte, er weigerte sich — sein Liebstes wollte er nicht zwingen, sagte er, aber Edward sein Haus verbieten, das wollte er und that es auch. Aber was half dies, so lange das Mädchen frei blieb? Wir haben es erfahren."

„Ja, Edward hat Euch durch seinen Ungehorsam schwer beleidigt, aber jetzt fleht er so dringend um Gnade! Er ist das einzige Kind, welches Gott uns gegeben hat — auch ich fühle schon die Seuche in meinen Adern — ach, vergebt und wir gehen versöhnt und vereinigt in den Himmel ein."

„Aber, Theresa, hab' ich Euch denn nicht gesagt, daß die Hand des rächenden Gottes mich von sich stößt? Geht Ihr in den Himmel ein, Eure Seele ist rein, aber für mich giebt es keine Hoffnung mehr."

Die Frau wagte nicht, ihren Gatten anzusehen, während sie leise fragte: „Und welche Missethat habt Ihr denn begangen?"

„Erinnert Ihr Euch noch des Leichnams, den man eines Morgens mit einem Messerstich in der Seite am Strande

fand? Und erinnert Ihr Euch noch, wie Ihr unsern Knecht Joris nie leiden mochtet? Wie ich ihn entschieden gegen Euren Willen behielt. Wohl, ihn schickte ich unter dem Vorwand einer Bestellung in den Laden Van Gosdale's, wo er ein blutbeflecktes Messer zu verbergen wußte. Dann ließ ich gegen den Schultheiß fallen: ich hätte am Tage vor dem Mord einen Streit zwischen dem Ermordeten und dem Schuhmacher Van Gosdale gehört. Van Gosdale wurde eingezogen, man fand das Messer, drei Tage später starb er als Mörder."

Welchen Eindruck mußte ein solches Bekenntniß aus dem Munde des Gatten auf die reine Seele der Frau machen! Theresa blieb wie erstarrt, ein Seufzer, der aus ihrer Brust aufsteigen wollte, erstickte in ihrer Kehle.

Plötzlich hörte man auf der Treppe ein Geräusch, welches näher kam, die Thür wurde langsam geöffnet, und die Eltern sahen ihren Sohn bleich und entstellt vor sich stehen. Mit Entsetzen nahm dieser den Zustand seines Vaters wahr, und fast schien es, als wolle er wieder zurückweichen, aber als er seine Mutter ansah, warf er sich wie wahnsinnig in ihre Arme. Sie preßte ihn stumm an sich; erst in diesem Augenblick empfanden Beide, wie entsetzlich ihnen die Trennung gewesen war.

Plötzlich aber riß die Mutter sich los, sie erinnerte sich, daß sie die Seuche schon in sich zu tragen glaubte, und fürchtete sie durch ihre Berührung dem Sohne mitzutheilen. Zugleich frug sie: „Edward, seid Ihr allein gekommen?"

„Nein, meine gute Mutter," antwortete er, „meine Frau ist mit mir um Verzeihung bitten gekommen."

Theresa verließ sogleich das Zimmer. Edward ging vor dem Bette seines Vaters niederknieen. Dieser frug: „Seid Ihr da, entarteter Sohn? Nur Ihr fehltet noch zu meinem Unglück. Wohlan, werdet denn Zeuge von meiner Schande — vielleicht wird Gott dadurch zur Barmherzigkeit bewogen.“ Er schwieg, und der Sohn brach in Thränen aus; der Haß seines Vaters schien ihm noch so groß zu sein wie nur je.

Unterdessen hatte Theresa die junge Frau hereingeführt. Sprachlos stand sie vor dem Bette des Kranken; auf ihrem Antlitz stritt die Trauer mit der Furcht. Der Vater blickte sie verstört an. „Ist das nicht die Tochter Van Gosdale's?“ rief er. „O Gott, treibe diesen Spuk von mir weg!“

„Vater,“ rief Edward mit bitterm Schmerz, „wollt Ihr denn ewig unversöhnlich bleiben? Wir kommen ja nicht um Euch zu quälen, wir kommen um Eure Verzeihung zu erflehen Wollt Ihr denn unsere Liebe und unsere Unterwerfung nicht annehmen? Vater, Vater, habt doch Mitleiden mit uns!“

In diesem Augenblicke trat ein Kapuziner ein, den Martha, die einzige Magd, welche nicht geflohen war, bis an die Thür geleitete. Die Züge des Kranken, welche sich schon bei Edwards Worten verändert hatten, verloren bei dem Anblicke des Priesters gänzlich jeden Ausdruck von Wildheit. Eine vollkommene Umwandlung schien in seinem Innern vor sich zu gehen.

Der Priester trat an das Bett und winkte den Umstehenden sich zu entfernen.

„O nein,“ sprach der Kranke, „laßt sie bleiben. Gott heischt von mir ein lautes Bekenntniß meiner Missethaten, diese Demüthigung wird mir vielleicht bei meiner Strafe an=

gerechnet werden. Gott wird vielleicht mit Erbarmen auf mich herabsehen."

„Es sei so," sprach der Priester, „je größer die Buße, je schneller die Vergebung."

„Seht Ihr dort, ehrwürdiger Vater, seht Ihr dort das Mädchen? Es ist die Tochter eines Mannes, der als ein Uebelthäter gerichtet ward und dessen Leichnam noch am Galgen hängt. Und dennoch war dieser Mann unschuldig, ich allein habe ihn eines Verbrechens angeklagt, ich habe fälschlich vor Gericht wider ihn gezeugt —" er verbarg das Gesicht in den Händen und murmelte nur noch dumpf: „Gnade!"

Theresa hatte sich in eine Ecke des Zimmers niedergesetzt — sie konnte endlich weinen. Edward war auch in einen Sessel gefallen, aber er weinte nicht, seine Augen starrten auf den Boden, als wollten sie dort einen Zufluchtsort gegen die Schande des Vaters suchen. Der unglückliche Jüngling fürchtete, daß selbst die Gattin ihn verachten würde.

Bertha konnte in diesem Augenblicke nicht das Glück empfinden, ihren Vater nun wirklich unschuldig zu wissen, sie hatte nur Gefühl für die Qualen, die er ausgehalten, für die Verachtung, die ihn ungerechter Weise getroffen hatte. Und von Allem, was ihn getroffen, glaubte sie sich die Schuld. Auch hatte sie keine Kraft, um den geliebten Gatten in seiner Verzweiflung zu trösten. Und er, der alles das Leid über sie gebracht hatte, lag da vor ihr.

Der Priester, der inzwischen leise mit dem Kranken geredet hatte, erhob sich jetzt plötzlich von seinem Sessel, kam zu Bertha, faßte sie bei der Hand und führte sie vor das Bett des Kranken.

„Kind," sprach er, „Ihr sehet hier einen Mann, der Euch tödtlich gekränkt hat. Er hat Euch des Theuersten, das Ihr besaßet, Eures Vaters beraubt. Seine Missethat ist groß, und er weiß, daß er Euern Abscheu verdient, aber — wir sollen vergeben, mein Kind — vergebt ihm denn um seiner Reue und um der Liebe Gottes willen."

Bertha wandte die Augen ab und antwortete nicht.

„Vergebt ihm," rief auch Theresa. „Laßt meinen unglücklichen Gatten nicht auf ewig verloren gehen. Laßt ihn in seiner letzten Stunde nicht der Verzweiflung anheimfallen — seid barmherzig!"

Und jetzt warf Edward sich vor ihr nieder und rief: „Bertha, vergebt! Ich weiß, Ihr könnt mich nicht mehr lieben, aber Ihr habt mich doch geliebt, ich trug nicht immer dieses Brandmal auf der Stirn — um unserer früheren Liebe willen vergebt meinem elenden Vater."

„Edward, Ihr zerreißt mir das Herz," schluchzte Bertha. „Ihr seid mir nicht minder lieb als je — kann ich Euch etwas verweigern? Habt Ihr mir nicht auch Alles aufgeopfert? O, ehrwürdiger Vater, verzeiht meiner Schwäche!"

„Ihr betrügt Euch, mein Kind," sprach der Priester, „wahrlich, Ihr betrügt Euch. Es ist Eures Vaters Wille, daß Ihr vergebt, es ist Gottes Stimme, die Euch zuruft, es zu thun. Er, der am Kreuze starb, bat für seine Feinde."

Bertha faßte die Hand des Sterbenden und küßte ihn auf die Stirn.

„Ach, ich danke Euch," sagte dieser mit schwacher Stimme. „Gott wird Euch segnen, Kind! Seht mich nicht so an — Eure zärtlichen Blicke durchbohren mir das Herz. Was fühl'

ich?“ stammelte er, und seine Hände sanken schwer herab. „Wo seid Ihr, Theresa — meine Kinder, fahrt wohl — ich sterbe — Gnade, Herr, Gnade!“

Das waren seine letzten Worte.

Zwei Monate später hatte Antwerpen seinen alten Glanz wieder gewonnen. Die furchtbare Schweißseuche wüthete nicht mehr.

Theresa war trotz ihrer bangen Vorgefühle der Ansteckung entgangen und lebte friedlich zwischen ihren Kindern, deren Glück ganz vollkommen war, denn der wirkliche Thäter des Mordes, dessen man Van Gosdale angeschuldigt hatte, war nun entdeckt. Wegen neuer Missethaten angehalten, hatte er auch jene frühere bekannt, und die Leiche des unschuldig Gerichteten war vom Galgen genommen und in geweihte Erde gebracht worden. Und so war der Fluch, welcher auf den Kindern von Uebelthätern lastet, auch wenn sie selbst unschuldig sind, von Bertha's Haupt genommen.

Thomas Morus. Noordstar, 1ste jaerg. 1840.
Eene Veroovering. Noordstar, 2de jaergang 1841.
Vergiffenis. Noordstar, 3de jaerg. 1842.
De Stervende. Muzen-Album. 1ste jaerg. 1843.
Verdelging. Muzen-Album. 2de jaerg. 1844.
Umea, eene zedenschets aen gene zyde des poolkrings. Taelverbond 1846.
De Vondeling. Taelverbond 1847.
De Binderbende uit St. Bruno. Taelverbond 1848.
Ridder van Ruysbroeck. Taelverbond 1850.

Van den Bemden (Jack), geboren zu Antwerpen den 21. Februar 1828, und am 5. Mai 1856 verheirathet mit Josephine Cossiers. Zur Zeit, wo die „Ringelblume" neu zu blühen versuchte, war er der Präsident derselben. Ein höchst prosaischer Handel mit geräucherten Fischen hindert ihn keineswegs, leidenschaftlich die Blumen zu lieben, sich seine Stuben selbst al Fresco zu malen und sich mit der Literatur zu beschäftigen. Die kleine nachfolgende Skizze ist aus dem „Almanach des Volkes für 1855," welcher von der „Vlämischen Gesellschaft von Antwerpen" herausgegeben wird.

Eine unglückliche Familie.

Es giebt einen Theil von Antwerpen, der größtentheils aus kleinen Häuschen, aus armen Wohnungen besteht, welche, mit ihren niedrigen, ungleichen Dächern nebeneinanderliegend, sich gegenseitig zu stützen scheinen und dabei mit ihren unregelmäßigen Reihen einige nicht unmalerische Gäßchen bilden. Man nennt diesen Stadttheil St. Andries-Viertel. Die Armen von Antwerpen, welche zwischen ihren reichen Mitbürgern nicht gern gesehen werden würden, haben sich in diesem Viertel zusammengedrängt und wohnen dort gewissermaßen behaglich, weil in dem allgemeinen Elend kein Einzelner sich seines eigenen zu schämen braucht.

In einem der Gäßchen von St. Andries-Viertel nun stand an einem finsteren Oktobermorgen eine Frau auf der Schwelle ihrer Wohnung. Sie war etwa dreißig Jahr und sah bleich und abgezehrt aus; sie hatte, das verriethen ihre Züge, lange schon mit der bittersten Noth gekämpft.

Eine Nachbarin bemerkte ihre Niedergeschlagenheit, und

redete sie mit den Worten an: „nun, Leen, was giebt's, daß Ihr so da steht und auf den Boden blickt?"

Die Angeredete erhob das Haupt und sah die Fragerin mit erstorbenem Blicke an. „Ach, Bien, was giebt's! Seht, es ist oft gewesen, daß ich Abends meine Kinder essen sah und vor meinen eignen Mund ein Kreuz schlug, und so schlafen ging, und da war ich noch zufrieden, Bien, aber jetzt ist es soweit gekommen, wie es kommen kann — mein Mann, Ihr wißt's, liegt im Hospital, und ich sitze da allein mit meinen Kindern, und wenn Ihr ein Mutterherz habt, so könnt Ihr's doch nicht aushalten, daß die armen Lämmer hungern und frieren. Seit gestern Morgen haben sie Nichts mehr gehabt, heute konnt' ich's nicht mehr mit ansehen und —"

„Aber, Mensch lieb," fiel die Nachbarin ihr in die Rede, „warum habt Ihr das nicht schon lange gesagt! Ich bin auch nur arm, Leen, aber ich kann Euch doch etwas helfen, und dann die gegenüber. Jef und seine Tochter — es sind hier ihrer genug, die Euch helfen werden —"

Während sie so sprach, umfaßte sie voll Mitleid die arme Mutter und ging mit ihr in das Häuschen hinein. Dort lagen in einer halbdunklen Stube, die selbst von den nothwendigsten Geräthschaften entblößt war, zwei kleine Kinder auf etwas Stroh, und stöhnten dann und wann Klagetöne aus. Das älteste konnte noch nicht vier Jahr alt sein. Als sie die Nachbarin sahen, kamen die armen kleinen Geschöpfe zur Mutter gelaufen, zogen sie am Rock und frugen mit einem Ton, der in das Herz schnitt: „Mutter, hat Bien kein Brod?"

Die Mutter sank auf die Knie und drückte die Köpfchen

ihrer hungrigen Kinder an die Brust, als wollte sie die Scham ihrer Armuth verbergen.

Die Nachbarin hörte und sah das Alles, ihr blutete das Herz, sie hatte nicht den Muth, allein diesen Jammer mit anzusehen und eilte nach der Thür mit den Worten: „wartet etwas, Leen, ich will unsern Freund gegenüber holen, ich bin gleich wieder da."

Auch kam sie in der That rasch wieder und zwar mit einem Arbeiter und einem jungen Mädchen, das seine Tochter war. Bien trug einen Stuhl. Die braven Leute brachten was sie hatten, um es mit der unglücklichen Familie zu theilen. Griet, das junge Mädchen, nöthigte die arme Leen, sich auf den Stuhl zu setzen. „Wir wollen ihn Euch hier lassen," sagte sie, „es ist für Euern Zustand nicht gut auf dem Stroh zu sitzen, welches auf dem kalten Boden liegt."

Die Gestalt der armen Frau ließ erwarten, daß in dieser elenden Wohnung bald noch ein unglückliches Wesen mehr athmen würde, der Arbeiter redete ihr zu so gut er konnte, dann frug er: „Leen, ist denn mit Herumtragen nichts mehr zu verdienen?"

„Nein, Jef," antwortete die Frau, „ich hab's versucht, und ich muß dafür sitzen."

Die arme Leen hatte, seit ihr Mann nicht mehr für sie arbeiten konnte, sich wöchentlich mit einem Körbchen mit Fischen auf einen Eckstein niedergesetzt, um so einen Bissen Brod für ihre Kinder zu verdienen. Was hatte sie mit ihrer Mutterliebe erreicht? Daß sie sitzen sollte.

„Wißt Ihr noch, Leen, als Ihr noch ein junges Mädchen wart — es gab keines, das stärker gewesen wäre —

Ihr zogt die schwersten Karren wie Nichts — damals war noch was zu verdienen — Ihr wart gegen Jedermann freundlich, und alle Welt wollte bei Euch kaufen — mir dünkt, ich seh' Euch noch. Auch jetzt wird es wieder werden, nur müßt Ihr guten Muthes bleiben."

Die Worte waren gut gemeint, aber sie schnitten mit der Erinnerung an glücklichere Zeiten der Frau wie ein Messer durch's Herz. Ihr Leiden war jetzt bis zum Uebermaaß gesteigert, und mit einem bittern Lächeln antwortete sie: „Guthes Muthes bleiben, und mein Mann liegt im Hospital, und meine Kinder leiden Mangel, und ich soll sitzen gehen, gerade als hätt' ich gestohlen?"

„Leen," sagte Griet, „mit dem Festsitzen ist's nicht so schlimm. Ich dachte auch, ich sollte umkommen, als ich in's Gefängniß mußte, aber nun mach' ich mir Nichts mehr daraus — am Ende, man muß doch leben."

„So ist's," stimmte Bien bei, „geht nur geruhig hin, Leen, denn kommen sie Euch holen, sieht's ein Jeder."

„Und meine Kinder!" schluchzte die arme Mutter.

„Eure armen Lämmer — für die werd' ich schon sorgen, Leen."

Kaum hatte Bien diese Worte ausgesprochen, so entstand ein Geräusch auf der Straße. Alle horchten auf; man hörte, wie das Volk herbeilief. Der Arbeiter seufzte. „Arme Leen, da sind sie; nun läßt sich nichts mehr thun."

Die Polizeibeamten kamen in der That herein, und forderten Leen auf, ihnen zu folgen. Sie gehorchte und ging zwischen ihnen dahin, indem sie einen Zipfel der Schürze vor ihr Gesicht hielt, und bitterlich weinte. Griet und Bien

führten Jede eines der Kinder fort, die sich vergebens an die Mutter festgeklammert hatten. Es wurde todtenstill in dem dunklen Gemache.

Wenige Tage später schritt am frühen Morgen ein Herr durch ein Gäßchen des St. Andrisevierteis, und sah einen Sarg aus vier ungehobelten Brettern zusammengeschlagen aus einem Hause bringen und auf den Todtenwagen werfen. Vor dem Hause standen drei Menschen, ein Mann und zwei Frauen. Der Herr mußte den Mann kennen, denn er näherte sich ihm und fragte: „Jef, wen begräbt man hier?"

„Ach, Meinherr, wenn Ihr das wüßtet, Euch würden die Thränen in die Augen kommen. Nicht wahr, Bien?"

Bien antwortete mit rothgeweinten Augen: „es ist unsere Leen, Meinherr, ein unglückliches Geschöpf."

„Es ist eine Schande, wie sie mit ihr ver ahren sind," setzte Griet hinzu. Und sie erzählte, wie und warum Leen in das Gefängniß gebracht worden und dort vor Scham und Angst gestorben sei.

„Warum ging sie nicht zum Comité?" frug der Herr.

„Meinherr", fuhr Bien dazwischen, „Leen war nicht" dazu erzogen, um zum Comitè zu gehen. Aber freilich, jetzt kann man sein Brod nicht mehr ehrlich verdienen, man muß betteln oder stehlen."

Der Herr lächelte, er sah in der rauhen Schale das edle Gefühl, und als Bien bekümmert hinzusetzte: „was soll nun aus den Kindern werden — die müssen doch zu den „Armen," da sprach er freundlich: „hört, Frauchen, paßt

Ihr nur auf die Kleinen auf, für das Uebrige werde ich sorgen."

Der Karren rasselte dahin, Jef ging hinter her, und der Herr schloß sich ihm an.

Van den Nest, (Karl Joseph,) geboren den 10. Februar 1808, Sohn von Corneille und Maria Josephe De Lincé, begann seine Studien zu Turnhout im Institut des Herrn De Nef und vollendete sie auf dem Collegium zu Löwen. 1828 trat er in das Seminarium von Arras in Frankreich, welches er jedoch, nach Mecheln zurückberufen, schon 1829 wieder verließ. Am 16. Juni 1832 zum Priester geweiht, war er zuerst Vicar von St. Antonius in Antwerpen, dann von St. Gertruda in Löwen. Einer seiner Oheime von mütterlicher Seite, ebenfalls Geistlicher, hatte eine Reise nach Italien gemacht, welche zu einer Art Familientradition geworden war. Der Neffe wollte es dem Onkel gleich thun und reiste im Jahr 1845 nach Rom. Der Eindruck, welchen Italien auf ihn machte, war so nachhaltig, daß man noch jetzt in Antwerpen Van den Nest nie nennt, ohne hinzuzufügen: „er liebt außerordentlich Italien." Seit seiner Rückkehr, d. h. seit dem Juli 1846, ist er an der Kathedrale von Antwerpen angestellt. Van den Nest ist Ritter des Ordens vom heiligen Grabe, des Isabellenordens, und empfing von König Leopold und vom Pabste die große goldene Medaille. Er ist weiter Rath bei der archäologischen Akademie von Belgien, und Mitglied der Akademie zu Brüssel, der Akademie der Arkadier zu Rom, der Gesellschaft der Wissenschaften zu Brügge, nicht gerechnet eine Menge anderer Gesellschaften zu Gent, Turnhout, u. s. w. Endlich ist er das Ideal eines heitern und herzlichen katholischen Geistlichen.

Van den Rest hat zwei Gegenstände, über die er schreibt: die Religion und Italien. Ich theile daher ein Lied aus seinen „Gottesfürchtigen Gesängen“ und einige Strophen an Italien aus dem zweiten Jahrgang der „Vlämischen Schule“ mit.

An eine Dorfkirche.

In dem frischen Grün verborgen
Stehst du einsam, Gotteshaus,
Zwischen den bewegten Schatten
Blickt dein niedrer Thurm heraus.

Feste Burgen sahst du fallen
Und Jahrhunderte vergeh'n,
Doch beschützt von Gottes Händen
Bliebst auf deinem Grund du steh'n.

Ohne Pracht und doppelt schöner,
Weil du einfach, stehst du hier,
Keine Marmorsäul' erblickt man
Und kein prunkend Grab in dir.

Doch dem Jäger im Gebirge,
Und den Schnittern auf dem Feld
Zeigst mit deinem niedern Thurme
Du den Weg zum Heil der Welt.

Kommt denn, fromme Christenschaaren,
Die Ihr traurig seid und bang,
Kniet vor Gott mit euren Schmerzen,
Hört, es ruft euch Glockenklang.

Kommt, ihr Bettler und ihr Fürsten,
Brüder all' in Gottes Reich,
Sünder vor dem Herren alle,
Alle arm und alle gleich.

Kommt, der Herr ist gegenwärtig,
Wo die Seinen er entbot,
Speisen wird er unsre Seelen
Mit des ew'gen Lebens Brod.

An Italien.

Die Stunde schlägt! Die weißen Segel schwellen,
Die Mannschaft dränget sich und löst das Tau vom Strand,
Es harrt der Steuermann, es klingen auf die Wellen
Hinaus die Rufe des Befehls, die hellen,
Und unter dem Gejauchz der Boot= und Fahrtgesellen
Stößt nun das Fahrzeug ab vom Strand.
Italien, fahr' wohl! Wir fahren durch die Wellen
Nach dem geliebten Vaterland.

Fahr wohl! Als ich, vom schwanken Schiff getragen,
Dein letztes Land verschwinden sah im Licht,
Da netzten Thränen mir das Angesicht,
Als Opfer fließend meinen schönsten Tagen,
Und nicht enthalten konnt' ich mich zu klagen:
Mein Vaterland ist doch Italien nicht.

Wer, dessen Herz das Schöne weiß zu fühlen,
Wer, dem die Kunst die besten Freuden giebt,
Hat dich, Italien, gekannt und nicht geliebt?
Wer durfte sich die heiße Seele kühlen
Im Schatten, den dein ew'ger Lorbeer giebt,
Wer lernte je, wie deine Sonne scheint,
Wie deine Blumen, deine Kronen schmücken,
Und hätt', um seinen Dank dir auszudrücken,
Dir Lebewohl gesagt und nicht geweint?

Fahr wohl, geliebtes Land! Von deinen Küsten eilen
Wir nach dem vaterländ'schen Strand,

Wo auch die Tugenden und auch die Künste weilen,
So herrlich und so reich, wie ich in dir sie fand.
Doch deine Schönheit kann ich dort nicht finden
Und nie den hohen Tempel Rom's dort seh'n,
Und darum, gastfrei Land, an das mich Wünsche binden,
Ruf' ich mit tiefem, glühenden Empfinden
Dir scheidend zu: „auf Wiederseh'n!"

Godsdienstige Gedichten. Antwerpen 1843.
Gedichte. Antwerpen 1844.
Italia. Antwerpen 1851.
Het antwerpsch maegdenhuis, zyn oorsprong. Antwerpen 1852.
300 jarig jubelfeest der instelling van het Antwerpsch maegdenhuis. Antwerpen 1852.
Beschryving van het plegtig feest der afkondiging van het geloofspunt der Onbevleckte Ontvangenis gevierd te Antwerpen den 4den meert 1855. Antwerpen 1855.
Handboek voor de Zieken. Antwerpen 1856.
Over den Invloed uitgeoefend door de Pauzen in Italië op de ontwikkeling der Kunsten en wetenschappen sederd dezer heropkomst tot op onze dagen. Antwerpen 1857.
Merkweerdigheiden van Italië. Antwerpen 1857.
Merkweerdigheiden van Florentië. (Unter der Presse.)

Van de Velde, (Jack Frans), geboren zu Hamme bei Dendermonde den 20. Mai 1817. In der Gemeindeschule, der einzigen, welche er je besucht hat, galt er für einen Knaben ohne alle Fähigkeiten, und schon hatte der Lehrer das Urtheil ausgesprochen, der Junge würde nie etwas lernen, als man durch Zufall entdeckte, daß er, dem man nicht einmal die Kenntniß der Buchstaben zugetraut, ganz geläufig lesen könne, ohne daß man zu begreifen vermochte, wie er dazu gekommen sei.

Nachdem er bei seinem Vater, der Notar in Dendermonde war, als Schreiber gearbeitet hatte, ging er nach Brüssel, wo er mit De Laet und Sleeckx das Journal „Vlämisch Belgien" heraus gab. Mit Sleeckx verband er sich außerdem zur Ausarbeitung eines vlämisch-französischen Wörterbuches. Zugleich wurde er Uebersetzer der Gesetzsammlung, gab aber, anderer Zwecke wegen, vor einiger Zeit diese Stellung auf, indem er nicht nur Brüssel, sondern selbst Belgien verließ.

Van de Velde trat zuerst im „Kunst- und Literaturblatt" mit Sagen und Sittenschilderungen auf und war auch nebst seinem Bruder Adolph eifriger Mitarbeiter an Wolf's Werken. So ist es denn am angemessensten, daß ich von ihm ein Märchen mittheile. Ich nahm es aus einem Manuscript, dessen Mittheilung ich Sleeckx verdanke; wurde es bereits gedruckt, so ist mir Nichts davon bekannt. Es heißt:

Die schwarze Margriet.

Es gab ein Mal eine Schwester und einen Bruder, die zusammen wohnten und einander sehr gern hatten. Die Schwester hatte eine Magd und ein Hundchen, die Magd hieß die schwarze Margriet, weil sie so gar schwarz und häßlich war, das Hundchen hieß Gillegillegaken und konnte sprechen. Die Schwester hatte das Hundchen dermaßen lieb, daß sie es um Alles, was in der Welt ist, nicht hätte hingeben wollen.

Da sagte eines Tages der Bruder zu seiner Schwester, daß er eine Reise thun müsse, und daß er gern etwas von ihr zum Angedenken mitnehmen möchte, um sie niemals zu vergessen. Als die Schwester das hörte, war sie sehr betrübt darüber, daß sie nun mit der Magd allein leben sollte, und sie gab ihm ihr Bild mit, worauf das Hundchen neben ihr gemalt war.

Als nun der Bruder sehr weit gereist war, kam er an ein Schloß, wo der König wohnte, der König ließ ihn hereinkommen und nahm ihn sehr wohl auf, der Bruder blieb dort eine geraume Zeit, und als der König sah, daß es ein Mensch war, der viel, viel Verstand und zu Allem Geschick hatte, machte er ihn zu seinem Minister. Das dauerte lange Jahre, ja, aber der Bruder, obgleich er es viel besser hatte als daheim und auf dem Schlosse äußerst gern gesehen wurde, konnte doch seine Schwester niemals vergessen und ging mehrmals des Tages hinauf in seine Schlafkammer, wo er das Bild seiner Schwester aus seiner Truhe nahm und jedes Mal küßte. Da hatte denn Jemand bemerkt, daß er so oft am Tage hinauf lief und wer weiß wie lange in seiner Stube blieb, und der Jemand ging es dem Könige sagen. Der König wußte nicht was er davon denken sollte und sprach bei sich selbst: „Mann, da will ich doch ein Mal nachsehen," und am andern Tage versteckte sich der König hinter irgend etwas, wo Niemand ihn sehen konnte, und der Minister kam wieder die Treppen hinaufgelaufen und geradeweges in seine Stube. Da dachte der König: was mag das nur sein? und ging ihm auf den Zehen nach bis an die Thür, von der ein Ritzchen offen geblieben war, so daß der König Alles, was drinnen geschah, gut sehen konnte, da sah er seinen Minister etwas, das in ein Papierchen gewickelt war, aus der Truhe holen. Der König dachte: „das ist wunderlich," und blieb noch ein Bischen stehen. Der Minister betrachtete dieses Ding ganz traurig und küßte es wohl tausend Mal in einer Viertelstunde. Zuletzt legte er das Ding wieder in die Truhe und wollte diese zumachen. „He!" sagte der König und

sprang herein. „Was ist das?“ sagte er. Darauf erzählte ihm der Minister weinend, daß er eine Schwester hätte, die sehr, sehr weit wohnte, und daß er ihr Bild küssen käme, weil er sie so gern hätte, daß er es gar nicht sagen könnte, und daß er so traurig wäre, weil er sie so lange nicht gesehen hätte. Der König verlangte das Bild ein Mal zu sehen, und der Minister ließ es ihn sehen, aber kaum hatte er die Augen darauf geworfen, so war er gar kein Mensch mehr, denn er fand sie dermaßen schön, dermaßen schön, und ach, so wohl gestaltet, daß er wüthend verliebt in sie wurde und die Jungfrau heirathen wollte. „Und was für ein Hundchen ist das?“ fragte der König, als er das Thierchen daneben sah. „Das“ antwortete der Andere, „das ist Gillegillegaken, und das kann sprechen.“ — „Nun wohl,“ sagte der König, „so geht Eure Schwester holen und Gillegillegaken auch, damit sie alle Beide hierherkommen.“

Das war nun gut, der Minister der ging nach Hause und erzählte Alles der Schwester. Ihr könnt Euch denken, wie vergnügt sie war. Sogleich wurde Alles für die Reise eingepackt, ihre Kleider und ihre besten Sachen; es kam Alles in den Koffer. Gillegillegaken ging mit und die schwarze Margriet auch. Ja, aber ich hab' es Euch noch nicht gesagt, daß sie über die See fahren mußten. Nachdem sie lange gereist waren, kamen sie an die See, und da lag auch schon ein Schiff, in das mußten sie Alle hinein kriechen. Ich weiß nicht, wie lange sie fahren mußten, um hinüber zu kommen, aber als sie nur noch so ein oder zwei Stunden von dem andern Ufer waren, da fragte die Schwester die schwarze Margriet, ob sie das Schloß noch nicht sehen könnte? —

„Wartet," sagte die schwarze Margriet, „ich will ein Mal sehen," und sie steckte ihren Kopf aus dem Fensterchen, das vorn am Schiff ist, und drehte ihn ein Mal so rund herum — Ihr wißt's wohl? — „Nun, könnt Ihr was sehen?" frug die Andere. „Ja," sagte sie, „aber Ihr müßt Euern Hals sehr weit vorstrecken." Die Schwester kam und streckte ihren Hals sehr weit vor. „Aber ich sehe trotzdem Nichts," sagte die Schwester. „Ja, Ihr müßt Euern Hals noch viel weiter vorstrecken, Jungfrau, seht so, daß Ihr mit dem Leibe überhängt." Die Schwester that das, und als sie es gethan hatte, stieß die schwarze Margriet sie mit solcher Kraft in den Rücken, daß dieses unglückliche Schaaf in's Wasser fiel und ertrank — denkt ein Mal, was das für ein Nickel war! Der Bruder hörte was platschen und kam sogleich angelaufen, und frug was es gäbe, aber die schwarze Margriet, die eine durchtriebene Spitzbübin war, that als ob sie weinte und rieb sich immerfort die Augen. „Was giebt's? was giebt's?" frug der Minister. „Ach Jemine, Jemine, ach Alle Heiligen, unsere Jungfrau ist ertrunken!" sagte die Andere; „sie hat das Schloß sehen wollen und ist dabei aus Unvorsichtigkeit in's Wasser gefallen."

Ihr könnt denken wie verstört der Mensch war, als er das hörte. Er war wie durch die Hand Gottes geschlagen. Es war aber auch schlimm —: die Schwester weg und nicht wissen was dem Könige sagen. Das Geringste, was ihm bevorstand, war der Tod. Er wußte nicht, wie er sich heraushelfen sollte, und that Nichts als weinen, da sagte die schwarze Margriet, die ein Herz hatte wie ein Kieselstein: „ach Gott, tröstet Euch; Ihr müßt nicht betrübt sein und auch nicht ver-

legen darüber, was Ihr dem König sagen sollt. Ich werde die schönen Kleider anziehen, die Ihr für Eure Schwester mitgebracht habt, und der König wird denken, daß sie es ist."

So gesagt, so gethan. Die schwarze Margriet zog die Kleider an und war so hoffärtig wie eine Katze, weil sie dachte, sie würde nun Königin werden. Als das Schiff nun ankam, meinte der König nicht anders, als die schwarze Margriet wäre die Schwester seines Ministers und wurde sehr böse, weil sie nicht dem Bilde glich — denn es war ein häßliches Gespenst — und er ließ den Minister bei Wasser und Brod in ein dunkles Loch einsperren. Aber weil er sein Wort gegeben hatte, heirathete er das Mädchen, und so wurde dieses schändliche Weibsbild Königin.

Das dauerte eine hübsche Zeit — doch wartet nur! Gillegillegaken war mitgekommen, aber er hatte noch nicht ein Mal gesprochen, und der König sagte, er fände das sehr sonderbar. „Es ist nur, daß es das Thierchen noch nicht gewohnt ist," sagte die schwarze Margriet, „darum ist es so verschämt." Aber das waren lauter Lügen, das Thierchen wollte nicht mehr sprechen, weil es seine Herrin verloren hatte und darum so betrübt und so bange war.

Seit der König verheirathet war, ging er alle Tage mit seiner Frau spazieren, und ein Mal wollte er auch an dem Ufer von der See hingehen, wo die schwarze Margriet ihre Herrin ertränkt hatte. Das war ihr nicht ganz recht, und sie wollte lieber nach einer andern Seite spazieren gehen. Der König sagte: „es ist gut," und sie gingen nach einer andern Seite spazieren. Des andern Tages gingen sie wieder aus, und als sie nicht mehr weit von der See waren, da wollte

die schwarze Margriet umkehren und nach Hause gehen. „Warum?" frug der König. „Weil ich solchen Kopfschmerz habe," antwortete sie. — „Es kann sein, daß es wahr ist," dachte der König, „aber es ist sonderbar." Den nächsten Tag kamen sie wieder dort in die Nähe, und die schwarze Margriet drehte wieder um und wollte nach Hause. „Nichts da," sagte der König; „das sind Schliche, die Ihr ausheckt; jetzt gehen wir gerade dorthin."

Und sie gingen, Mann, ja, aber sie waren noch kaum am Strande, als auf ein Mal eine Stimme aus dem Wasser kam, die rief:

Gillegillegaken?

„Was ist das? was ist das?" frug der König. — „Es ist gar Nichts," antwortete die schwarze Margriet; „es sind die Blätter, die wehen." Ja, aber die Stimme kam noch ein Mal herauf:

Gillegillegaken?

Der Hund fing an mit dem Schwanze zu wedeln, Mann. „Was ist das, was ist das?" frug der König. — „Es ist das Geräusch der Wellen," antwortete die schwarze Margriet. Ja, aber die Stimme kam nochmals herauf:

Gillegillegaken?

Und das Hundchen that sein Mäulchen auf und rief zurück:

Was beliebt Euch, mein schönes Fra'ken?*) „Seht das Hundchen spricht", sagte der König; „laßt uns ein Mal zuhören." — „Ach nein," antwortete die schwarze Margriet mit einem beklommenen Herzen, „laßt uns lieber etwas weiter gehen." Und die Stimme rief nochmals:

*) Frauchen.

„Wo ist die schwarze Margriet,
Die mich in's Wasser stieß?"
Sie liegt in des Königs Armen, sagte Gillegillegaken.
Erbarmen!
Antwortete die Stimme und schwieg.

„Ich muß wissen was das ist," sprach der König voll Zorn, und er ließ augenblicklich einen großen Deich in die See bauen, um das ganze Wasser dort abzudämmen.

Als nun das Wasser dort ganz fort war, kam die Schwester vom Minister hervor. Sie hatte da d'runter gelebt, denkt ein Mal.

Der König erkannte sie gleich nach dem Bilde, das er von ihr gesehen hatte, und die ganze Schelmerei der schwarzen Margriet kam an den Tag. Da durfte denn der Minister auch wieder aus dem Loche heraus, und da erzählte er, wie Alles gekommen war, und der König heirathete die Schwester, aber die schwarze Margriet die wurde auf dem Markte lebendig verbrannt.

Nieuw nederduitsch-fransch zackwoordenboek. Brussel, 1850.
Nieuw vlaemsch-fransch woordenboek, ten gebruike der Kollegien en opvoedingsgestichten. Brussel, 1852.

Van Driessche (Emmanuel), geboren 1825 zu Zele in Ostvlandern. Er war zuerst Schüler auf der Normalschule zu Gent, dann in der niedern und mittlern Schule zu Brüssel. Jetzt ist er Professor der niederdeutschen Sprache am königlichen Athenäum der Hauptstadt.

Van Driessche versuchte sich zuerst in französischen Ver-

sen. Als er diese Versuche Courtmans zeigte, sagte ihm dieser: „Ein Vlaming, der nicht als Vlaming lebt, ist ein Feind seines Vaterlandes; schreibt Verse in Eurer Muttersprache.“ Und Van Driessche begann im Jahre Achtundvierzig Novellen von Zschokke zu übersetzen und Gedichte in Zeitschriften zu geben. Diese letzteren erschienen 1852 unter dem Titel: „Vaterländische Gesänge“.

Ueber seine weitere literarische Thätigkeit spricht Van Driessche sich in seiner Vorrede zu „Mutter Lisbeth“ aus. Er will nur für das Vlämische Volk schreiben und zwar in dem Zustand, wie es sich eben befindet. So frägt er sich denn: was ist ein Volksbuch oder vielmehr ein Buch für das Volk? Und er beantwortet diese Frage dreifach.

„Ein Buch für das Volk muß:

„Erstens von Sachen handeln, die dem Volke nützlich sein können, und so klar vorgetragen werden, daß die Tendenz leicht zu fassen und zu behalten ist;

„Zweitens an einem Winterabend oder Sonntagnachmittag ausgelesen werden können;

„Drittens, nicht zu viel kosten.“

Nach Allem, was ich von ihm gelesen, hat Van Driessche die in dem ersten Satz ausgedrückte Absicht vollständig erreicht. Er schreibt ohne großen Schmuck, einfach, rasch, verständlich, und läßt die Leute reden, wie sie reden. Daß sein Buch „der Verurtheilte“ vom Justizministerium gewählt wurde, um in den Gefangenhäusern gelesen zu werden, beweist, daß der Verfasser Anerkennung gefunden. Mich sprechen besonders seine Novellen an. Es sind ächte Dorfgeschichten mit allerliebsten Liebesscenen. Diese Klippen, an denen hauptsächlich ländliche Erzählungen oft stranden, weiß Van Driessche äußerst gewandt und anmuthig zu umschiffen. Als Beispiel diene die kleine, frische Novelle aus dem Genter Jahrbüchlein für 1856:

Eine ungerechte Schätzung.

I.

Pachter Louwen war ein Mann von ungefähr fünfzig Jahren. Den größten Theil dieser schönen Lebenszeit hatte er mit schwerer Arbeit auf dem Felde hingebracht, und Dank seinem unermüdlichen Schaffen und seinem musterhaften Fleiß konnte er unbekümmert dem Alter entgegensehen.

Der Mann war wirklich beinah reich; er hätte sein Gehöft verlassen und sich beim Dorf in der Nähe der Kirche niedergelassen. Des Morgens ging er in die Messe, nach der Messe einen Schluck trinken; nach dem Essen macht' er ein Schläfchen, nach dem Schläfchen ging er ein wenig in's Feld; nach dem Spaziergang endlich begab er sich in's Wirthshaus, um, ohne des Guten zu viel zu thun, mit Gemächlichkeit sein Bier zu trinken und dabei mit dem Einen und dem Andern über Das oder Jenes zu schwatzen, und damit war Pachter Louwens Tagewerk vollbracht.

Die einzige Pflicht, welche ihm auf Erden noch oblag, war, die Zukunft seiner einzigen Tochter sicher zu stellen, das will sagen, dafür zu sorgen, daß Coletjen sich gut verheirathe.

Dazu glaubte denn Pachter Louwens sich auch vollkommen befähigt. Er dachte über Alles nach, sah Alles hübsch klar ein, und war vollkommen überzeugt, daß in den „Scheiben“*) die beste „Assekuranzie“ gegen alles mögliche Ungemach läge.

Coletjen war ein liebes, anmuthiges Mädchen von zwan=

*) Ausdruck für Geld.

zig Jahren. Mit zwanzig Jahren ist ein vlandrisches Dorfmädchen auch kein Kind mehr. Wenn es auch keine Romane gelesen hat, es fühlt doch etwas im Herzen sich regen und sieht sich um. Coletjen hatte denn auch, ohne sich weiter Rechenschaft über ihre Empfindungen zu geben, fast alle jungen Leute des Dorfes nach einander verstohlen in Augenschein genommen. Viele waren schmuck und flink, und besonders sahen Viele pfiffig aus. Das mochte sie nun gern, aber sie wurde so gewiß innerlich verlegen vor ihnen.

Der Sohn aus dem goldenen Löwen, dem vornehmsten Ausspann des Dorfes, war wohl schon an hundert Mal vor dem Fenster hin und her gegangen, während Coletjen davor saß und Vaters Socken stopfte. Das war auch ein Pfiffikus, und, wie wir es bereits sagten, Coletjen sah das gern — er hielt sich so zierlich und trug sich nicht wenig stolz — auch war es ihr ganz recht, daß der junge Mensch um ihretwillen — denn daran war kein Zweifel — am Fenster vorbei ging — aber, es war doch ein Aber dabei, ein Aber, welches Coletjen selbst nicht hätte deutlich erklären können.

Joost, eben der Sohn aus dem goldenen Löwen, trug die Mütze schief und das Haar glatt und in Spitzen auf die Stirn herab fallend, dazu hatte er ein volles blühendes Gesicht und setzte, obgleich er nicht mehr als fünfundzwanzig Jahre alt war, doch bereits einen Bierbauch an. Man konnte nicht sagen, daß dies Alles dem jungen Menschen schlecht gestanden hätte, aber es gefiel Coletjen nicht so recht.

Um die Zeit, daß Pachter Louwen Rentier wurde, kam ein junger Mann, der drei oder vier Jahre weg gewesen war, zurück in das Dorf, wo dergleichen immer eine „Rari=

tät" ist. Es war Karl, der Sohn des Schullehrers, der seine Studien beendigt und schöne Diploma's bekommen hatte.

Der junge Mann hatte sich von seinem siebenzehnten bis zu seinem zwanzigsten Jahre dermaßen zu seinem Vortheile verändert, daß es wirklich der Mühe werth war, ihm ein Mal guten Tag zu bieten und ihn geschwind in der Nähe zu besehen. Auch unterließ in der Nachbarschaft Niemand, Karl anzureden und zu bewillkommnen.

Es bedurfte seiner Diplome nicht, um zu sehen, daß er ein gescheidter junger Mann war. Das sieht man einem Menschen fast immer am Gesicht an; der Blick ist klarer und freier, die Züge bleiben gelassener bei Gemüthsbewegungen, die Geberden sind ruhiger, gemäßigter, das Vertrauen auf die innere Kraft giebt eine gewisse Freundlichkeit, welche als Zeichen der Erziehung gelten kann. Und überdies war Karl gefällig gewachsen und hatte nicht nöthig, seine Haare platt und in Hörnern nach vorne zu kämmen, denn sie ringelten sich in natürlichen Locken um seinen weißen Hals und seine derben Wangen. Ebenso wenig trug er den Hut schief, sondern mit bescheidener Zierlichkeit gerade auf dem Kopfe.

Coletjen hatte Karl früher nicht gekannt, aber sie hatte jetzt von ihm sprechen hören, und ihn sogar ein Mal gesehen, als er aus der Siebenuhrmesse kam. Daraus schloß sie denn, daß Karl sicher alle Tage in die Siebenuhrmesse ginge.

Und den andern Tag — es traf sich nun gerade so — trat Karl eben aus der Kirche, als auch Coletjen aus dem Portal kam. Und das Mädchen beantwortete den höflichen Gruß des jungen Mannes mit einem bescheidenen: „guten

Tag, Karl," während ihre runden Wangen sich purpurroth färbten.

II.

Pachter Louwen ging regelmäßig jeden Abend nach dem Goldenen Löwen, um sein Pintchen zu trinken und mit dem Wirth zu plaudern.

Er hatte dieses Wirthshaus unter den fünfundzwanzig andern des Dorfes erkoren, weil, wie er sagte, der Wirth von seinem Volke war, das wollte heißen, daß der Wirth auch wohlhabend und es durch eigenen Fleiß geworden war.

Sie stimmten daher sehr gut überein, so gut, daß sie nach einiger Zeit die besten und treuesten Freunde geworden waren.

Karl hatte unterdessen die Schule von seinem Vater übernommen und fand seine Freude in der schweren, aber ehrenvollen Arbeit. Sein Vater, ein steinalter Mann, der sein ganzes Leben dem Unterricht der Jugend gewidmet hatte, konnte nun ausruhen und den Abend seines Lebens ohne Kummer in der liebevollen Fürsorge des Sohnes beschließen. Es war dies für Vater und Sohn ein reines, ungetrübtes Glück.

Außer dem Genügen, welches ihm die Erfüllung dieser heiligen Pflicht gewährte, genoß Karl noch der Achtung aller wohldenkenden Eltern. Karl war ein guter, eifriger und tüchtiger Lehrer, wie jede Gemeinde ihn sich für einen Schatz rechnen konnte. Sowohl die Obrigkeit, wie die Bürger ließen ihn ihre Zufriedenheit sehen, und Karl sparte keine Mühe, um sich dieses Wohlwollens würdig zu beweisen.

Joost, mit seiner Mütze auf der Seite, war darauf eingeübt, sobald Pachter Louwen in den Goldenen Löwen kam, eine Pinte Bier zu zapfen und sie dem Pachter mit einem „Wohl bekomm' es Euch!" anzubieten, wie überhaupt sich so freundlich wie möglich zu zeigen. Dadurch war es so weit gekommen, daß Joost in Louwens Haus ging, um die jungen Kaninchen zu sehen, oder den Hund auf den Hinterbeinen gehen zu lehren, und dabei, wie zufällig, mit Coletjen zu plaudern. Aber wie der Junge äußerlich war, so war er auch innerlich, nämlich grob und eckig. Er fiel immer mit der Thür ins Haus und dachte, ein Mädchen müsse eingenommen werden wie eine Festung.

Wenn man mit den Menschen genauer bekannt wird, so hat das zweierlei Erfolg: Die gewinnen und jene verlieren bei näherer Bekanntschaft.

Joost gehörte zu denen, welche verlieren, und wenn er sich bei Coletjen niedlich machen wollte, so konnte er nicht unpassend mit dem Esel verglichen werden, welcher seinem Herrn das Pfötchen gab, um eben so artig zu sein, wie das Schooßhündchen. So ungeschickt hatte er es angefangen, daß Coletjen, wo sie nur konnte, ihm aus dem Wege ging.

III.

Karl ging nach wie vor in die Siebenuhrmesse und Coletjen auch. Sie grüßten einander und versäumten nie, sich gegenseitig höflich guten Tag zu sagen.

Es konnte nun nicht länger als Zufall gelten; die jungen Leute selbst hätten bekennen müssen, daß sie mit Wissen

und Willen alle Tage just zu derselben Zeit aus der Kirche kamen.

Die Nachbarfrauen, die sich gewöhnlich um Alles mehr bekümmern, als um ihre eigenen Sachen, hatten es auch sehr wohl bemerkt, und sie gingen noch etwas weiter, denn sie sagten geradezu, was unsere jungen Leute bis jetzt noch nicht gewagt hatten, nämlich, daß Karl und Coletjen bald ein Paar werden würden. Es war dies noch nicht gerade, was man ein Straßengeschwätz nennt, aber am Kaffeetisch wurde es als gewiß besprochen.

So gingen die Sachen bis zum Mai. Dann kamen sich die jungen Leutchen — wieder durch Zufall — um einen Schritt weiter. Die Gottesfurcht der vlämischen Landleute ist bekannt. Den Monat Mai lassen sie nicht vorübergehen, ohne der Mutter Gottes ihre Ehrfurcht zu beweisen.

Bei Gelegenheit des Marienmonats, wie man den Mai jetzt nennt, muß die Kirche prächtig mit Blumen verziert werden. Dazu war natürlich die Hülfe der Dorfjugend nöthig. Karl durfte als Gemeindelehrer bei dieser Arbeit nicht zurückbleiben, Coletjen hatte viele liebe Blumenstöcke, die sie zu Maria's Ehren der Dorfkirche schenken mußte.

Folglich war man am Maiabend, kurz nach Mittag, außerordentlich beschäftigt, Alles zur Ausschmückung in Bereitschaft zu setzen. Karl hatte bereits aus verschiedenen der vornehmsten Häuser die dazu bestimmten Blumenstöcke geholt, aber zu Pachter Louwen war er nicht gegangen.

War es aus Verlegenheit? Oder hoffte er, daß Coletjen selbst ihre Blumen bringen und dann etwas beim Auf-

putzen helfen würde? Es ist möglich, und in dem Falle durfte es abermals kein Zufall heißen.

Coletjen kam, während Karl nach Verzierungen zum Herrn Bürgermeister gegangen war, mit einer ganzen Fracht schöner Blumentöpfe an, Karl kehrte noch gerade zu rechter Zeit zurück, um die Blumen in Empfang zu nehmen und Coletjen für ihre Güte zu danken. Bei jedem Blumenstock, den er aus ihrer Hand nahm, empfand er einen elektrischen Schlag, und auch sie war, sei es durch Scheu, sei es durch etwas Anderes bewegt, denn sie ließ einen schönen Cactus dermaßen auf die Erde fallen, daß er buchstäblich in Stücken brach.

Es wurde herzlich darüber gelacht, und über die spaßhafte Bemerkung Joosts, welcher witzig zu sein glaubte, als er sagte: es wäre doch nur eine stichliche Blume, vergaß man den Unfall.

Nun mußte fleißig Hand an's Werk gelegt werden, um den Thron, welcher in der Mitte der Kirche bereits aus Brettern aufgeschlagen war, mit weißen und blauen Stoffen schön zu behängen und rund herum die Blumentöpfe an den gehörigen Platz zu stellen. Aber Karl, welchem die Leitung der Arbeit anvertraut war, zeigte sich diesen Tag so unbehülflich, daß er selbst mit der Hülfe Joosts, der Coletjen unaufhörlich in den Weg kam, und noch einer ganzen Anzahl junger Nachbarleute nicht dazu gelangte, noch bei Tage fertig zu werden. Es war beinah gänzlich dunkel, als Alles in Ordnung war.

Joost war schon früher nach Hause gegangen, er konnte es in der Kirche vor Durst nicht mehr aushalten. Die andern Burschen und Mädchen, die bis zum Ende geblieben

waren, machten sich nun auch so schnell wie möglich davon, und — möge es noch ein Mal Zufall heißen — Karl und Coletjen waren die letzten, welche aus der Kirche kamen. Als sie sich nun zum Nachhauseeilen anschickten, frug Karl Coletjen, ob sie sich nicht fürchte, allein und so spät noch zwei Straßen zu gehen?

„Ich nicht, Karl," antwortete das Mädchen erröthend.

„Es ist für mich nur ein Paar Schritte um," fuhr Karl fort, „ich werde mit Euch gehen."

„Wenn Ihr so gut sein wollt," bat das bewegte Coletjen.

Nebeneinander gehend schlugen nun die jungen Leute die Richtung nach Pachter Louwens Wohnung ein.

„Was soll ich nun sagen, wie anfangen!" dachten Beide zugleich. Ihnen war, als müßten sie in diesem ersten Augenblicke der Freiheit mit einem Male ihre von Liebe überschwellenden Herzen ausschütten, als müßten sie nun auf ein Mal sagen, was sie schon so oft geträumt hatten, und dennoch kamen sie bis dicht vor Louwens Thür, ohne auch nur ein Wort herausgebracht zu haben.

Wie viel Glück lag in dieser liebevollen Verlegenheit! Aber wie schnell waren auch diese Sekunden des Heils verflogen! Die Grenze ihres Glückes war bereits da — sie mußten scheiden, denn — die Nachbarn konnten sie sehen.

Nun, sie blieben vor der Thür stehen. Wer wird das Schweigen zuerst brechen? Coletjen schien mehr Muth zu haben.

„Karl," sagte sie mit etwas bebender Stimme, „Ihr seid recht gut, daß Ihr mich nach Hause begleitet habt — ich dank' Euch."

„Werdet Ihr den Mai hindurch Abends in's Lob gehen?" frug Karl.

„Ja wohl, sicher," antwortete Coletjen, „wenn Ihr auch hingeht," und sie legte einen Nachdruck auf die letzten Worte.

„Gut, da werd' ich gewiß alle Abend gehen," sprach Karl mit Befriedigung.

„Ja," sagte das hoffnungsvolle Mädchen, „und da werden wir sehen, daß wir wieder zu gleicher Zeit aus der Kirche kommen."

„Und dann gehen wir wieder zusammen nach Hause," flüsterte Karl.

„Ja, das thun wir," jauchzte nun Coletjen, und ihre Augen glänzten vor Glück.

Während die Liebenden sich also verabredeten, waren ihre Hände ineinander gerathen, wie, wissen wir eigentlich nicht recht, aber sie drückten sie sich mit feuriger Gluth. Dann sprang Coletjen in's Haus, und Karl lief, als ob er die Zeit verpaßt hätte, geschwind um die Ecke der Straße.

IV.

„Pachter Louwen," sprach der Wirth aus dem goldenen Löwen, während die beiden Trinkbrüder bei ihrem gewohnten Pintchen Alten saßen, „ich bin der Meinung, daß die Männer von altem Schrot und Korn wichtige Sachen noch immer am besten einzurichten wissen. Darum will ich heute mit Euch über etwas reden, das, es ist wohl wahr, mehr unsere Kinder als uns angeht, aber das doch lediglich von unserm Beschlusse abhängen wird. Seit einigen Tagen sah ich, daß mein Joost den Kopf hängen ließ; ich wußte nicht, was dem

Jungen war, und als ich ihn nun gestern frage, wo es hinaus soll, da antwortet er mir rund heraus, daß er heirathen will."

„Heirathen!" wiederholte Pachter Louwen mit Spannung.

„Ja, heirathen," fuhr der Wirth fort, „und wißt Ihr wen?" frug er feierlich.

„Wen denn?" frug Louwen.

„Eure Tochter," sprach der Wirth wohlgefällig.

„Ich dachte mir's!" rief Louwen aus; „die Vorwände, die jungen Kaninchen zu sehen und den Hund tanzen zu lehren, da steckte was dahinter — ich dachte mir's!" wiederholte er, als ob er sonst Nichts zu sagen wüßte.

„Nun," nahm jetzt der Wirth wieder das Wort, „wir sind auch jung gewesen, und ich für mein Theil seh' nicht gerade so viel Arges d'rin."

„Ho, ich auch nicht, ich auch nicht," sagte Louwen; „meine Tochter ist zwanzig Jahr, wir sind gute Freunde und von demselben Volke — es ist nicht so übel, es ist nicht so übel."

„Und überdies werd' ich jeden Tag älter," fuhr der Wirth fort, „und so will ich's denn machen wie Ihr, mich zur Ruhe setzen und meinem Sohne das Wirthshaus übergeben. Die Kinder können sich von nun an abmühen, während wir es uns wohl sein lassen."

„Nicht schlecht ausgedacht," sagte Louwen schmunzelnd. „Und dann gehen wir alle Tage zusammen unser Pintchen trinken, während die Kinder gute „Affairen" machen."

„Dieses Haus," fing der Wirth wieder an, „bringt alle zwanzig Jahr ein Vermögen, und überdies ist es die

vornehmste Herberge im ganzen Dorf, das giebt ein Ansehen. Hätt' ich gewollt, ich wäre bei den letzten Wahlen zum Gemeinderath gewählt worden." Und der Schenkwirth warf sich stolz in die Brust.

„Es bleibt dabei," sprach Louwen und drückte freundschaftlich die Hand des Wirthes aus dem Goldenen Löwen.

Die beiden Freunde tranken diesen Abend eine Pinte mehr, weil sie — das war der eigentliche Grund — das Glück ihrer Kinder gesichert hatten.

V.

Die Liebenden thaten, wie sie verabredet hatten. Nach dem Lob trafen sie sich an der Kirchthür, und Karl ging zwei Straßen um, damit Coletjen sich nicht fürchten möge. Ihr Gespräch war nun freier geworden; es wurde dies und jenes unterwegs verhandelt, ihre Zufriedenheit kannte keine Grenzen.

O Glück, ist es denn wahr, daß du nur ein Schattenbild bist?

Der Mai war kaum zur Hälfte vorüber, und ihr Heil war bereits ganz aus den Fugen gewichen.

Das Dorf war, um so zu sagen, in Aufruhr.

Einige behaupteten, daß Coletjen Joost aus dem Goldenen Löwen heirathen werde. Es war kein Zweifel daran; der Wirth und Joost selbst hatten es erzählt.

Andere beharrten darauf, daß Coletjen sich mit Karl verheirathen würde, daß sie einander zärtlich liebten und alle Tage nach dem Lob zärtlich mit einander nach Hause gingen.

Obgleich dies Alles eigentlich nur die Liebenden anging,

so war doch das ganze Dorf davon voll und ein Jeder bekümmerte sich darum.

„Karl," flüsterte geheimnißvoll Coletjen, als sie aus der Kirche traten, „wißt Ihr, was heute Morgen geschehen ist? Joost aus dem Goldenen Löwen ist zu uns gekommen."

„Nun ja, was ist damit?" unterbrach Karl sie. „Man sagt öffentlich, daß Ihr ihn heirathen werdet."

„Er hat um mich angehalten; Vater hatte schon vorher zugestimmt."

„Wie, Coletjen?" fragte Karl, geängstigt durch solche schlimme Neuigkeiten.

„Aber ich habe ihm geradezu Nein gesagt."

„Und was hat Euer Vater gesagt?"

„Er ist böse geworden; er hat gesagt: ich will es! Joost hat eine schöne Nahrung; er kriegt den Goldnen Löwen, und Ihr sollt ihn heirathen."

„Und was sollen wir nun anfangen, Coletjen?" frug Karl durch und durch in Aufregung.

„Was wir nun anfangen sollen, Karl? Unsern ganzen Muth zusammen nehmen und Vater ansprechen."

„Ihr errathet meinen Vorsatz, Coletjen," entgegnete Karl, „mag daraus werden, was da will. Ein Mann ist ein Mann, ich habe Nichts zu fürchten." Und der junge Mann schien seine gewöhnliche Ruhe wiedergewonnen zu haben.

Coletjen aber sprach, als hätte sie diesen Ausgang schon vorausgesehen: „Vater ist noch zu Haus, kommt herein mit mir, ich will es ihm sagen, daß ich lieber Euch heirathen will, als Joost."

Es ist sonderbar, daß in solchen Fällen das Mädchen immer rascher und unternehmender ist, als der Bursche. Karl wußte sich zu benehmen, er war nicht blöde und konnte sein Wort dazu geben, wenn geredet wurde, aber doch fühlte er ein furchtsames Widerstreben, so ohne Weiteres mit Coletjen zu ihrem Vater hineinzugehen.

Das Mädchen indessen ließ nicht ab, sprach dem jungen Mann Muth ein, und der Schritt wurde gewagt.

Karl machte seinen Antrag in passenden und wohlgesetzten Worten, aber Pachter Louwen faßte die Sache nicht mit Handschuhen an, sondern antwortete kurzweg: er habe seine Tochter mit Joost aus dem Goldenen Löwen verlobt, und er werde sein Wort halten.

Karl erlaubte sich dem Vater vorzuhalten, daß Coletjen den jungen Menschen nicht liebe, und daher unglücklich mit ihm werden müsse.

Das kümmerte Pachter Louwen nicht, er sagte: „Ich will es.“ Und Coletjen weinte, daß ihr die Thränen von den Wangen rollten.

Karl ließ nicht nach und that sein Bestes, um den Pachter begreiflich zu machen, daß Coletjen mit ihm glücklich sein werde, daß seine Stelle nicht so schlecht sei, und so weiter.

Aber hier hatte er die falsche Saite angeschlagen.

„Was,“ fuhr Vater Louwen heraus, „Eure Stelle nicht so schlecht? Wollt Ihr sie mit der Nahrung im Goldenen Löwen vergleichen, wo das Jahr hindurch zweihundert Tonnen Bier verkauft werden? Ein Schulmeister,“ fuhr er mit geringschätzigem Tone fort, „ein Schulmeister genießt kein Ansehn und verdient sich mit Mühe sein täglich Brod, da-

gegen ein Schenkwirth, der ist ein angesehenes und nützliches Glied der Gesellschaft."

Nun konnte der junge Mann es nicht länger aushalten. Alles, was Pachter Louwen ihm zuerst gesagt, war ihm wenig zu Herzen gegangen; er sah die Vorwände des Vaters als die Folgen eines Eigensinnes an, welcher in jedem Falle entschuldigt werden konnte. Aber ihn in seinem Amt als Lehrer geringschätzen, erniedrigen und beschimpfen, das schnitt ihm durch das Herz. Er war zu sehr durchdrungen von der Heiligkeit seines Berufes, um nicht durch Louwens Worte auf das Empfindlichste verletzt zu werden. Die Thränen fielen ihm aus den Augen, er verbarg diese Zeugen seiner Gemüthsbewegung in seinem Schnupftuch, drückte Coletjen die Hand, und verließ das Haus.

VI.

Mit Joost wollte Coletjen sich nicht verheirathen, und mit Karl sollte sie sich nicht verheirathen, das Heirathen wurde also für's Erste aufgeschoben.

Indessen konnten die Sachen nicht gut so bleiben. Vater Louwen wurde durch die anhaltende Betrübniß seiner Tochter beunruhigt, Joost betrank sich aus Aerger alle Tage, der Wirth aus dem Goldenen Löwen hetzte Louwen auf, und Karl seufzte und wußte sich keinen Rath.

Endlich hatte er dem Herrn Pastor die Angelegenheit vorgetragen und ihn um seine Vermittlung gebeten, und da wagte auch Coletjen mit dem Muth eines Mädchens, das in Liebesnöthen sitzt, einen großen Schritt.

Der Herr Bürgermeister war ihr Oheim von mütterlicher Seite, und Vater Louwen hegte vor ihm, hauptsächlich weil er reich war, sehr große Achtung. Das benutzte Coletjen, um sich an den Herrn Bürgermeister zu wenden, der, sobald er begriffen hatte, das Glück seiner lieben Nichte stehe auf dem Spiel, augenblicklich den Herrn Pastor ersuchte, mit ihm zum Pachter Louwen zu gehen.

Dem Vater wurde von der geistlichen und weltlichen Obrigkeit zugleich in's Gewissen geredet, und nach langen und breitem Sprechen und Ueberzeugen gelangte man endlich zu dem Schluß: „Daß ein Lehrer, welcher das heranwachsende Geschlecht bilde und veredele, in der bürgerlichen Gesellschaft mindestens ebenso hoch geschätzt zu werden verdiene, als ein Schenkwirth, der mit dem Verkauf von Getränken den Menschen Gelegenheit zur Ausschweifung biete und sie dadurch erniedrige.“ Und Pachter Louwen willigte demzufolge ein, Karl die Hand seiner Tochter zu schenken, so daß wenige Wochen später Coletjen die Frau des schmucken und gescheidten Lehrers Karl war.

Vaterlandsche zangen. Brussel, 1852.
Een wenk aen de vlaemsche tooneelspelers. Brussel, 1852.
De vlaemsche boer, volksdrama in 3 bedryven. Gent, 1852.
Drie vlaendersche Novellen. Gent, 1853.
Soort by soort, blyspel in een bedryf. Antwerpen, 1853.
Damon en Pythias, treurspel in een bedryf. Antwerpen, 1853.
Het herderrinetje, veldtafereel. Reis- en Huizbibliothek 1853. Antwerpen, 1853.
Klaes de Veehoeder, zedenroman. Gent, 1854. Bekrönt.
Het verloren schaep, bekroond blyspel in 3 bedryven. Waereghem, 1854.

Willem de Patriot, drama. Het Herderrinetje, tafereel. Gent, in de Reisbibliothek.
Baudewyn met den yzeren arm, gedicht in IV zangen. 1854 zu Havelbeke mit der goldenen Medaille bekrönt und dem Grafen von Vlandern gewidmet. Antwerpen, 1855.
Belgenland, gedicht op Belgie's onafhankelykheid. Brussel, 1855.
De Kermisvogel, blyspel in een bedryf. Antwerpen, 1855.
T'is zoo 'ne goeije jongen! Vlaemsche School. L. J.
Herman Arckel. De vlaemsche Rederyker, 1855.
De verordeelde, romantische charakterbeschouwing. Gent, 1856.
De twee geburen, vlaendersche novelle. Nederduitsch letterkundig jaerboekje, 1856.
Wat een meisje vermag, zedenroman. Gent, 1856.
Moeder Lisbeth, zedenroman. Gent, 1856.
Het prisma, een bundel schetsen en novellen. Antwerpen, 1856.
De vrouw met hare hondjes en het spel der verbeelding Nederduitsch letterkundig jaerboekje, 1857.

Dramatische Werke, welche aufgeführt, aber nicht gedruckt wurden:

Oswald, drama in een bedryf.
De vlaemsche wever, groot burgerdrama in 8 tafereelen.
Jan de eerste, historisch zangstuck.
De zoon des beuls, groot historisch drama, in zes deelen. Kürzlich aufgeführt von der dramatischen Gesellschaft „de Morgenstar", deren Präsident Van Driessche ist.
De oude vryster, bekroond blyspel in 2 bedryven.

Van Duyse (Prudens)*) geboren den 18. September

*) Starb den 13. November 1859 zu Gent. Seiner letzten Gedichtsammlung, De Nazomer, „der Nachsommer," wurde 1860 der fünfjährige Preis für vlämische Literatur von 5000 Franken zuerkannt, ebenso die goldene Medaille, welche von der königlichen Akademie für „die Lobrede auf Vater Cats," die Preisaufgabe in vlämischer Prosa, ausgesetzt worden war, und nicht minder der Preis für die gleichfalls von der Akademie aufgegebene Abhandlung: Wel-

1804 zu Dendermonde, welches er in einem von Nolet de Brauwere als „glühend" bezeichneten Liede „Mein' kleine Stadt, mein' reine Stadt" anredet. Dort war er nach dem Dictionnaire des Hommes de lettres, des Savants et des Artistes im Jahre 1837 Archivist, außerdem Mitglied und Secretär der Akademie für Zeichnen- und Baukunst, Mitglied der Commission für die Erhaltung der Monumente, correspondirendes Mitglied der Gesellschaften für Wissenschaft und Kunst zu Antwerpen und zu Mons, Ehrenmitglied der Rhetoreikkammern zu Alost, zu Lokeren, zu Kortryk und zu Dixmude. Im Jahre 1857 sah ich ihn zu Gent, wo er aggregirter Professor an der Universität und am Athenäum Professor der vaterländischen Geschichte war, außerdem wieder Archivist der Stadt, Mitglied der königlichen Akademie für bildende Künste und Ritter des Leopoldordens. In Löwen hatte er studirt, und seit funfzehn Jahren war er verheirathet. Das ist Alles, was er mir auf einem handgroßen Zettelchen mit kaum zu entziffernder Schrift aufschrieb. Seine eigentliche Biographie, sagte er, solle erst nach seinem Tode herauskommen.

Als Schriftsteller ist er einer von denen, welche nur durch ihre eigenen Landsleute beurtheilt werden können, weil sie gleichsam eins mit ihrer Nationalität sind. Van Duyse wird besonders von den Dichtern der ältern Schule sehr hoch gestellt. Nolet de Brauwere scheint, so oft er über Van Duyse schreibt, eine andere Feder zu nehmen. Duvillers redet ihn in seiner Fransquillionade „Van Duyse, Phöbus Sohn!" an. Blieck ruft ihm 1838 bei Gelegenheit seiner zwiefachen Bekrönung zu Gent und zu Zotteghem begeistert zu:

Steigt, Adler, steigt empor! Lebt in den Sonnenstrahlen!

---

chen Einfluß in literarischer, sittlicher und politischer Hinsicht haben die Rhetoreikkammern in den Provinzen der Niederlande und im Lande Lüttich ausgeübt?" An dem Van Duyse in Gent zu errichtenden Denkmal hat der „Schwäbische Sängerbund" in Stuttgart sich freiwillig durch eine Geldsendung betheiligt.

Eetma sagt:

Die Dichtglut durchströmt Euch
Wie Andere das Blut.

Und weiter:

Stets wart Ihr der Priester
Des Nützlichen — Schönen.

Und auch Dautzenberg, der das Moderne liebt, weil er selbst darin lebt, äußert bei Gelegenheit einer Beurtheilung der Kindergedichte: „Van Duyse hält sich ununterbrochen an der Spitze der vlämischen Dichter. Das nascuntur poetae scheint er in der That zu bewahrheiten, und welchen edlen Gebrauch macht er von der ihm verliehenen Gabe! Er spornt die Trägen, weckt die Schlummernden und muntert die Mißmuthigen an, indem er den entarteten Zeitgenossen stets wieder die herrlichen Thaten des Vorgeschlechtes vor die Augen führt."

In der That hat Van Duyse drei ganzer Bände „Vaterländischer Poesie" gedichtet, was, wie er selbst in seiner Vorrede sagt, vor ihm noch kein anderer niederdeutscher Dichter gethan. Die beiden ersten enthalten vaterländische Sagen, Legenden und geschichtliche Thatsachen, im dritten werden niederländischen Dichtern und Künstlern warme Lobgesänge geweiht.

Außer dem Vaterlande und den Brüdern in Dichtung und Kunst singt Van Duyse mit der größten Vorliebe das Familienglück. Man kann durch seine Lieder die Namen und das Alter aller seiner Kinder erfahren. Sein „Klaverblad" trägt das Motto: „Gott, Vaterland, Familie". Es dürfte unnöthig sein, zu bemerken, daß er in der Tendenz immer streng sittlich ist, wenn er gleich im Ausdruck die volle Freiheit der niederdeutschen Naivetät benutzt.

Was ich von diesem fruchtbarsten aller vlämischen Schriftsteller gebe, ist so gut wie Nichts, doch hätte ich statt zwei Stücke zwanzig, ja selbst zweihundert gegeben, so wäre es

immer noch Nichts im Verhältniß zu der Masse seines Hervorgebrachten. Als ich ihn fragte, was er etwa übersetzt wünsche, stellte er es zuerst mir gänzlich anheim, dann sagte er: „wenn ich etwas vorziehen sollte, so würde es diese Kleinigkeit sein.“ Er meinte „Natalia“, ein Gedicht in vier Elegieen, dem Andenken seiner Schwester gewidmet. Es war fünfundzwanzig enggedruckte Seiten lang; ich entschuldigte mich mit der Unmöglichkeit, dazu Zeit zu finden. Van Duyse sah mich sehr geringschätzig an: was konnte an einer Person sein, die sich vor vier Elegieen in Alexandrinern fürchtete? Und von seinem Standpunkt aus hatte er vollkommen Recht, denn wie gesagt: er ist von einer unermüdlichen metrischen Thätigkeit. Nicht genug, daß er in der Bibliographie von allen Schriftstellern am meisten Seiten einnimmt, ich habe auch keine Zeitschrift, kein Jahrbuch in die Hand genommen, ohne Van Duyse so und so oft zu finden. Von den beiden Proben, die ich mittheile, ist die Legende aus dem Genter Jahrbuch oder dem Antwerpner Musenalbum, das Lied aus dem „Sprachverband“. Seine dramatischen und prosaischen Schriften kenn' ich nur aus der Bibliographie.

Christoferus.

I

Offerus war ein Heide,
Ein Riese muthig und stark,
Das bebende Erdreich dröhnte
Vor seinem Fuß voll Mark.

Er diente einem König
Im reichen Kanaan,
Da hört' er einst die Reden
Von einem Edlen an.

Der sprach von einem König,
Dem Herren aller Herrn —
Offerus war verschwunden
Vom Hofe seines Herrn.

Er wollte dem Größten dienen,
Er diente, willig und gern,
Mit unermüdetem Arme
Dem großen Christenherrn.

II.

Einst klang bei einem Festmahl
Zur Harfe ein Gesang,
In welchem unversehens
Der Name des Teufels klang.

Es schlug ein Kreuz der König,
Durch plötzliche Furcht entstellt —
„Ihr machtet eben ein Zeichen.“
Sprach der erstaunte Held.

„Was für ein Zeichen, Herr König?“
Der König zauderte lang —
„Und wollt' Ihr's mir nicht sagen,
So geh' ich meinen Gang.“

Der Fürst sprach leis: „Dies Zeichen
Entwaffnet des Teufels Macht“ —
„So ist denn größer als Eure,
Herr König, des Teufels Macht?“

III.

Offerus war verschwunden,
Und ritt gemächlich fort,
Es fiel herab der Abend,
Und einsam war der Ort.

Beim Licht des Mond's, der traurig
Gleich einer Grablamp' schien,
Sieht einen schwarzen Zug er
Verschwindend von ferne zieh'n.

Er giebt dem Roß die Sporen,
Der Zug steht auf sein Halt;
Entsetzlich war der Hauptmann,
Von borstiger Gestalt.

„Wer seid Ihr, Herr?“ — „Der Teufel“
— „Den eben suche ich —
Ich will Euch treulich dienen —“
— „Schließ' an den Andern dich.“

„Nicht dorthin!“ kreischt der Hauptmann,
Der einem Kreuzweg nah,
Wo er mit rollenden Augen
Ein hölzern Kreuz ersah.

„Warum denn nicht, Herr Teufel?“
Der Teufel zauderte lang.
„Und wollt Ihr's mir nicht sagen,
So geh' ich meinen Gang.“

Er seufzte: „Das Kreuz Christi
Bezwinget meine Macht.“
— „So? größer als die Eure,
Herr Teufel, ist Christi Macht?“

IV.

Offerus war verschwunden,
In einem tiefen Wald,
Da brach er durch das Zweigwerk
Mit ruhiger Gewalt.

Er kam an eine Klause,
Allwo ein Eremit
Zu Gott dem Herren dankend
Erhob sein Morgenlied.

„Ehrwürd'ger Vater, könnt Ihr
Mir sagen, wo Christus ist?" —
— „Im Himmel, wo er thronet,
„Auf Erden, wo du bist."

„Verzeiht, ehrwürd'ger Vater,
Das kann ich nicht versteh'n."
— „Du dienst ihm nicht, du Armer —
Ich hab' es wohl geseh'n."

— „Und wie denn kann ich ihm dienen?"
— „Durch Fasten, Wachen und Fleh'n —"
— „Kann ich nicht anders ihm dienen,
Da fürcht' ich, wird es nicht geh'n."

„Wohl — siehst du jenen Mühlstrom,
Der brausend und brüllend rollt?
Schon Manchen verschlungen hat er,
Der dort hinübergewollt.

„Bau' dort dir eine Klause,
Und will nach jenem Strand
Ein Reisender hinüber,
So leih' ihm die Bruderhand.

„So wirst du Christus dienen,
Ihm dienen als ein Christ,
Dem seiner heil'gen Gebote
Höchstes die Liebe ist."

V.

Er baute sich eine Klause,
Brach einen Baum im Wald,
Als Stab, darauf zu stützen
Sich in des Wassers Gewalt.

Und trug er hindurch die Wand'rer,
So ging's ihm bis an die Knie,
Dann sagten sie: „Ehre sei Christus!"
Und mehr verlangt' er nie.

Und einst bei brüllendem Sturme
Schlief friedlich der Held im Herrn,
Da klagte draußen ein Kindlein:
Hinüber möcht' es gern.

Auf springt er vom Blätterlager,
Ergreift das Kindelein
Und trägt, am Baum sich haltend,
Es in die Flut hinein.

Und wilder ward das Wasser,
Und schwerer das Kind — der Held
Der schwankt' und sprach: „es ist mir,
Als trüg' ich eine Welt."

„Nicht trägst du die Welt, doch trägst du
Ihn, welcher Alles schuf,
Der aus dem Nichts die Welten
Gerufen mit Schöpferruf.

„Du bist mir treu gewesen,
So komme denn taufen dich
Im Namen des Vaters, des Sohnes
Und des heiligen Geistes ich."

„Du bist nicht mehr Offerus,
Du bist kein Heide mehr,
Christoferus sollst du heißen,
Und dein Vater ist der Herr.

„Und daß ich wahrlich Christus,
Das sollst du daraus seh'n —
Pflanz' deinen Stab — am Morgen
Wird er in Blättern steh'n."

Die Wellen waren gesunken,
Der Sturm ward leiser Wind,
Christoferus — er fühlte
Und sah nicht mehr das Kind.

Mit frommen Händen pflanzt' er
Den Stab in den Ufersand,
Und als der Morgen anbrach,
Der Stab voll Blätter stand.

Und weiter stieg er und trug er
Trotz Wetter und trotz Wind,
Und dient' in seinen Brüdern
Dem süßen Christuskind.

Und war er müde, dann kam er
Ausruh'n am Stromesrand,
Im Schatten des Stabes, der immer
Voll grüner Blätter stand.

Und endlich kam die Stunde,
In welcher der Herr ihn rief,
In welcher der Christusträger
Auf ewig sanft entschlief.

Kinderwunsch.

„Lieber Knabe, süßer Bruder,
Dessen reine Unschuldsruh
Noch der Sünde Hauch nicht trübte,
Engelchen des Himmes du —

„Wie ein Vater liebt der Herr dich,
Der beständig dich umschwebt,
Oder nein, gleich einer Mutter,
Die in ihrem Liebling lebt.

In dem Antlitz deiner Eltern
Drückte sich sein Bildniß ab;
Ehren sollst du sie und lieben
Von der Wiege bis zum Grab.

Doch du weißt noch nichts vom Grabe —
Blumen nur von hellerm Schein
Siehst aus seinem Schooß du sprießen,
Und du sammelst froh sie ein.

„Brich die Blumen ab zum Kranze
Deiner frohen Kinderzeit,
Niemals darf ein Kirchhof stören
Deine reine Heiterkeit.

„Denn wenn einstmals du dich hinlegst,
Liebes Kind, zur letzten Ruh',
Werd' ich dich gen Himmel führen,
Und da siehst den Bruder du."

Und das Kind es sah den Engel
An mit lächelndem Gesicht:
„Führe mich zu meinem Bruder,
Sah ihn schon so lange nicht.

„Und es kann die kleine Schwester
Pflücken einen schönen Kranz
Sich auf meinem Rasenbettchen,
Wenn es wieder Maienglanz."

Willem Tell, treurspel in vyf bedryven. Antwerpen 1836.

De Stoomwagen, dichtbespiegeling by het openen des yzeren wegs van Dendermonde op Mechelen (2 january 1837) met eene engelsche navolging. Gent.

Verwelkomsgroet aen den kunstschilder J. van den Abeele, by zyne terugkomst uit Rome binnen zyne vaterstad. Gent 1837.

Tobias Morgenlied, bybelbespiegeling, aen den heer Fierens, doctor in de medecynen. Gent 1837.

De invloed der yzeren wegen op de nyverheid en volksbeschaving. Lierzang, opgedragen aen de stad Gent, ter gelegenheid van de opening des yzeren wegs van Dendermonde op Gent, den 28 september 1837. Nach seinem französischen Preisgedichte.

Tooneelbundeltjen. Gent 1838.

Gerem Goethals, ballade uit den riddertyd. Gent 1839.

De gentsche vaderbeul. Gent 1839. Bekrönt mit der goldnen Medaille durch die Gesellschaft der schönen Künste zu Gent.

Gent, dichtbespiegeling. Gent 1839.

Vaterlandsche poezy. Gent 1839.

Feestkrans voor den weledelen heer Em. Bruno - Quaetfaslem. Gent 1839.

Jubelkrans voor de eerwaerde zuster Scholastica Clays. Gent 1839.

Jubelkrans voor de eerwaerde zuster Theresia van Nese, opgedragen in't Zwarte Zusterhuis te Dendermonde. Gent 1839.

Rubens' menschlievenheid, oorspronkelyk tooneelspel met zang, in drie bedryven en zes tafereelen. Antwerpen 1846.

De Lekkerbek zonder geld, vervlaemscht blyspel met zang in een bedryf (naer Scribe). Antwerpen 1840.

Antoon van Dyck, of de reis naer Italie, blyspel met zang in drie bedryven. Antwerpen 1841.

De zwarte Zuster. Gent 1841.

Natalia, elegien. Gent 1842.

Vader Adam Vlaminc, eene scone sproke. Gent 1842.

De spellingsoorlog, luimig heldendicht in vier zangen, met aentteekeningen. Gent 1842.

Godfried, of de godsdienst op't veld, in vyf zangen. Gent. 1842.

Aen de nieuwe zangmaetschappy Volherding, te Wetteren 1842.

Belegering van Dendermonde door Lodewyck XIV, historisch tafereel. Gent 1842.

Paul en Virginie naer Bernardin St. Pierre. Antwerpen 1843.

Groentje in 4 zangen, met andere luimige Gedichten naer Gresset. Antwerpen 1843.

Aen de Gentsche burgertooneelisten. Gent 1844.

Gedichtjes voor kinderen. Gent 1844.

Philips-de-Goede en de Dronkaerd, vaudeville in drie bedryven. Antwerpen 1845.

Herinneringen aen het feest gevierd te Merckem, den 20 augustus 1844, ter eere van Sidronius Hosschius. Gent 1845.

Simon Stevin, naer Voorduins bekroond werk met eenige dichtstukken. Brussel 1846.

De Zeilwagen van Simon Stevin, naer de latijnsche gedichten van Hugo Grotius. Gent 1846.

De erbermelicke wee-clachte van Simon Stevin van Brugge. Nieupoort 1846.

Het Klaverblad, romancen, legenden, sagen. Brussel 1848.

De zang des germaenschen slaefs, oud makker van Ambiorix, op een festyn binnen Rome. Antwerpen 1849.

Nieuwe kinderdichtjes. Gent 1849.

Dichtbespiegeling naer Thomas à Kempis, gevolgd van Natalia, in vier Zangen. Dendermonde 1850.

Rede voor die koningin, in october 1850. Gent 1850.

Jubelkrans van Jos. Canneel, sinto 50 jaren drukker.

Rede voor de koningin der Belgen. Gent 1850.

Christiana. Legende. Tafereel in dichtten behoeve der te herstellen aloude doopront van O. L. V. te Dendermonde. Dendermonde 1854.

Gent, xxij. april MDCCCLV. Gent.

Het huisgezin des meubelmakers. Naer het fransch. Gent 1854.

By de vyf-en-twintigste verjaring der September-feesten. Gent 1857.

Antwerpen by het vierde eeuwgetyde van Sint-Lucas-gilde, in twee zangen. Antwerpen 1855. Theils in Musik gesetzt von Leo von Burbure.

Olivier de duivel. Brussel.

Merkwaerdige land-en zeereisen. Gent. Mit C. L. de Vrieze.

Jakob van Artevelde. Episch verhael in acht zangen. Gent 1858.

Van Hasselt, (André Constant), geboren zu Maestricht, seit 1850 Inspector der Normalschulen, wirkliches Mitglied der königlichen Akademie von Belgien, des historischen Instituts

von Frankreich u. a., jetzt wohnhaft in Brüssel. Hauptsächlich ausgezeichnet als französischer Dichter, in welcher Eigenschaft Alexander Dümas in einem Artikel über die Poesie in Belgien, Revue de Paris 1855, auf seine gewöhnliche Weise von ihm spricht, nämlich so, daß man nicht recht weiß, wo die Wahrheit aufhört und wo die Dichtung anfängt. Alexander Dümas brauchte nämlich in Brüssel im Zeitraume von drei Tagen einen Uebersetzer aus dem Spanischen, einen aus dem Vlämischen, einen aus dem „Germanischen", einen aus dem „Skandinavischen" und endlich Jemand, der ihm eine griechische Inschrift machen könnte. Er bekam Alles gemacht, was er brauchte, lud die sämmtlichen fünf hülfreichen Herren zum Thee ein, und sie erschienen sämmtlich in der Person des Herrn van Hasselt, von welchem Dümas an demselben Morgen einen Band vortrefflicher französischer Poesieen in den Händen gehabt hatte. Da ich keine bessere Schilderung von Herrn Van Hasselt machen könnte, und wenn ich auch die allerausführlichste Biographie von ihm hätte, so habe ich mir an dem Artikel von Dümas und an den Notizen genügen lassen, welche ich in der Biographie Génerale des Belges fand. Was die beiden Gedichte betrifft, welche ich übersetzte, so bin ich nicht ganz sicher, daß sie nicht deutsch gewesen sind, bevor sie vlämisch wurden. Sie haben einen sehr deutschen Klang und übersetzten sich mit einer ganz wunderbaren Leichtigkeit, und Van Hasselt soll sich öfter den Scherz machen, seine meisterhaften Uebertragungen aus dem Deutschen als eigne Hervorbringungen zu geben. Gewiß ist es, daß ich unter dem Namen Jan Van Limburg, welchen man mir als ein Pseudonym von ihm bezeichnete, mehrere Lieder von Heine fand. Gelesen hab' ich die beiden Lieder im Deutschen nicht, indessen kenne ich auch nicht jedes Lied in der deutschen Sprache. Sind sie originell, so sind sie ebenso gut, wie das Vlämische in ihnen weich und melodisch ist.

Ein schön Kinderliedchen von Unserer Lieben Frau.

O Born von süßer Himmelsgnade,
O Königin der Engelnschaar,
Maria, heller Stern der Liebe,
Mach' deine Lieb' uns offenbar.
Laß' sie mit ihrem Streben allen
Auf deine Kinder niederfallen,
Maria, o Maria!

Du reine Blum' im Himmelsgarten,
Du keusche Rose hold und schön,
Du weiße Lilie, die der Herre
Verpflanzt auf seine Glorienhöh'n,
Laß' deinen Duft in's Innre ziehen
Der Kleinen, die hier vor dir knieen,
Maria, o Maria!

Du Rebe von den Hügeln Sions,
Du überird'scher Cedernbaum,
Du Weide, die mit grünen Zweigen
Steht trauern an der Wasser Saum,
Gieb deinen Schatten allen Herzen,
Die zucken unter ird'schen Schmerzen!
Maria, o Maria!

Du Mutter, schwer geprüft auf Erden,
Die unterm Kreuz so bitter litt,
Als mit dem Tod für uns're Sünden
Dein Sohn, der gute Jesus, stritt,
O laß' uns deine Schmerzen theilen,
Um uns vom Sündigen zu heilen,
Maria, o Maria!

Du Mutter Gottes, Freudenreiche,
Die, selig durch den Herrn belohnt,

In seinem ew'gen Königreiche
Bei ihrem Sohn, bei Jesus, thront,
Gieb, daß wenn irdisch wir begraben,
Wir Theil an deinem Himmel haben,
Maria, o Maria!

Der alte Soldat.

Mein Rock ist zerrissen,
Im Haus ist kein Brod,
Und stand doch zu Wagram —
Der Kaiser ist todt.

Die Hand ward zerschmettert
Von öst'reichschem Schrot,
Und trug einst den Adler —
Der Kaiser ist todt!

Mein Herz ist gebrochen
In Kummer und Noth,
Nichts kann ich mehr hoffen —
Der Kaiser ist todt.

Het gouden boeksken. Brussel 1845.
Het dorp der goudmakers, een leerryk en vermakelyk volkesboek, vry omgewerkt naer Heinrich Zschokke. Antwerpen 1845.

Van Kerkhoven (Petrus Frans) geboren zu Antwerpen den 11. November 1818, nach andern Nachrichten den 10. November 1816. Seine Eltern hießen Adriaan Antoon und Maria Elisabeth Peeters und gehörten dem kleinen Handelsstande an. Er besuchte vier Jahr lang das Athenäum von Antwerpen und ging dann im Jahr 1836 nach Bologna, um dort auf dem

Jacobskollegium Medicin zu studiren. Wie ich in einer handschriftlichen Notiz seines Freundes Peter Dumont finde, war die Politik die Ursache, daß er 1840 ohne das Doktordiplom zurückkehrte. Von Andern, die ihn kannten, hörte ich, daß auch in seinen religiösen Ansichten während seines Aufenthaltes in Italien eine völlige Veränderung vor sich gegangen sei. Wo er sonst den Vorwurf zu großer Freisinnigkeit gemacht hatte, da machte er später den zu großer Strenggläubigkeit. Bereits im Jahre 1839 war ein Gedicht von ihm, welches er 1836 geschrieben hatte, im „Genter Jahrbüchlein" erschienen und von Rens mit einigen Worten eingeführt worden, welche auf den „jungen Antwerpner, der selbst in der Ferne der Sprache seiner Väter nicht vergessen," aufmerksam machten. Bald nach seiner Rückkehr griff Van Kerkhoven kräftig in die vlämische Literatur ein, indem er den „Nordstern", ein belletristisches Journal, herausgab, in dessen erster Nummer man die Namen von Conscience und De Laet findet. Van Kerkhoven selbst lieferte sowohl poetische wie prosaische Beiträge, und übernahm zugleich die Kritik. Es ist nicht zu läugnen, daß er sie mit großer Gewandtheit handhabte. Hätte es ihm nicht etwas an der Anerkennung fremden Verdienstes gefehlt, so würde er sich ein wirkliches und großes mehr um die vlämische Literatur erworben haben: er hätte die Kritik ausüben können, wie sie ausgeübt werden soll. Die Begabung dazu hatte er.

Nachdem er zwei Jahre lang dem Lehrgang im bürgerlichen Hospital zu Antwerpen gefolgt, gab er die Medicin ganz auf. Auch der Handel, auf den er sich im Comptoir seines Vaters zu legen gedachte, sagte ihm nicht zu, und so ward er 1849, einige Zeit vor dem Tode seines Vaters, Schreiber bei der Gemeindeverwaltung von Antwerpen. 1856 wurde er zum Oberbeamten ernannt.

Als Literat ist Van Kerkhoven der thätigste von allen Vlamingen gewesen. Er hat sowohl nicht nur Gedichte wie Dramen, sowohl Romane wie Novellen geliefert und Alles

in nicht geringer Anzahl, er hat auch von 1840—42 den „Nordstern," von 1845—46 das „Kunst- und Literaturblatt" und endlich von 1847—1857 den „Vlämischen Rederyker" redigirt und besonders den letzten fast ganz allein geschrieben. Außer den Sachen, welche er mit seinem Namen unterzeichnet hat, finden sich viele, unter denen nur seine Chiffre steht und eine Menge italiänischer Novellen unter dem allgemeinen Titel: „Aus meinem Tagebuche," welche, obwohl ohne Namen, doch nur von ihm herrühren können, indem er außer Du Mont der einzige Vlaming ist, welcher italiänische Stoffe gewählt hat. Ferdinand Van Tergow sagt in seiner Lobrede auf Van Kerkhoven: „Italien war für den gefühlvollen Jüngling die Geburtsstätte seines Talents, der Boden, wo unter dem glänzendsten der Himmel seine ersten Gedanken keimten, groß wurden und blühten." Zugleich sagt Van Tergow, daß Van Kerkhoven vielleicht darum minder populair geworden, weil er einem Publikum, welches bis jetzt nur noch der Rührung durch Gefühle fähig sei, bereits das Interesse für Gedankenprobleme zugemuthet habe. Gewiß ist es, daß sein Talent kein vlämisches, sondern mehr das eines französischen Feuilletonisten ist. Seine größten Vorzüge sind Leichtigkeit in der Behandlung und Reichlichkeit in der Erfindung. So viel jedoch von Van Kerkhoven da ist, so wenig werde ich geben; man wählt schwer, wenn man gar zu viel Wahl hat. Und so habe ich mich denn mit zwei Liedern und einer ganz kleinen Skizze begnügt, welche zuerst im Nordstern und dann in dem Bändchen „Für's Volk" erschien und mich gleich beim ersten Lesen durch eine eigenthümliche Fassung traf.

Das Vaterland.

Kein Land ist schöner als das Land,
Wo sich zum ersten Mal
Gespiegelt hat in unserm Blick
Ein warmer Sonnenstrahl.

Wo wir den ersten Schrei gethan,
Wo uns der Eltern Hand
Zuerst gewiegt, zuerst geführt —
Es ist das Vaterland.

Kein Land ist schöner als das Land,
Wo wir zuerst gelacht,
Und wo die erste Traurigkeit
Zu Thränen uns gebracht.
Wo uns zuerst der Rose Duft
Gelockt, und wir die Hand
Zuerst an Dornen uns geritzt —
Es ist das Vaterland.

Kein Land ist schöner als das Land,
Wo Freudigkeit und Schmerz
Und süße Lust und bitter Leid
Beweget unser Herz.
An diesen Boden fesselt uns
Ein unzerreißbar Band,
Wir leben und wir sterben da —
Es ist das Vaterland.

Schön und schöner.

Schön, ja, ist es, wenn die Lüftchen
Abends in dem duft'gen Hain
Durch die weichbelaubten Hecken
Spielend tragen ihren Reih'n.
Doch wenn meines Mädchens Locken
Und ihr Antlitz blühendschön
Sanft der Zephyr küßt und streichelt,
O dann ist es doppelt schön!

Schön auch ist das stille Stralen
Von des Mondes Angesicht,

Und im dunkeln Himmelsraume
All' der tausend Sterne Licht,
Aber wenn des Mondes Schimmer
Wiederscheint nach seinen Höh'n
Aus den Augen der Geliebten,
O dann ist es wunderschön.

Schön ist's endlich mit dem Abend,
Müde von des Tages Noth,
Leis' hinab den Strom zu treiben,
Sitzend in dem leichten Boot.
Doch wenn Liebesworte flüstern
In des Wassers lind Getön,
Und mein Lieb mich heimlich küsset,
Dann ist's unvergleichlich schön.

Die drei Kinder.

I.

Es waren drei Mädchen, drei Schwesterchen. Keine hatte noch ihr zehntes Jahr erreicht.

Sie schienen drei Blumen auf einem Stengel, aber die Stürme des Lebens hatten sie bleich und welk gemacht.

Weil sie arm waren und dem niederen Volke angehörten, war die Blüte der Kindheit nicht auf ihren Wangen, und die sanften Züge ihrer lieblichen Gesichter flößten den kalten Herzen keine Theilnahme ein, weil ihre Kleider armselig und unordentlich aussahen. Den Kindern fehlte ihr Lebenslicht — sie hatten keine Mutter mehr.

Und ihr Vater war krank und lang matt zu Bette und

litt zwiefach, denn er konnte nicht das Nothwendige für seine Kinder verdienen.

Und doch lebten sie, denn der Hunger ist eine Krankheit, die lange währt.

II.

Es war Winter und die Kälte war furchtbar.

Die drei kleinen Mädchen verließen des Abends ihre arme Wohnung und gingen dahin, wo Müßiggänger zu Gelagen versammelt waren.

Und da ließ das älteste der drei Schwesterchen mit den kalten erstarrten Fingerchen ein Saitenspiel schwirren, und die beiden andern mischten ihre feinen kraftlosen Stimmchen in das rasende Getöse der Schlemmer.

Und ohne Mitleid hörte man das einfache Lied der unglücklichen Kinder an.

Und wie ein Paar armen Hunden warf man ihnen dann und wann mit unfreundlichem Gesicht ein Stück Geld hin, um — der Last überhoben zu sein. Und Niemand verstand das nagende Herzeleid, das bittere Elend, welches auf dem Antlitz der Kleinen zu lesen stand.

Niemand las in den lichtbraunen Augen der ältesten Schwester, welches Weh schon in ihrem jungen Herzen wohnte; Niemand sah, mit was für zärtlichem Mitleiden sie von Zeit zu Zeit einen Blick auf ihre jüngeren Schwestern warf.

Und trostlos und erstarrt vor Kälte kehrten die drei Kinder heim und fanden auf dem Heerde kein Fünkchen Feuer, um sich zu wärmen.

Dann drückte der Vater seine drei kleinen Mädchen an seine Brust, und aus seinen Augen quollen heiße Thränen.

Aber auch die Thränen waren machtlos.

Und zitternd vor Frost sprachen die Kinder ihr Abendgebet und streckten dann die matten Gliedmaßen auf das kalte Stroh hin.

Sie klagten ihre Noth der Jungfrau des Himmels und baten Gott um Erleichterung.

Der Schlaf entwich ihrem Lager, und die Kälte allein blieb ihre treue Genossin.

III.

Und die Kälte wurde von Tag zu Tag härter und die Noth der drei Kinder und des unglücklichen Vaters immer grausamer.

Mit genauer Noth bekamen sie genug zu ihrem Unterhalt, und immer noch zeigte kein Sterblicher Erbarmen.

Endlich wurde sogar die arme Wohnung dem unglücklichen Vater aufgesagt und binnen Kurzem sollte die Satzung des menschlichen Rechtes zur Ausführung gebracht werden, und die Unglücklichen sollten sich ohne Zufluchtsort sehen.

Eines Abends, als die drei Kinder wiederum bebend vor Kälte in die Wohnung traten, wurde ihr Antlitz auf ein Mal belebt, denn sie sahen ihren Vater an einem glühenden Feuer sitzen und sich wärmen. Voll Freude hielten sie ihre zarten Hände über die glühenden Kohlen, und frohe Erkenntlichkeit strahlte aus ihren Blicken.

„Kommt, Kinder," sprach der Vater, „und wärmt Euch."

Und mit ungewöhnlicher Zärtlichkeit küßte er eine jede seiner Töchter. Die Mädchen wärmten sich und waren froh.

Des andern Tages frühmorgens hatte Aller Leid ein Ende genommen.

Diese Skizze zeigt außer ihrer Eigenthümlichkeit auch noch eine der Eigenthümlichkeiten des Verfassers: die, mehrere Familienglieder gern durch ein ganz gleiches Schicksal treffen zu lassen. In „Jan Reim" starben die vier Kinder der Familie eines nach dem andern an der Cholera, in dem „wunderbaren Buche" wird zuerst der Vater, dann der älteste Sohn und endlich auch der jüngste und letzte durch das Lesen der Bibel verrückt.

Der erste Roman, mit welchem Van Kerckhoven auftrat, hieß „Jaek, oder eine arme Familie," sein letzter „Zwei Gottlose" war unter dem Pseudonym von Jan de Vry erschienen und wurde in der Revue critique sehr lobend besprochen. „Daniel oder Kampf und Sieg" wurde 1847 zugleich mit „Ferdinand der Seeräuber" in's Deutsche übersetzt, dieser letztere Roman 1849 noch ein Mal.

Van Kerckhoven wurde mehrfach bekrönt. 1845 zu Antwerpen für „Eine kurze Geschichte des Zustandes der Malerei und der Literatur im XIV. Jahrhundert," und für ein Gedicht auf Karl den Kühnen. 1845 zu Gent mit einem Gedicht auf Jakob Van Artevelde. 1845 zu Brügge für eine Lobrede auf Simon Stevin, und für das geschichtliche Drama „Richilde," welches er gemeinschaftlich mit Emmanuel Rosseels geschrieben. 1857 endlich für ein Drama „Zwei Nätherinnen", ein Titel, unter welchem er bereits eine Novelle geschrieben hatte. Dieser letzte Preis war ihm zu Brüssel zuerkannt worden, wo der „Weingarten" bei Gelegenheit seiner zweihundertjährigen Jubelfeier einen Preiskampf für Drama und Lustspiel ausgeschrieben hatte. Zugleich wurde Van Kerckhoven

für sein Lustspiel „Eine Kopfliebe" eine ehrenvolle Meldung zu Theil.

Van Kerckhoven litt bereits seit mehr als fünf Monaten an der Luftröhrenschwindsucht, welche ihn in's Grab gebracht hat; darum mußte er die, welche ihm Glück wünschen kamen, auf dem Krankenbette empfangen. Es war am 22. Juni 1857, um 9 Uhr Abends, daß ihm zu Ehren wieder ein Mal eine ächt vlämische Manifestation stattfand. An zwanzig Gesellschaften, darunter der „Vlämische Bund," die „Vlämische Gesellschaft," der „Oelzweig," der „Kunstverband," die „Van Maerlants Söhne," der „Scheldeklang," das „Morgenroth," die „freie Kunst," die „Eintracht," der „Gretry," versammelten sich an der Börse, und zogen mit der Musik der „Kunstfreunde" und ungefähr 120 Fackeln nach der Louisenstraße, wo Van Kerckhoven wohnte. Nach dem Vortrag eines Musikstückes durch die „Kunstfreunde" und dem Singen eines vaterländischen Chors durch den „Gretry," begaben sich die Abgeordneten der Gesellschaften hinauf, und Ludwig Gerrits, als Präsident der Commission, welche die Manifestation angeordnet und geleitet, richtete eine kurze aber herzliche Ansprache an den Kranken, welche dieser seiner geringen Kraft nach beantwortete.

Am 1. August war Van Kerckhoven nicht mehr. Bei seinem Begräbnisse, welches am 4. August stattfand, sprachen Versspreeuwen, Jan Van Ryswyck, Baras, Destanberg, Van der Voort und Van Duyse. Dieser letztere erzählte von dem Verstorbenen einen Zug, welcher nicht mit Stillschweigen übergangen werden darf. Van Kerckhoven hatte in Brügge als Preis für seine Lobrede auf Simon Stevin die Summe von 300 Franken erhalten und wollte mit dieser für ihn nicht unbedeutenden Summe eben wieder die Stadt verlassen, als er einer armen fremden Familie begegnete, welche aus Mangel an Mitteln ihre Reise nicht fortsetzen konnte. Durch ihren Anblick getroffen, hielt er auf seinem Wege zur Eisenbahn

an, befragte die Bedürftigen und Hülflosen, und gab ihnen augenblicklich ein Billet von hundert Franken.

Van Kerckhoven hatte sich am 7. Juni 1841 mit Anna Maria Verbaet verheirathet, und aus dieser sehr glücklichen Ehe mehrere Kinder. Eines derselben, das älteste, ein Knabe von funfzehn Jahren, nahm bei dem Jubelfest des „Weingartens" den Preis für den Vater in Empfang. 1852 war Van Kerckhoven Ritter des Leopoldordens geworden. 1841 wurde er wirkliches Mitglied, sowie erster Sekretair des „Oelzweiges." 1843 stiftete er die Sanggenossenschaft „die Scheldesöhne," welcher er als Präsident vorstand. Ebenso war er wirkliches Mitglied von der Abtheilung für vlämische Literatur in dem Verband von Künsten, Literatur und Wissenschaften zu Antwerpen und correspondirendes Mitglied der archäologischen Gesellschaft zu Antwerpen, der Gesellschaft „die Sprache ist ganz das Volk" zu Gent, der Gesellschaft „die Rose" zu Löwen, der literarischen Gesellschaft zu Leiden u. a. Um seine Biographie so vollständig wie möglich zu geben, benutzte ich außer handschriftlichen Notizen von Dumont, Sleeckx und Genard noch Van Tergows am 7. November 1857 in einer Sitzung des Oelzweiges gehaltene Lobrede, den Artikel, welchen Rens im „Niederdeutschen Jahrbüchlein" 1858 über Van Kerckhoven giebt, und endlich den „Weingarten" vom 7. Juni und vom 12. Juli 1857.

Hildane de Gitana. Noordstar 1840.

Marietta en Leonardo. Eene venetianische geschiedenis. Noordstar 1840.

Gozewyn, graef van Stryen. Een dichtkundig verhael uit de middeleeuwen. Antwerpen 1841.

De drie Kinderen. Noordstar 1841.

Fabricius en lange Margriet. Noordstar 1841.

Te Venetien. Noordstar 1841.

Oud Belgie, twee dichtkundige tafereelen uit de oude geschiedenis des vaderlands. Antwerpen 1842.

Jaek of een arm huisgezin. Antwerpen 1842.

De graef van Steenburg. Noordstar 1842.
Professor Severius. Noordstar 1842.
De Koopmansklerk, eene Antwerpsche zedenschets. Antwerpen 1843.
Vlaemsch taelverbond, volledige beschryving der algemeene letterkundige vergadering en van het daropvolgende feest, gehouden te Brussel, den elfden february 1844, met eene inleiding. Antwerpen 1844.
Daniel, roman. Antwerpen 1845.
Fernand de zeerover, marineschets. Antwerpen 1845.
Over den toestand der schilder- en letterkunde in de XVI eeuw, gevolgd door eene lofrede op Otto van Veen. Bekroond door de maetschappy ter aenmoediging van Schoone Kunsten te Antwerpen. Antwerpen 1845.
Karel de stoute, gedicht. 1845.
Jakob Van Artevelde, gedicht. 1845.
Gedichten en Balladen. Antwerpen 1846.
Lof en levenschets van Simon Stevin. Bekroond en uitgegeven door de Maetschappy van tooneel- en letterkunde: Yver en broedermin. Brugge 1846.
De vlaemsche beweging. Een word aen het publieck en aen de vlaemsche schryvers. Antwerpen 1847.
Richilde, drama in vyf bedryven. Met Emmanuel Rosseels. Brugge 1847
Een noodlottig geheim. De vlaemsche Rederyker 1847.
Kristiaen, een verhael. De vlaemsche Rederyker. 1847—1848.
Ziel en lichaem, roman. Antwerpen 1848.
Laet God de wraek, een verhael uit den lagen volksstand. De vlaemsche Rederyker. 1848.
Aen wie de schuld? een verhael.
Hoe men mensch wordt, een verhael.
Voor' t Volk. Volksverhalen. Antwerpen 1849.
Avondlezingen. Brussel 1849.
Ons vaderland, gedicht. De vlaemsche Rederyker 1849.
Pieter de Zwyger.
Eene herinnering uit Italiën.
De gestraefte Wraek, drama in 2 bedryven. 1850.
Bernhart, een verhael. De vlaemsche Rederyker 1850.
Iets over de Venetianische republiek. De vlaemsche Rederyker 1850.
Eene opligting. De vlaemsche Rederyker 1850.
Gaetano en zyne bende. De vlaemsche Rederyker 1850.
Willem Middernacht. De vlaemsche Rederyker 1850.
Liefde, een roman in brieven. Antwerpen 1851.
Wit en zwart, verhalen. Antwerpen 1851.
Jaloerschheid, volksdrama in twee bedryven. Antwerpen 1851.

Valentyn, een verhael. De vlaemsche Rederyker 1851.
Mevrouw de la Roche. De vlaemsche Rederyker 1851.
Jan Reim. De vlaemsche Rederyker 1851.
Uit myn dagboek. Fioretta. De vlaemsche Rederyker 1851.
Uit myn dagboek. Teresina. De vlaemsche Rederyker 1851.
Twee naeisters. De vlaemsche Rederyker. 1851—1852.
Uit myn dagboek. Sabina. De vlaemsche Rederyker. 1852.
Uit myn dagboek. Beatrice. De vlaemsche Rederyker 1852.
Verhandeling over het dierlyk magnetismus. De vlaemsche Rederyker 1852.
Boer en Edel, tooneelspel in dry bedryven. Antwerpen 1853.
Jets over de maetschappelyke hervorming. De vlaemsche Rederyker. 1853.
Uit myn dagboek. De occhiata. De vlaemsche Rederyker. 1853.
Uit myn dagboek. Marianna. De vlaemsche Rederyker 1853.
Reisherinneringen uit Italiën. Uit myn dagboek. Valeria. De vlaemsche Rederyker 1853.
Giannina. De vlaemsche Rederyker. 1854.
Muerschildering. De vlaemsche Rederyker 1854.
Reisherinneringen uit Italiën. Uit myn dagboek. De Molinara. De vlaemsche Rederyker 1854.
Twee Redevoeringen voorgedragen in den kunst- en letterkring te Antwerpen, in den loop der winterzittingen van het jaer 1853.
De dronkaerd, drama in dry bedryven. Antwerpen 1854.
De geschiedenis van een huis. De vlaemsche Rederyker. 1855.
Levenschets van Ludewyk Rysheuvels. De vlaemsche Rederyker 1855.
Kristina. De vlaemsche Rederyker 1855.
Marie Van Velten. De vlaemsche Rederyker 1855.
Twee katten voor eene doode musch, blyspel in een bedryf. Antwerpen 1855.
Fanny, tooneelspel in dry bedryven. Gent 1855.
Twee goddeloze, roman, geteekend Jan de Vry. Brussel 1855.

Van Ostayen, (Anton), geboren den 12. Juli 1807 zu Wunstwezel, Provinz Antwerpen an der holländischen Grenze, verlor schon mit zwei Jahren seinen Vater und mußte daher sich selbst herausarbeiten. Noch sehr jung ging er auf Reisen, durchstreifte einen Theil von Frankreich und blieb drei Jahr in Paris. Die Revolution von 1830 veranlaßte ihn zur

Rückkehr, er wurde in einem französischen Pensionat in der Umgegend von Antwerpen als Lehrer angestellt und blieb dort sechs Jahr. Dann richtete er sich in Antwerpen als Erzieher ein und verheirathete sich mit einer Frau, die er als höchst liebenswürdig schildert, die aber, noch jung, vor vier Jahren schon starb. Vater von fünf mutterlosen Kindern, vereinsamt im Herzen, hat Van Ostayen nicht mehr den Muth, launige Erzählungen zu reimen. Es ist das natürlich, aber Schade — er that es mit so viel Naturell. Nur die Länge dieser Dichtungen hält mich ab, eine zu geben, doch ist auch das folgende Gedicht eines von den besten in „Scherz und Ernst", und hat noch überdies das Verdienst, den gesunden Sinn des belgischen Volkes nach dem Leben zu schildern.

Der Socialist und der Heidebauer.

Ein fremder Mann kam einst daher
Entlang dem Heiderand,
Die Felder deckt' ein goldnes Meer,
Der Segen von Gottes Hand.
Die Leute schafften mit Genuß,
Und freuten sich am Ueberfluß,
Man ward auch wohl ein junges Paar
Hier oder dort im Holz gewahr —
O welche Lust!

Und große Wagen führte man,
Von Garben schwer, nach Haus',
Der Fremde sah dies Schauspiel an,
Und zürnend rief er aus:
„O dummes Volk, o Sklavenbrut,
Die ewig ihre Arbeit thut!
Das müht sich ab und keucht vor Fleiß
Und gibt den Reichen seinen Schweiß —
Elendes Volk!"

Der fremde Jeremiaston
An's Ohr der Bauern schlägt,
Da kommt ein alter Pachter schon,
Begrüßt den Mann und frägt —
„Tag, Herrschaft! sagt mir was ihr wollt,
Man sollte glauben, daß Ihr grollt —
Wo geht Ihr hin? woher kommt Ihr?
Kann ich Euch helfen, sagt es mir —
Wer seid Ihr, Mann?"

„Ich bin," so sprach er, „Socialist,
Den man in Frankreich kennt,
Auch Demokrat, auch Communist,
S'ist eins, wie man es nennt;
Wir stimmen völlig überein,
Wir wissen nichts von Mein und Dein,
Wir wollen alle Menschen gleich,
Und Einen wie den Andern reich —
Egalité!

„Ich hab' durchwandert dieses Land
Trotz Spott und dummem Hohn —"
Er nahm ein Büchlein in die Hand,
Fuhr fort in hohem Ton:
„Bevor ich geh', gesteht mir's zu,
Daß ich Euch weck' aus stumpfer Ruh' —
Empfanget diesen Lebensbronn,
Die reine Lehre von Proudhon,
Bürger Proudhon.

„Die Menschheit hebt mit dieser Lehr'
Sich herrlich aus dem Schlamm,
Nicht Obrigkeit, nicht Reichthum mehr,
Wir sind von einem Stamm.

Nicht länger quält uns Sklavenschmach,
Wir geben der Gewalt nicht nach,
Ein Diebstahl ist das Eigenthum,
So lehrt zu seinem ew'gen Ruhm
Bürger Proudhon.

„Die uns gezwungen, zwingen wir,
Mit Guillotin' und Dolch;
Sie stürzen, wenn nur wollen wir,
Die Stärke liegt im Volk.
Die Kinder auch, nach uns'rer Lehr',
Erkennen keine Eltern mehr,
Und Geld und Weiber sind gemein,
S'lebt Alles in den Tag hinein —
Vive Proudhon!"

Der Bauer sprach: „ich seh's, mein Herr,
Ihr seid so gut wie toll;
Gibt's denn nicht Narrenhäuser mehr?
Sind sie in Frankreich voll?
Da links könnt Ihr die Straße seh'n,
Wo Ihr g'radaus nach Gheel könnt geh'n —
Und Proudhon ist was Schlimmers noch,
Und käm' er her, er käm in's Loch,
Der Herr Proudhon.

„Glaubt Ihr, daß hier zu Land man hört
Auf solche Rederei?
Laßt uns nur ruhig ungestört
In uns'rer Sklaverei.
Ihr habt ganz Recht: wir sind zu dumm,
Wir scheren uns den Kuckuck d'rum,
Wir wissen nichts von Politik,
Nichts von französischer Republik,
Noch von Proudhon.

„Hab' Neunundneunzig schon erlebt,
Und Dreißig kenn' ich gut,
Und Achtundvierzig — Jeder bebt,
Der strömen sah das Blut.
Denkt Ihr, ich bin ein junger Wicht
Und kenne Eure Lehre nicht?
Noch immer denk' ich an die Zeit
Voll Plünd'rung und voll Grausamkeit —
Weg mit Proudhon!

„Ich hört' und hörte immerfort
Von all' der Liberté.
Wie, Tausend, war das andre Wort?
Ja so: Fraternité.
Man hat es mir gesagt zur Zeit,
Es heiße Brüdereinigkeit,
Man half einander aus der Noth,
Das heißt, man schlug einander todt.
A la Proudhon.

„Ihr sprecht von Frau'n, die allgemein —
Das wär' nun gar charmant!
Sagt doch, wer soll der Vater sein,
Ihr Herren voll Verstand?
Was — Sackerment und Sackerlot!
Ich hab' ein Weib wie Wein und Brod,
Und da soll so der Erste Best'
Mir Eier legen in mein Nest?
Dank Euch, Proudhon!

„Was heilig durch Natur und Brauch,
Vernichten wollt Ihr's gern,
Und die Egalité denn auch,
Die wäre für die Herrn.

Ein rechter Bruder Liederlich
Der hätte dann so viel wie ich —
Macht fort und laßt Euch nicht mehr seh'n,
Sonst könnt' es Euch noch schlimm ergeh'n,
Ihr Schobejack!

„Es glückt Euch hier nicht, Citoyen,
Steckt Euern Unsinn ein;
Auf jener Seite von Quivrain
Wird's sichrer für Euch sein.
Wir haben and're Männer hier,
Und was wir wollen, wissen wir —
Wir wollen weder Sanscülott,
Noch Barrikaden, noch Komplott,
Und keinen Proudhon."

Luim en Ernst, mengeldichten. Antwerpen 1852.

Van Peene, (Hypolit Johan), geboren den 1. Januar 1811 zu Caprycke, einem Dorfe in Ostvlandern, wurde von seinem Vater, der sich zugleich als Arzt und Schriftsteller auszeichnete, zum Studium der Medicin bestimmt, welches gewissermaßen erblich in der Familie war. Schon im frühesten Alter zeigte Hypolit Liebe für das Theater. Zehn Jahr alt ließ er zu Lowendeghem, wohin seine Eltern sich zurückgezogen hatten, auf ihre Kosten ein kleines Marionettentheater einrichten, bei welchem er sowohl Direktor der Truppe, wie Improvisator der Stücke war. In Gent, wo er studirte, nahm seine Neigung noch immer zu, und bald hatte er unter dem Namen der „Guten Freunde" eine Gesellschaft gestiftet, welche auf einem kleinen Theater in einem Hôtel, „de Duitsch", Lust- und Singspiele aufführte. Es gab kein vlämiches Schauspiel in Gent, denn die Gesellschaft der Rhetorika hatte längst mit

ihren Vorstellungen aufgehört, folglich war das Theater bald zu klein, und ein größeres wurde im „Saale der Flora" errichtet. Die Uebersetzungen aus dem Französischen, welche das Repertoire des neuen Theaters bilden sollten, waren die ersten literarischen Arbeiten Hyppolits. Als man später auch in französischer Sprache spielte, war es der unermüdliche Hyppolit, dem fast immer die Hauptrolle übertragen wurde. Doch bald trat er das Fach der ersten Liebhaberin einem jungen Mädchen ab, welches sogleich beim ersten Auftreten einen ungewöhnlichen dramatischen Beruf bekundete. Es war 1833, daß Fräulein Virginie Miry in drei französischen Stücken debütirte. 1835, am 22. Januar, wurde die erste Originalarbeit Hyppolits, ein Vaudeville, La veillesse de Stanislas" von der Gesellschaft der „Guten Freunde" aufgeführt. Dann nahm der Ernst des Studiums den jungen Mann in Anspruch, und nachdem er 1837 Doktor geworden war, gehörte er so lange gänzlich seiner Wissenschaft an, bis er Bekanntschaft mit Van Duyse machte, eben als unter dem Titel „Bruderliebe und Spracheifer" eine neue dramatische Gesellschaft gegründet worden war. Eines Tages, als Van Peene bei Van Duyse in dessen Cabinet auf dem Stadthause war, fiel das Gespräch auf die bekannte und von Van Duyse bereimte Anekdote von Kaiser Karl V. und der Laterne des Berchem'schen Bauers. „Ein vortrefflicher Vorwurf zu einem Vaudeville, diese Anekdote," sagte Van Peene. „Rein unmöglich, sie auf die Bühne zu bringen," antwortete Van Duyse. Eine Herausforderung erfolgte, versteht sich, eine literarische, das Ergebniß derselben kann man lesen, denn ich habe mich durch den drolligen Berchem'schen Bauer ausnahmsweise zur Uebersetzung von zwei Akten verführen lassen. Acht Tage nur waren vorüber, so erschien Van Peene, seine dramatisirte Anekdote in der Tasche, wieder bei Van Duyse. Was Van Duyse jetzt sagte, weiß ich nicht. Das Comité der neuen Gesellschaft nahm das Stück einstimmig an. Augenblicklich ging man an's Einstudiren, und Alles ließ den glücklichsten Erfolg voraussehen, nur mit der

Darstellerin Lysje's war der Verfasser in den Proben nich zufrieden. Fräulein Virginie Miry war inzwischen Frau Van Peene geworden, im Interesse der vlämischen Schauspielkunst sich über die hergebrachten Rücksichten hinwegsetzend, übergab Van Peene ihr die Rolle, von der so viel abhing. Frau Van Peene rechtfertigte das Vertrauen ihres Mannes. Am 31. Januar 1841 wurde das erste vlämische Vaudeville, welches seit 1830 geschrieben worden war, zum Besten der Armen im Theater der Rhetorika gespielt. Der Erfolg war groß, und noch heute gilt „Kaiser Karl und der Berchem'sche Bauer" als das populairste Stück Van Peene's. Auf allen Theatern beeiferte man sich, es zu bringen, und Frau Van Peene hatte ebensowohl ihren Ruf als vlämische Schauspielerin gegründet, wie ihr Mann den als vlämischer Dramatiker.

Ermuthigt durch den Erfolg ließ Van Peene schon zwei Monate später „Everaerd und Susanna" oder „Das buhlende Landmädchen", ein Drama in fünf Akten aufführen. Diesem folgten: den 19. September 1841 „Jakob Van Artevelde" oder „Sieben Jahr aus der Geschichte von Vlandern," den 6. Oktober 1842 „Röschen ohne Dornen." Den 20. Oktober 1842 „Van der Snieck." Den 29. Januar 1843 „Klaes Kapoen." Den 12. März 1843 „Till Eulenspiegel." Den 22. Oktober 1844 „Siska Van Roosemael." Den 12. Oktober 1845 „Ein Mann zu verheirathen." Den 9. Oktober 1845 „Weiß und Schwarz," Operette, mit Musik von Karl Miry. Den 8. Februar 1846 „Der Narr von Gravenhage." Den 27. Juni 1847 „Brigitta," Oper in drei Akten mit Musik von Karl Miry, gekrönt im Preiskampf zu Brügge und zum ersten Male bei der Einweihung des neuen vlämischen Theaters, (Theater Minard) aufgeführt. Den 19. Oktober 1847 „Wilhelm von Dampierre." Den 22. Oktober 1848 „Ein dummer Junge," Vaudeville, bekrönt von der Königlichen Gesellschaft „Die Fonteinisten." Den 1. März 1849 „Johann der Vierte," geschichtliches Drama, von derselben Gesellschaft bekrönt. Den 10. Februar 1850 „Adam

und Eva.“ Den 10. Oktober 1850 „Das Portrait.“ Den 16. Februar 1851 „Katharina.“ Den 10. März 1851 „Der Prophet“, Parodie in fünf Akten. Den 5. Februar 1851 „Der Schlosser von Wyneghem.“ Den 7. März 1852 „Fortunatus Beutel.“ Den 10. Oktober 1852 „Die Narbe,“ und „Der Wehrwolf.“ Den 10. Februar 1853 „Der wandernde Jude,“ Parodie. Den 6. Juni 1853 „Der Veilchenstock,“ Vaudeville, bekrönt von der Gesellschaft „Bruderliebe und Spracheifer.“ Den 30 August 1853 „Der Dragoner von Latour,“ zur Vermählungsfeier des Herzogs von Brabant geschrieben. Den 19. März 1854 „Zwei Hähne und eine Henne.“ Den 1. Oktober 1854 „Der Sohn des Gefangenen“ und „Tambour Janssens.“ Den 6. Mai 1855 „Vater Cats.“ Den 26. Mai 1855 „Das Belfort.“ Den 13. Januar 1856 „Baes Kimper.“ Den 12. Oktober 1856 „Die Frau, die ihren Mann aufbäckt.“ Den 4. Oktober 1857 „Abends im Mondschein.“ Den 15. Oktober 1857 „Der Wächter verliert.“ Ein großes neues Stück ist phantastischen Inhalts und heißt: „Die Welt in tausend Jahen.“ Es wurde ihm von der königlichen Schauspieldirektion im Haag aufgetragen, welche ihre Zufriedenheit darüber bezeigte, indem sie den beliebten und bekannten Schauspieler Victor Driessens eigens nach Gent sandte, um dem Verfasser „ein prächtiges Geschenk“ zu überbringen. Nicht zufrieden mit dieser ungemeinen Thätigkeit im Vlämischen ließ Van Peene noch mehrere französische Opern aufführen, fast alle mit Musik von Karl Miry. Er selbst ist Musiker genug, um seine Vaudevilles setzen zu können. „Der vlämische Löwe,“ ein vaterländischer Gesang, wozu Karl Miry ebenfalls die Musik schrieb, ist sehr verbreitet, ebenso eine Menge von Gelegenheitsliedern.

Kaiser Karl und der Berchem'sche Bauer.

Lustspiel in zwei Aufzügen.

Personen.

Karl, genannt Kaiser Karl.
Peter Van Eeken, Bauer.
Liesjen, seine Tochter.
Franz, sein Knecht.
Marie, Regentin der Niederlande, des Kaisers Schwester.
Ein Thorhüter.
Zwei Hofleute.

Der erste Aufzug spielt auf dem Gehöft von Peter Van Eeken, der zweite am Hofe zu Brüssel.

Zeit 1540.

Erster Aufzug.

Eine Bauernküche. Thür im Hintergrunde. Rechts eine andere. Tisch und Stühle. An der Mauer eine Laterne. Es beginnt dunkel zu werden.

Erster Auftritt.

Franz, (den Spaten auf dem Rücken, nach draußen).

He! Ihr da, nehmt Euch in Acht, daß Ihr unterwegs nicht in den Graben kullert, und Ihr, Truitje, schlaft wohl und träumt lustig. (Kommt herein.) Wie, Liesjen noch nicht hier? Mir war's doch, als hätt' ich sie eben aus dem Kuhstalle kommen sehen. Na, da ich vom Kuhstalle rede — mir schlägt das Herz noch, wenn ich daran denke. Diesen Morgen, als sie melken saß, während ich meine Rüben stampfte, erzählte sie mir, sie hätte vergangene Nacht geträumt, wir gingen nach der Kirmeß und rührten da unsere Beine — hopsasa! — Schade, sagte sie, und dabei sah sie mich mit ihren losen Augen o an — Brr! — daß mir's kalt über den ganzen Leib lief. Nun, ich will, ihr Traum soll eintreffen. Heute Abend noch erkläre ich dem Baas meine Liebe — zu seiner Tochter. Na=

türlich wird er zuerst etwas knurren, das kann nicht anders ein, und gut noch, wenn's nur beim Knurren bleibt. Nun, Liesjen wird mich dafür um so lieber haben. Wie gesagt, so gethan, ich wag's! da ist sie — nun will ich 'mal hören. —

Zweiter Auftritt.

Liesjen, (mit einer kupfernen Milchkanne, Franz).

Franz.

Guten Abend, Liesjen! wie geht's, Liesjen?

Liesjen.

Da seid Ihr ja.

Franz.

Ich selbst, Liesjen, mit Leib und Seele.

Liesjen.

Und ich, die ich Euch überall suche, damit Ihr den Stall zumachet!

Franz.

Dumm, daß Ihr mich nicht gefunden habt — aber s'ist einerlei — ich werd's thun, wenn ich dem Grauen seine Metze Hafer trage.

Liesjen.

Vergeßt es ja nicht!

Franz.

Das ist, als sagtet Ihr: vergeßt Abend's, wenn Ihr schlafen geht, ja nicht, an Liesjen zu denken.

Liesjen.

Ja, aber es bleibt auch beim Denken. Ich bin sicher, Ihr habt Euch noch nicht getraut, meinem Vater ein Wort davon zu sagen. Ihr werdet's sehen, ich werde bei ihm noch müssen um Euch anhalten.

Franz.

Nein, die Mühe könnt Ihr Euch sparen. Diesen Abend weiß er Alles, so wahr wie am dritten Dezember mein Geburtstag und Sankt Franziskus ist. Aber — wir müssen den günstigen Augenblick zu treffen wissen, und das wird, glaub' ich, beim Abendessen sein. Was einem Freunde nicht glückt, das glückt oft einer Kanne Bier. Ich betrachte die Sache als abgemacht. Ueberdies, was könnt' er denn gegen mich einzuwenden haben? Daß ich arm bin? Durch Arbeit werden wir reich werden. In diesen beiden Armen steckt Geld, und ich versichere es Euch, sie sollen nicht müßig bleiben.

Liesjen.

Mein Vater ist weder geld- noch ehrsüchtig. Alles was er will, ist, sein Leben in Ruhe auf diesem Pachtgütchen beschließen und mich, sein einziges Kind, glücklich sehen.

Franz.

Diese Sorge will ich gern übernehmen.

Liesjen.

Darum ist es eben nothwendig, daß Ihr ohne Verzug mit ihm über unsere Heirath sprecht.

Franz.

Ja, ja, Liesjen, es ist nothwendig, aber, seht Ihr wohl, Euer Vater ist so ein unwirscher Mann, besonders wenn er ein Glas getrunken hat — er wird anfangen zu fluchen, und Ihr wißt wohl, wenn er flucht, da macht er Geberden, die es einem zu verstehen geben, daß man sich packen soll.

Liesjen.

Ich sehe, daß Ihr Furcht habt. Nun hört: ich kann eben-

so wenig furchtsame wie kühle Liebhaber leiden. Diesen Abend sprecht Ihr, oder es ist aus zwischen uns.

Franz.

Aus zwischen uns? O mein Himmelchen, nein, nein! das geht nicht, lieber sprech' ich mit Euerm Vater. (Bei Seite.) Er wird mich mausetodt schlagen, das ist so gewiß wie Gott lebt.

Liesjen, (spottend).

Wohl, so zeigt endlich ein Mal, daß Ihr ein Herz im Leibe habt.

Franz.

Spottet nur, spottet nur — ich wünschte, Ihr stecktet 'mal in meinen Kleidern. Aber s'ist einerlei, ich werde allen meinen Muth zusammennehmen, und um Euch zu bekommen, selbst das Unmögliche versuchen. Seid gut, Liesjen, in kurzer Zeit seid Ihr meine Frau, und Euer Franz wird Euch auf das Zärtlichste lieben und ewig treu sein.

Liesjen.

Ja, so sprechen alle Liebhaber. Mit dem Munde betrügen sie nie.

Franz.

Seid still! Das ist gut für die Springinsfelde aus der Stadt, die den Mädchen blauen Dunst vorzumachen wissen. Was ich sage, das denk' ich, darum heute mit Euerm Vater gesprochen, binnen acht Tagen das Aufgebot, binnen vierzehn Tagen Hochzeit, Ehrenwein, Traktament, Spielmann —

Liesjen.

So, so, das geht ja geschwinde.

Franz.

Und dann, wenn sie alle fort sind, und wir Beide so ganz allein — na, da! — Liesjen, krieg' ich einen Kuß?

Liesjen.

Damit hat's keine Eile.

Franz.

Was voraus auf die Heirath. (Küßt sie.)

Liesjen.

So, so, das ist ja schön, da habt Ihr mir meine ganze Mütze zerknittert.

Franz.

Ich werde sie auf meine Kosten waschen lassen. (Will sie wieder umarmen.)

Liesjen.

Laßt sein, Franz, oder ich werde böse!

Franz.

O, ich bitte ja nur noch um einen — dann ist's gut.

Liesjen (ihm eine Ohrfeige gebend).

Na, da! das gilt für zwei. (Man hört singen.) Paßt auf, da kommt der Vater!

Franz.

Ach, das ist Schade.

Liesjen.

Nicht wahr, es fing so gut an?

Franz (sich die Backe reibend).

Ja, aber es endigte verteufelt schlecht, das sollt Ihr mir bezahlen, Klatschhändchen, das sollt Ihr mir bezahlen! (Ab.)

Dritter Auftritt.

Peter, mit rother Nase, singend. Liesjen.

Liesjen.

Immer vergnügt, Vater?

Peter.

Immer, mein Kind, das Singen macht munter, und das Trinken macht stark, es sind zwei Recepte, um ewig zu leben, und ich hab' mir vorgenommen, sie zu gebrauchen, so lange noch ein Athemzug und ein Tropfen Bier durch meine Kehle geht. Sackerment, es lebe die Freude und das Kukelbergsche Bier! Und was ich sagen wollte, Liesjen, ist Baas Kneef nach der fetten Kalbe sehen kommen?

Liesjen.

Ja, Vater, aber da es schon dunkel wurde und er morgen früh doch zu Nachbar Jakob muß, so hat er mir gesagt, er würde zugleich mit Euch den Handel abschließen kommen.

Peter.

Schön, Liesjen, schön — aber hat er von nichts Anderem gesprochen?

Liesjen.

Ja wohl; er sagte, daß Ihr sehr glücklich wäret, eine solche Tochter zu haben.

Peter.

So? Weiter?

Liesjen.

Darauf antwortete ich ihm, daß er nur eine Frau zu suchen brauchte, da könnte er auch so glücklich werden.

Peter.

Gut geantwortet.

Liesjen.

Da starrte er mich mit seinen zwei gräulichen Glotzaugen an und verzog, weil er zu lachen versuchte, dermaßen den Mund, daß ich dachte, er kriegte Bauchgrimmen. Aber kei-

nesweges, denn gleich darauf kam er mit einem: Putchen, wenn Ihr mich nur verstehen wolltet, brauchte ich nicht lange zu suchen. Liebe Zeit! ich glaube, das Trampelthier ist verliebt!

Peter.

Na, und wie findet Ihr ihn?

Liesjen.

Als Viehhändler, sehr gut zu seinem Gewerbe, aber als Mensch, häßlich wie ein Teufel; ein rechter Popanz, womit man die Kinder zu Bett jagt.

Peter.

S'ist wahr, Baas Kneef ist nicht schön, aber in der Tasche, Mädchen, da hat er was seine Häßlichkeit vergolden kann.

Liesjen.

Das ist möglich, aber ich bedaure die Frau, die verurtheilt ist, ihr Leben mit dieser Vogelscheuche hinzubringen.

Peter.

Und ich wollt' ihn Euch zum Manne geben!

Liesjen.

Was sagt Ihr, Vater? ich Baas Kneef heirathen! Ist das Euer Ernst?

Peter.

Und warum nicht? Es wäre eine gute Sache für uns Beide: Viehhändler, Fleischer, und, was das beste ist, Gastwirth.

Liesjen.

Geht mir damit, Vater, er ist zu häßlich.

Peter.

Mit der Schönheit fährt man nicht zu Markte, Mädchen, und wenn Ihr es Euch 'was besser überlegen wolltet —

Liesjen.

Ein für alle Mal, Vater, ich mag Baas Kneef nicht heirathen.

Peter.

Es thut mir leid, blos seines Kellers wegen. Indessen wenn er Euch nicht ansteht — Ihr seid noch jung genug — es wird schon noch irgend ein Freier kommen, der Euch recht ist.

Liesjen.

Ach, wenn es blos daran liegt, Vater, da ist er schon gekommen.

Peter.

Wahrhaftig? Dann wundert's mich nicht länger, daß Baas Kneef gar so häßlich ist. (Bei Seite) Das Weibervolk das! (Laut.) Nun, und wer ist denn dieser Freier?

Liesjen (den Vater streichelnd).

Versprecht Ihr mir, lieb Väterchen, nicht böse zu werden?

Peter.

Nicht böse zu werden? Es ist also ein Springinsfeld aus der Stadt? Sackerment, daß er sich in Acht nehme!

Liesjen.

O nein, Vater, es ist kein Herr, sondern ein Bauer wie wir.

Peter.

So? Das macht einen Unterschied.

Liesjen.

Außerdem ein guter Arbeiter, ein fleißiger Mensch, der, das bin ich überzeugt, mich glücklich machen wird.

Peter.

Ja, das bildet Ihr Närrinnen Euch immer ein. So 'ne gute Heirath auszuschlagen! Viehhändler, Fleischer und Gastwirth! Und der Name dieses Liebhabers?

Liesjen.

Wohl — es ist — es ist — Franz, Vater.

Peter.

So, es ist Franz. (Bei Seite.) Ich lass' mich viertheilen, wenn ich das je gerathen hätte.

Liesjen.

Nun, Vater, hab' ich mir was Schlechtes ausgesucht?

Peter.

Was Schlechtes — was Schlechtes! — Nein, Franz ist ein braver Junge, aber Baas Kneef — das war freilich etwas ganz Anderes — in Gottes Namen! — Die Liebe läßt sich nicht befehlen, und da es denn so ist, wohl, so wollen wir dem Viehhändler seinen Abschied geben, und Ihr könnt Franz heirathen.

Liesjen (dem Vater um den Hals fallend.)

Ach, Vater, was seid Ihr brav, wenn Ihr so sprecht!

Peter.

Euer Glück ist's, worauf ich sehe, und wenn ich in die Heirath mit Franz willige, so ist's, weil ich weiß, daß Ihr an ihm einen guten Mann haben werdet. Es ist nun schon drei Jahr, daß er als Knecht zu uns gekommen ist, und, ich muß es sagen, nicht ein Mal hab' ich über ihn zu klagen gehabt.

Liesjen.

Ich will gleich laufen es ihm sagen.

Peter.

Sachtchen, sachtchen, Liesjen! Mir dünkt, wir könnten warten, bis —

Liesjen.

Warten? Nein, warten taugt Nichts; man muß das Eisen schmieden, wenn es heiß ist.

Peter.

Durchaus nicht! ich will Franz erst sprechen, und dann werden wir sehen. Macht nur unterdessen das Abendessen zurecht — wenn's vorbei ist, da können wir weiter über das Alles reden.

Liesjen.

Ich lauf', Vater! Schaut, wenn Ihr so sprecht, da seid Ihr die Perle der Väter. (Ab.)

Vierter Auftritt.

Peter. später Franz.

Das liebe Mädchen! was ist sie nett! Ja, ja, es bleibt dabei: Baas Kneef kriegt seinen Abschied — er kann mit seiner Liebe und mit seinem Gelde irgend wohin, wo er mehr willkommen ist. Das Wetter soll d'reinschlagen! meines Kindes Glück geht Allem vor! Haha, da ist er.

Franz (bei Seite).

Liesjen ist nicht da — wenn ich's jetzt ein Mal versuchte, mein Sprüchelchen vorzubringen? — Ich will's wagen. (Laut.) Was ist das warm, Baas! So schwül, daß die Krähen einschlafen.

Peter.

Ja, Junge. Hört 'mal, morgen verkauf' ich die Kuh — streut ihr gut, da gilt sie so und so viel mehr.

Franz.

Seid ruhig, Baas, ich will sie schon schmuck machen. Aber zuerst, wenn Ihr es nicht übelnehmt — seht — ich will Euch nicht lästig fallen — aber ich möchte — gerne — mit Euch — ein Wörtchen unter vier Augen sprechen.

Peter.

Ich höre.

Franz.

Baas, was ich Euch sagen, oder lieber, worum ich Euch bitten will, das muß Euch nicht ärgern — darum daß ich — wie Ihr's wohl wißt — immer willig gethan habe, was Ihr nur verlangtet, und —

Peter.

Alle Teufel! wer sagt denn das Gegentheil? — wovon ist die Rede? — Laßt hören.

Franz.

Es ist die Rede, Baas, es ist die Rede davon, daß — daß ich Euch um Nichts zu bitten habe und deswegen der Kuh morgen frisch streuen werde.

Peter.

Was soll das nun heißen? Tausendsapperlot, sprecht von der Leber weg.

Franz.

Wohl, ich will's thun. (Bei Seite.) Unsere liebe Frau von Loretto, steh' mir bei! (Laut.) Baas Van Eeken, ich bin — ich bin — verliebt.

Peter.

Ihr?

Franz.

Ja, ich, Baas, und das dermaßen! — die Liebe steckt mir in allen Gliedern. Ich esse nicht, ich trinke nicht, ich schlafe nicht, ich vergehe wie Schnee vor der Sonne, ich kenne mich selbst nicht wieder. Ehemals pflegt' ich zu singen, wie eine Drossel, jetzt bin ich so traurig geworden, wie eine schmachtende Turteltaube —

Peter.

Und so dumm wie ein geschorenes Schaf.

Franz.

Dumm, das ist das rechte Wort, so dumm, daß ich bisweilen die Rüben dem Pferde und den Hafer der Kuh geben will. Seht, dauert es noch lange so, werd' ich geradezu verrückt, das ist sicher.

Peter.

Steht's so? Da müßt Ihr Euch die Liebe aus dem Kopfe schlagen, oder — das Mädchen heirathen.

Franz.

Das Mädchen heirathen — ja, das läßt sich leicht sagen, aber es giebt ein Hinderniß —

Peter.

Wie, Junge, seid Ihr etwa in des Kaisers Schwester verliebt?

Franz.

Davor bewahre mich der Himmel! Nein, das Mädchen das mir mein Herz gestohlen hat, ist eine Bäuerin, wie ich

— (bei Seite.) Könnt' ich ihm das Uebrige doch sagen ohne zu sprechen!

Peter.

Nun, was ist Euch denn da im Wege?

Franz.

Das Mädchen hat einen Vater, Baas.

Peter.

Und der Vater schlägt sie Euch ab?

Franz.

Im Gegentheil, er schlägt mir Nichts ab — es ist wahr, ich hab' ihn noch nicht um die Tochter gebeten — der gute Mann — er weiß noch Nichts davon.

Peter (schlau).

Ach so, er weiß noch Nichts davon? Und habt Ihr seine Tochter so recht lieb?

Franz.

Ob ich sie lieb hab'? — ob ich sie lieb hab'? — ach, Baas, und müßt' ich, um sie zu kriegen, barfuß und mit bloßem Kopfe nach Hall*) wallfahrten, und müßt' ich mein ganzes Leben lang täglich dreimal dem Kreuzweg machen; müßt' ich —

Peter (mit Feuer).

Und Ihr versprecht mir, sie glücklich zu machen?

Franz (eingeschüchtert).

Der Tausend, Baas, Ihr fragt mich das auf eine Weise, die — ich will mein Bestes thun, Baas; ich will arbeiten so viel ich nur kann; ich will —

*) Einer der besuchtesten Wallfahrtsorte Belgiens.

Peter.

s'ist gut, Ihr mögt Liesjen heirathen.

Franz.

Was hör' ich? — Ist's möglich? — wie, Ihr wißt's schon?

Peter.

Ja, Liesjen hat mir Alles bekannt.

Franz.

Ach, Baas, und ich, der ich es Euch nicht zu sagen wagte! Seht, ich glaub', ich muß Euch um den Hals fallen.

Peter.

Fallt zu, Junge — (er umarmt ihn) ich küss' Euch zum ersten Male als Vater. Mein Herz ist voll — Sackerment! — geschwind zu Tische und eins getrunken, denn das Vergnügen, die Rührung — (er ruft:) Liesjen! Liesjen! deckt den Tisch!

Liesjen (drinnen).

Ja, Vater.

Peter.

Sagt noch Nichts davon, hört Ihr — wir wollen uns das bis nach Tisch aufheben.

Franz.

Ja, Baas. (Bei Seite.) Heiliger Franciscus, heiliger Schutzpatron! ich gelobe Euch zwei Wachskerzen, so dick, weil es so gut abgelaufen ist.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Liesjen, mit einer brennenden Lampe in der Hand.

Liesjen (den Tisch deckend).

Vater, in ein Paar Minuten ist's fertig.

Peter.

Je eher, je lieber, mein Kind, denn ich hab' Hunger, daß ich Jemand anbeißen möchte. Und Ihr, Junge? Wenn man den ganzen Tag gegraben hat, da kommt ein gutes Abendessen nicht unrecht — he?

Franz.

Baas, ich weiß von keinem Hunger.

Peter (leise).

Ha, ha, ha — die Liebe nährt Euch, nicht wahr? Aber paßt auf, von solcher Nahrung wird man selten fett.

Liesjen.

S'ist fertig — zu Tische, zu Tische!

Peter.

Present! Present! Zu den Waffen! (Sie setzen sich; Peter in die Mitte, Franz rechts, Liesjen links von ihm. Der Tisch steht mitten auf der Bühne.) Na, auf langes Leben (Er trinkt.) Schaut! wenn ich so zwischen meinem lieben Liesjen und einer Kanne guten Bieres bei Tische sitze, da bringt mich weder König noch Kaiser von meinem Stuhl. (Man klopft an der Thür im Hintergrund.) Daß der Kuckuck den ungebetenen Gast hole, der uns da stören kommt!

Liesjen.

Vielleicht ist es ein Reisender, der sich verirrt hat —

Franz.

Oder ein armer Teufel, der ein Almosen haben will.

Peter.

Wohl, so gebt ihm was und laßt ihn seine Straße weiter ziehen. (Das Klopfen geht fort.) Liesjen, so geht doch sehen was es giebt. (Man klopft wieder.)

Liesjen.

Einen Augenblick! Man muß doch erst hinkommen können. (An der Thür.) Wer seid Ihr?

Stimmen von außen.

Gut Freund! Macht nur auf.

Liesjen.

Es scheinen ihrer Mehrere. Soll ich aufmachen?

Peter.

Warum denn nicht?

Liesjen (öffnend).

Nun, so kommt herein.

Sechster Auftritt.

Die Vorigen, Kaiser Karl, in einen weiten Mantel gewickelt, einen großen Hut auf, zwei Hofleute.

Der Kaiser.

Glücklich d'rinnen. Liebes Kind, ich dachte, Ihr würdet uns bis morgen früh stehen lassen.

Liesjen.

Na, seht Ihr, mein Herr! ich wußte doch nicht —

Kaiser (lächelnd).

Ob wir keine Diebe wären, nicht wahr?

Peter (ohne mit Essen und Trinken innezuhalten).

Schaut, schaut! was führt die Herrschaften her?

Der Kaiser.

Vergebt mir, Freunde, daß ich Euch beim Essen störe, aber wir sind Fremde, kennen die Gegend nicht und haben den Weg verloren.

Franz.

Das ist nicht sehr schwer — es ist stockpechfinster — man sieht keine Hand vor Augen.

Der Kaiser.

Wir irrten schon lange auf verschiedenen Feldwegen umher, als wir Euer Gehöft entdeckten, das einzige, worin wir Licht sahen.

Peter.

Ich glaub's wohl, es steht ganz allein, eine halbe Meile weit in der Runde.

Der Kaiser.

Wir müssen nach Brüssel, Freund, und wenn Ihr so gut sein wolltet, uns auf den rechten Weg zu bringen, vielleicht selbst ein Paar Schritte zu begleiten —

Peter.

Warum nicht, Kamerad? Aber wär't Ihr auch der Kaiser oder der Pabst, zuerst muß ich dieses wichtige Geschäft abthun. (Er macht das Zeichen des Essens.)

Der Kaiser.

Gott bewahre mich, daß ich Euch darin stören sollte, und da ich für den Augenblick weder eine einfache, noch eine dreifache Krone trage —

Peter.

Müßt Ihr Euch noch um so mehr darein schicken zu warten. Liesjen, Stühle für die Herren.

Der Kaiser (leise zu den Hofleuten).

Ich bin neugierig zu sehen, wie das enden wird. Der Pachter scheint mir eine lustige Haut — ich will mir 'mal

einen Spaß machen. Geht und wartet auf mich da, wo die Straße anfängt, ich folge Euch sogleich mit dem Bauern.

(Die beiden Hofleute ab.)

Franz.

Das ist wunderlich — da schickt er seine Gesellen weg.

Peter.

Holla, Kameraden! Ihr werdet den Hals brechen ohne Licht! Wo wollen sie denn hin?

Der Kaiser.

Laßt nur. Unsere Pferde sind an einen Baum gebunden, und ich fürchte — sie sollen dort auf uns warten.

Peter.

Ich komme gleich mit. Aber zum Donnerwetter, setzt Euch doch ein wenig und erzählt uns was Neues aus der Stadt. (Der Kaiser setzt sich.) Liesjen, einen Teller für den Herrn! Oder nehmt Ihr lieber ein Stück in die Hand?

Der Kaiser.

Ich dank' Euch, Freund, ich habe keinen Hunger.

Peter.

Bah, bah! Alles Gerede! Ist man unterweges, thut ein Stück Schweinefleisch Euch keinen Schaden. Kommt, darf ich Euch eine Scheibe abschneiden?

Der Kaiser.

Nein, ich dank' Euch.

Franz (bei Seite).

Der Herr ist was Besseres gewohnt.

Peter.

Kommt, kommt, ohne Komplimente. (Er schneidet ein Stück Schinken ab und legt es auf des Kaisers Teller.)

Der Kaiser (bei Seite.)

Ich muß nur thun, als äß' ich.

Peter.

Nun eins getrunken! Auf Eure Gesundheit! (Sie stoßen an.)

Der Kaiser.

Lieber auf die Gesundheit dieses allerliebsten Mädchens — wahrscheinlich Eure Tochter, Pachter?

Peter.

Ja, Meinherr.

Der Kaiser.

Ein liebes Kind! die wird bald ein ganzes Regiment Freier haben.

Liesjen.

Nu, nu, Meinherr!

Franz.

Was, ein Regiment Freier? Nein, sie hat nur einen, das weiß ich, und der ist — (Liesjen giebt ihm unter dem Tische einen Schup.) Eh!

Peter.

Was habt Ihr denn?

Franz.

Den Krampf im Bein.

Peter.

Narr! (Zum Kaiser.) Na, wie findet Ihr das Kukelbergsche?

Der Kaiser.

Nicht schlecht.

Peter.

Was, nicht schlecht? Ich wette, daß der Kaiser kein besseres in seinem Keller hat.

Der Kaiser.

Darin irrt Ihr, Freund; der Kaiser versteht sich auf gutes Bier.

Peter.

Ja, ja, er versteht sich auf gutes Bier, aber noch besser versteht er sich auf schöne Mädchen.

Der Kaiser.

Findet Ihr das einen Fehler?

Peter.

Nein, Freundchen, so lange es damit hübsch in der Ordnung bleibt. Aber das Kaiserchen, das Kaiserchen!

Der Kaiser.

Nun, Freund, was ist's? (Bei Seite.) Ich bin doch neugierig.

Peter.

Ja, er hat da wieder was Schönes angerichtet. Das ist ein Vogel, das ist ein Vogel! Aber der Krug wird so lange zu Wasser gehen, bis er zerbricht.

Der Kaiser (aufstehend).

Zur Sache, zur Sache!

Peter (ebenso).

Liesjen, räumt' den Tisch ab, und Ihr Franz, geht in den Keller und zapft uns noch eine frische Kanne.

Franz (bei Seite).

Das ist mir gerade recht. Während er Kaiser Karls Lob singt, erzähl' ich Liesjen Alles.

Siebenter Auftritt.

Der Kaiser, Peter.

Peter.

Nun, um auf meine Rede zurückzukommen, Ihr wißt, daß der Kaiser es liebt, sich unerkannt in den Städten und auf dem Lande herumzutreiben und hier und dann einen lustigen Streich ausgehen zu lassen. Das eine Mal ist's bei einem Bürger, das andere Mal bei einem Bauern. Nun, dieses Mal war's bei einem Mädchen von Achtzehn in Audenaerde, Grietjen Van Geest heißt sie. — Die läßt ihn in seiner Vermummung, während der Vater fort ist, frei zu sich in's Haus kommen. Was er ihr Alles weiß gemacht hat, das kann man nun freilich nicht wissen, aber das weiß man gewiß, daß einige Zeit später das Mädchen mit einer gesunden jungen Tochter aus Audenaerde weggezogen ist. Was dünkt Euch davon?

Der Kaiser.

Ich tadle den Kaiser sehr darum. Aber ist er so schuldig, wie Ihr glaubt? Liebte er das Mädchen nicht wirklich?

Peter.

Bah! Redensarten. Man weiß schon, was die Liebe von Kaisern und Königen heißen will. Ich beklage das arme Kind, sie wäre glücklicher mit einem fetten Ferkel, als mit ihrer jungen Tochter.

Der Kaiser.

Und was ist aus Grietjen geworden?

Peter.

O, sie hat sich getröstet mit einem Paar schöner Kleider, ein Paar Juwelen. Dergleichen kommt täglich vor.

Der Kaiser.

Es geht wie Ihr sagt, Pachter.

Peter.

Und der Bauer muß Alles bezahlen.

Der Kaiser.

Aber ich glaube auch, daß die Bauern öfter ohne Ursache klagen. Sie sind niemals zufrieden.

Peter.

Niemals zufrieden, das ist nicht das rechte Wort. Die Bauern zahlen gerne, nur muß es nicht zu viel werden. Und wenn man bedenkt, was für schrecklich hohe Abgaben auf dem armen Landvolk lasten —

Der Kaiser.

Was, sind die Abgaben so schwer?

Peter (verwundert).

Schwer? Kamerad, wie erwerbt denn Ihr Euern Unterhalt? —

Der Kaiser.

Ich? (Bei Seite.) Ja, wie erwerb' ich ihn denn?

Peter.

Wahrscheinlich habt Ihr irgend ein Amt?

Der Kaiser.

Ihr habt's gerathen, Freund.

Peter.

Und gewiß ist Euer Platz gut?

Der Kaiser.

Nun, gerade nicht so gar gut, aber ich bin zufrieden damit. Warum fragt Ihr mich das?

Peter.

Warum? Weil die Herren von Eurer Sorte vom Gemeingut zehren und darum sehr wenig danach fragen, ob die Abgaben leicht oder schwer sind. Nicht genug, daß die Soldaten uns ruiniren, wir müssen auch noch die Zehnten bezahlen und die Accise, die Accise auf's Bier! Das Getränk besteuern, die erste Nothwendigkeit des Lebens — Pfui!

Der Kaiser.

Aber, Freund, glaubt Ihr, daß der Kaiser das Alles weiß?

Peter.

Der Kaiser — der Kaiser ist 'ne gute Haut, das ist wahr, aber er hat so viel Liebchen, denen er schöne Kleider und Leckereien kaufen muß! Und das ist noch das wenigste, und wenn ich ein Mal vierundzwanzig Stunden an seiner Stelle wäre —

Der Kaiser.

Wohl, was würdet Ihr da thun?

Peter.

Ich würde zuerst alle die fremden Ratten wegjagen, die uns mit Haut und Haar auffressen. Ich würde meine Sachen selber abmachen, und dann könnte ich sehen, ob die Abgaben zu schwer wären oder nicht. Und anstatt zehn Liebchen würde ich eines haben — eines ist erlaubt, ein Kaiser ist 'n Mensch so gut wie ein Anderer, und 'n Mensch — ist 'n Mensch.

Der Kaiser.

Ihr habt Recht, Pachter. Und ich bin sicher, wenn der Kaiser Euch hörte, so würde er bald in das Alles Ordnung bringen.

Peter.

Es wäre das Beste, was er thun könnte.

Der Kaiser.

Aber das Alles bei Seite — lieben die Bauern ihn?

Peter.

O, was das anbetrifft, da kann er auf die Belgier rechnen — sie sind getreue Unterthanen, nur vertragen sie keine Sklaverei. (Der Kaiser bleibt überlegend stehen.) Uebrigens hat ein Jeder seine Schwächen, und wenn der Kaiser etwas weniger die Mädchen liebte und die Ketzer etwas weniger haßte, so wäre er sicherlich der beste der Fürsten. Aber Freund, es wird spät — wir müssen fort.

Der Kaiser.

Ich wollt's Euch eben sagen.

Peter.

Na, wo steckt er denn? — Franz! Franz!

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Franz, mit der Bierkanne.

Franz.

Hier bin ich, Baas, hier bin ich.

Peter.

Schon? Es ist eine halbe Stunde, daß Ihr im Keller seid.

Franz.

Ich will Euch sagen, Baas, ich fürchtete, daß die Tonne liefe, und aus Vorsicht —

Peter.

Seid Ihr dabei sitzen geblieben?

Franz.

Ihr trefft den Nagel auf den Kopf. (Bei Seite.) Bei Liesjen, ja.

Peter.

Setzt die Kanne auf den Tisch — wenn ich wiederkomme, werd' ich ihr noch ein Wörtchen sagen. Jetzt nehmt die Laterne, geht in den Stall, gebt Grauchen sein Maß Hafer und seht Euch wohl vor wegen Feuer.

Franz.

Ja, Baas.

Peter.

Liesjen! Liesjen! bringt mir die andere Laterne, die an der Wand hängt und den Schlüssel.

Liesjen (von innen).

Ja, Vater.

Franz (seine Laterne ansteckend).

Nu, will das Satanszeug nicht brennen?

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Liesjen.

Liesjen (mit Laterne und Schlüssel.)

Hier, Vater.

Peter.

S'ist gut. Unterdessen daß ich diesem Herrn ein Stückchen das Geleit gebe, schließt Ihr Euch in Eure Kammer ein, und macht Niemand auf, wer es auch sei.

Liesjen.

O Vater, das braucht Ihr mir nicht zwei Mal zu sagen.

Franz (eiligst herbeikommend).

Sagt 'mal, Baas, sie ist vielleicht bange vor Gespenstern — wenn ich bei ihr bliebe, bis Ihr zurückkommt?

Peter.

Alle Hagel! seid Ihr noch nicht weg? Marsch in Euern Stall, oder Sackerment —

Franz.

Ich bin schon weg, Baas. Schlaft allesammt wohl, und Ihr auch, Liesjen.

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen außer Franz.

Peter (die Laterne ansteckend).

Wohl, Herrschaft, wenn Ihr nun kommen wollt —

Liesjen (die Lampe nehmend).

Glück auf den Weg, Meinherr, und wenn Ihr wieder hier in die Nähe kommt, vergeßt unser Haus nicht — Fragt nur nach Peter Van Eeken.

Der Kaiser.

Ich werde Eure Einladung nicht vergessen. Guten Abend, liebes Kind. (Küßt sie auf die Stirn.)

Liesjen (bei Seite).

Der Tausend, der Herr nimmt den Mund voll — s'ist nicht wie bei Franz, blos auf's Ohr. (Ab in die Kammer.)

Der Kaiser.

Nun vorwärts, Freund!

Peter.

Einen Augenblick — ich möchte doch gerne wissen, mit wem ich das Vergnügen gehabt habe, zu Abend zu essen.

Der Kaiser.

Ihr habt ein Recht, danach zu fragen. Ich heiße Karl, Baas Van Eeken.

Peter.

So? Nu, Karl, da seid so gut und haltet die Laterne — ich muß — (Giebt dem Kaiser die Laterne zu halten und läuft fort. Der Kaiser steht mit der Laterne und sieht ihm nach.

Zweiter Aufzug.

Ein Saal im Schlosse zu Brüssel.

Erster Auftritt.

Maria. Der Kaiser.

Der Kaiser.

Ja, Schwester, dieses Abenteuer ist mir gestern zugestoßen. Ich werde es lange nicht vergessen, wie Baas Van Eeken davonlief.

Maria.

Ich muß auch noch darüber lachen. Aber wie habt Ihr Euch von ihm getrennt?

Der Kaiser.

Ich habe mich bis zum letzten Augenblick unerkannt zu erhalten gewußt. Er brachte uns etwa eine halbe Meile weit, dann dankte ich ihm, steckte ihm einen Carolus in die Hand, und er zog vergnügt ab.

Maria.

Wie ist es aber möglich, daß Ihr als Fürst —

Der Kaiser.

Was wollt Ihr, liebe Schwester? Diese kleinen Abenteuer sind meine Erholung von dem steifen Hofleben. Wenn Ihr das Volk kenntet, würdet Ihr das Vergnügen begreifen, welches ich in dem Verkehr mit ihm finde.

Maria.

Dazu hab' ich noch nie die Gelegenheit gehabt.

Der Kaiser.

Und ich finde nicht nur Zerstreuung, ich höre auch die Wahrheit. Der Bauer gestern z. B., er sagte sie plump, aber er sagte sie.

Maria.

Dergestalt, daß Eure Majestät noch nicht Willens scheint, diese kleinen Streifereien aufgeben zu wollen? Nun, ich bin neugierig, diesen weisen Rathgeber zu sehen. Ihr habt ihn kommen lassen?

Der Kaiser.

Ihn und seine Tochter, ein allerliebstes Mädchen, und einen Burschen, der mir ihr Liebhaber zu sein scheint. Ich will die Beiden verheirathen und das Mädchen ausstatten.

Maria (lächelnd).

Daran erkenn' ich Eure Majestät. Wenn es darauf ankommt, die Schönheit zu beschützen und zu beschenken, so werdet Ihr stets der erste Held des Landes sein, was Ihr übrigens auch seid.

Der Kaiser.

Sehr freundlich, Maria. Ich freue mich nur, wie der Bauer gaffen wird, wenn er mich als denjenigen erkennt, dem er die Laterne zu halten gegeben hat. Und sie können nicht mehr lange ausbleiben. (Rufend.) Holla! (Ein Thürhüter erscheint.) Sobald der Berchemsche Bauer mit seiner Familie kommt, bringt ihn hierher und laßt ihn auf mich warten. (Der Thürhüter verneigt sich und geht.) Maria, inzwischen möchte ich Euch noch einige Fragen über die Genter Angelegenheiten thun. Auch einige Briefe muß ich noch unterzeichnen, aber dann wollen wir uns gleich den Bauern ansehen — ich will Eure Neugier nicht unbefriedigt lassen. (Er bietet ihr die Hand zum Abgehen.)

Zweiter Auftritt.

Peter, Liesjen, Franz, folgen dem Thürhüter.

(Peter hat seine Tochter an der Hand und zieht sie mit sich fort. An Liesjens Hand ganz zuletzt kommt Franz. Sie gaffen Alles mit Verwunderung an.)

Liesjen.

Ach, Vater, was ist das hier schön! Ich getrau' mich fast keinen Schritt zu thun.

Peter.

Ja, ja, es sieht hier ein Bischen besser aus, als bei uns.

Der Thürhüter.

Hier ist der Saal, wo Ihr warten sollt, bis Seine Majestät kommt.

Peter.

Seine Majestät, wer?

Der Thürhüter.

Seine Majestät der Kaiser.

Peter.

Ha, Kaiser Karl! Kamerad, wißt Ihr, was er von uns will?

Der Thürhüter.

Seine Majestät?

Peter.

Ja, Kaiser Karl?

Der Thürhüter.

Nein, Mann.

Peter.

Und ich auch nicht, oder ich lass' mich, Sakerment —

Liesjen.

Fluch't doch nicht so, Vater.

Peter.

Ja, s'ist wahr — Kaiser fluchen auch nicht. Aber ich habe diesen Morgen aus Ueberraschung zum ersten Mal in meinem Leben meine Kanne Bier stehen lassen, und ich hab' einen Durst zum Teufel. (Zum Thürhüter, der gehen will.) He, Kamerad Thürhüter, seid so gut und holt mir hier daneben eine Kanne Kukelbergsches, denn ich verschmachte vor Durst.

Der Thürhüter.

Das ist verboten.

Peter.

So, das ist verboten? — Das macht einen Unterschied; dann geh' ich lieber selber. Liesjen und Franz, Ihr bleibt hier. Meinherr Thürhüter, Ihr werdet die Güte haben und an's Fenster klopfen kommen, wenn der Kaiser zu sprechen ist — ich bin hier nebenan — im Goldenen Löwen.

Der Thürhüter.

Meine Befehle lauten dahin, daß Ihr hier bleiben sollt.

Peter.

Das will sagen, daß wir hier gefangen sind? Hört, das geht nicht so. Das Ding fängt an, mich zu langweilen — es fängt, an mich zu langweilen, sag' ich Euch, und ich will endlich wissen, was wir gethan haben, warum wir hier sind.

Der Thürhüter.

Man wird es Euch sagen.

Peter.

Das ist kein Grund.

Liesjen.

Aber, Vater, so seid doch ruhig.

Franz.

Ja, Baas, seid doch ruhig.

Peter.

Alle Teufel!

Liesjen.

So flucht doch nicht so in Kaisers Palast.

Peter.

s'ist wahr, ich darf nicht fluchen, aber zum Donnerwetter! —

Liesjen (ihm den Mund zuhaltend).

Schon wieder!

Der Thürhüter.

Ich gehe, Seine Majestät Eure Ankunft anzukündigen.

Peter.

Nun, das ist gut. Und, Kamerad, sagt Kaiser Karl, daß ich nicht viel Zeit hab', und daß er sich deshalb ein Bischen sputen möchte.

Der Thürhüter.

Seid ruhig. (Geht.)

Peter (hinter ihm her rufend).

Sagt ihm, daß Baas Kneef auch auf mich wartet. Ihr kennt doch Baas Kneef, den Wirth aus dem Ochsenkopf? Sagt ihm, daß ich ihm meine fette Kuh verkauft habe, und daß ich durchaus nach Haus muß.

Dritter Auftritt.

Franz (seufzend).

Ja, gebe Gott, daß wir heute noch hinkommen.

Liesjen.

Wer weiß, ob sie uns nicht unser ganzes Leben hier gefangen halten werden?

Peter (für sich).

Ich laß mich viertheilen, wenn ich weiß, was es heißen soll. (Laut.) Sagt mir, Liesjen, was dünkt Euch von der Sache? Vermuthet Ihr, warum wir hier sind?

Liesjen.

Ich so wenig wie Ihr, Vater.

Peter.

Und Ihr, Franz?

Franz.

Ich kann nicht klug daraus werden, Baas. Es muß was Großes dahinter stecken, denn, überlegt es Euch 'mal, man bringt uns unter dem Geleit von Bewaffneten hierher, man schließt uns hier ein, und als wir fragten, warum man uns so behandelt, antwortet man uns: man wird es Euch sagen.

Peter.

Und inzwischen können wir hier stehen und Maulaffen feil haben. Und wenn ich nur nicht solchen Durst hätte!

Franz (einen Apfel aus der Tasche holend).

Darf ich Euch einen Apfel anbieten?

Peter.

Geht zum Teufel mit Euerm Apfel!

Franz.

Nun, ein Aepfelchen gegen den Durst ist nicht übel.

Peter.

Laßt mich in Ruh. (Wirft sich in einen Lehnsessel.)

Liesjen.

Vater, Vater, was thut Ihr denn!

Peter.

Bah, die Stühle sind nicht gemacht, um leer zu stehen.

Liesjen.

Ihr habt Recht, und da es so ist, muß ich auch ein Mal in meinem Leben versuchen, wie die Reichen sitzen. (Setzt sich auch in einen Armstuhl.)

Franz.

Und ich gleichfalls. Hop, da fliegt man ja ordentlich in die Höhe — Hop! he! Tausendsasa! das ist lustig!

Liesjen (aufstehend und sich umsehend).

Man muß doch bekennen, daß die Großen glücklich sind. Hier fehlt es an Nichts, während bei uns —

Peter.

Es noch an weniger fehlt, denn wir haben Bier, und hier komm ich vor Durst um.

Franz (hat angefangen, seinen Apfel zu schälen und wirft, während er mit den Füßen auf den Sprossen des Stuhles sitzt, die Schalen auf den Boden. Den Mund voll):

Ich, ich beneide das Glück der Großen nicht, und wenn sie mich selbst zum Kaiser machen wollten, ich würde danken. Liesjen, kann ich Euch dienen? (Reicht ihr auf der Spitze seines Messers ein Stück Apfel).

Liesjen.

Ach mein Himmelchen, da hängt ein Spiegel, der ist beinah so groß wie ich. Das muß lustig sein, sich darinnen zu sehen. Zu Hause hab' ich nur einen wie mein Handteller. Ich muß mich ein Mal von unten bis oben sehen. Schaut! schaut! Tausend, was dünkt Euch davon?

Franz (der während dessen überlegend dagesessen, springt plötzlich auf):

Bautz, da hab' ich's!

Liesjen.

Was? wieder den Krampf im Bein?

Franz.

Nein, die Ursache, warum wir hier sind.

Peter.

Laßt hören.

Franz (geheimnißvoll).

Ihr wißt, gestern Abend, als wir bei Tische saßen —

Peter.

Nun?

Franz.

Nun, erinnert Ihr Euch nicht, wer da an die Thür klopfen kam?

Peter.

Sackerment! drei Herren!

Franz.

Wovon der eine mit uns gegessen hat? Nun, da habt Ihr die Geschichte.

Peter.

Dummkopf!

Franz.

Ja, Baas, Franz ist dumm, aber doch nicht so dumm, wie er aussieht. Erinnert Ihr Euch nicht auch, daß Ihr mich in den Keller schicktet?

Peter.

Ich erinnere mich besonders, daß Ihr erst nach einer halben Stunde wiedergekommen seid.

Franz.

Darüber wollen wir nicht sprechen, Baas. Aber wovon spracht Ihr, als Ihr mich fortschicktet?

Peter.

Wahrscheinlich über Wind und Wetter. Wo wollt Ihr denn hinaus?

Franz.

Spracht Ihr nicht vom Kaiser?

Peter.

Kann sein.

Franz.

Wolltet Ihr ihm nicht eben die Geschichte von Grietjen Van Gest erzählen?

Peter.

S'ist wahr, aber was hat das —

Franz.

Und wenn der Herr nun ein Abgesandter des Kaisers gewesen wäre?

Peter.

Des Kaisers? das ist unmöglich.

Franz.

S'ist möglich, daß es unmöglich ist, Baas, aber Alles ist möglich, außer das Unmögliche.

Liesjen.

Gott, da wär' es um uns geschehen!

Peter.

Ta! ta! ta! ta! Und dann — was hab' ich denn

auch gesagt, das der Kaiser nicht hätte hören können? Alles, was ich gesagt habe, ist Wahrheit, also —

Franz.

Das ist schon gut, aber es ist nicht immer gut, die Wahrheit zu sagen.

Peter.

Ich bin geradezu — ich spreche, wie ich denke.

Franz.

Und ich sage, daß wir deswegen hier sitzen Maulaffen feilhaben.

Liesjen.

Je mehr ich mir's überlege, je mehr glaub' ich, daß Franz Recht hat. Die finstere Art, auf die er hereinkam, das geheimnißvolle Wegsenden seiner Begleiter, das Alles ist nicht natürlich, und ich weiß nicht mehr, was ich davon denken soll.

Peter.

Nun kriegt die auch noch Angst. Indessen nun ich daran denke — er suchte den Kaiser zu entschuldigen, und als ich sagte, es wäre nicht erlaubt, das Landvolk so hoch zu besteuern —

Franz.

Da haben wir's!

Peter.

Da schien er sich auf ein Mal zu verändern, und blieb ganz nachdenklich stehen.

Liesjen.

Ich glaub', es war der Kaiser selbst. Es wäre nicht das erste Mal, daß er so in ein Bauernhaus käme.

Franz.

Dann sind wir geliefert. Da fangt nur an, Euer Testament zu machen.

Peter.

Das Aergste ist, daß wir an den Galgen kommen.

Franz.

Es ist gleich, Baas, es ist doch verdrießlich, gehangen zu werden, wenn man eben Hochzeit machen will. Seht, ich glaube nicht, daß ich es überleben werde. Mein armes Liesjen!

Liesjen.

Mein armer Franz!

Franz.

Ich bin schon halbtodt vor Angst; was wird's erst sein, wenn wir gehangen sind?

Peter.

Dann werdet Ihr ganz todt sein, das ist der einzige Unterschied.

Franz.

Und ich, der ich so gern lange gelebt hätte! (fängt laut an zu heulen) Ich werde mir meine Augen ausweinen.

Liesjen.

So seid doch still — es kommt Jemand.

Peter.

Endlich! der Jemand hat auf sich warten lassen!

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Der Thürhüter.

Der Thürhüter.

Seine Majestät der Kaiser. (Ab).

(Alle drei machen eine Bewegung. Franz flüchtet sich hinter Liesjen.)

Fünfter und letzter Auftritt.

Maria, der Kaiser, Peter, Liesjen, Franz.

Der Kaiser (mit strengem Tone).

Tretet näher. Wie ist Euer Name?

Peter (in der Hand den Hut, den er bis jetzt aufbehalten hatte, ohne den Kaiser anzusehen).

Kaiser Ka— (Liesjen zieht ihn an der Jacke.) Wie muß ich ihn denn tituliren?

Liesjen (leise).

Sire.

Peter (ebenso).

Gut. (Laut) Sire Kaiser — (leise zu seiner Tochter) Muß ich Karl dazu setzen?

Liesjen (ebenso).

Nein.

Peter (laut).

Sire Kaiser, mein Name ist Peter Franziscus Van Eeken, empfangen und geboren zu Schaerbeke, dem Vaterland der Birkenbesen und der schönsten und größten Esel unsers Landes, und jetzt wohnhaftig zu Berchem, dem ersten Gehöft, wenn man aus dem doppelten Adler kommt — links ab lauft Ihr geradezu hinein. (Zu Liesjen) Ist's gut so, he?

Liesjen.

Ja, ja.

Der Kaiser (leise zu Maria, die sich vor Lachen nicht halten kann).

Maria, wir sind noch nicht zu Ende.

Maria.

Das glaub' ich gern, Sire.

Der Kaiser.

Van Eeken, sind gestern nicht drei Herren in Euerm Haus gewesen?

Peter.

Drei Herren?

Franz (bei Seite).

Ich geh' d'rauf, das ist sicher.

Liesjen.

Aber still doch, in des Himmels Namen!

Der Kaiser.

Antwortet.

Peter.

Sire Kaiser, wenn ich Euch die Wahrheit sagen soll, ja!

Der Kaiser.

Sind sie alle drei bei Euch geblieben?

Peter.

Nein, Sire Kaiser, der Eine hat die zwei Anderen fortgeschickt und ist allein geblieben.

Der Kaiser.

Und was hat er da gethan?

Peter.

Nun, ein Stück Schinken mit uns gegessen.

Der Kaiser.

Aber wovon wurde während dieser Zeit gesprochen?

Franz.

Die Beine knicken mir ein — ich fall' in Ohnmacht. (Fällt auf die Knie.)

Liesjen (Franz stoßend).

Schon wieder!

Peter.

Worüber gesprochen wurde? Nun wahrscheinlich über die schlechten Zeiten oder so etwas dergleichen —

Franz (bei Seite).

Da läuft er dem Wolf in den Rachen.

Der Kaiser.

Van Eeken, habt Ihr nicht vom Kaiser gesprochen?

Liesjen.

Gott!

Franz (einen Rosenkranz aus der Tasche holend).
Es ist um uns geschehen.

Peter.

Sire Kaiser, es ist wohl möglich, um so mehr, da jeder Mund von ihm voll ist. (Bei Seite) Es war ein Spion.

Der Kaiser.

Ihr habt sogar die Vermessenheit so weit getrieben, des Kaisers Betragen auf das Schmählichste zu lästern. Mit der größten Entrüstung habe ich das vernommen, und darum ist es, daß Ihr alle Drei hier seid.

Liesjen (weinend).

Ach mein Vater!

Franz (ebenso).

Heiliger Franciscus Xaverius, steht mir bei!

Peter.

Sire Kaiser, ich kann Euch versichern —

Der Kaiser.

Versichert Nichts, Van Eeken. Es ist das ein Majestätsverbrechen, und das wird überall mit dem Tode gestraft.

Liesjen (flehend).

Sire, Gnade!

Franz (bei Seite).

O mein Patron, wenn Ihr uns hier heraushelfen könnt, dann seid Ihr sicher ein großer Heiliger!

Peter.

Sire Kaiser, ich habe kein solches Verbrechen begangen, und zum Beweise bin ich bereit, in Eurer Gegenwart Alles zu wiederholen, was ich gestern Abend dem Spion immer gesagt habe. Ruft ihn, und ich fordere ihn auf, meine Worte Lügen zu strafen.

Der Kaiser.

Ihr würdet ihn also nicht fürchten?

Peter.

Nein. Sire Kaiser.

Der Kaiser (den Ton verändernd).

Wohlan, er steht vor Euch. Schaut ihn 'mal an, Van Eeken.

Peter.

Die Stimme — und auch das Gesicht — ich betrüg' mich nicht — der Kaiser ist's selbst.

Liesjen.

Barmherziger Himmel!

Franz (bei Seite).

Das Gesicht war mir bekannt, aber ich wußte nicht, wo es hinthun.

Der Kaiser.

Peter, erkennt Ihr Karl wieder?

Peter (seine Geistesgegenwart wiederfindend).

Sire Kaiser, ich war's nicht werth, daß Ihr unter meinem Dache Schutz suchen kamt, aber — ein einziges Wort und ich werde auf ewig in Frieden leben.

Franz (bei Seite).

Das hat der Schlaukopf aus seinem Katechismus genommen.

Der Kaiser.

Beruhigt Euch Alle, ich hatte nie die Absicht, Euch ein Leid zuzufügen.

Franz (springt auf).

Nie?

Peter.

Sire Kaiser, so viel Güte —

Der Kaiser.

Laßt sein; seid Ihr doch so gut gewesen, mich an Euern Tisch zu nöthigen.

Peter.

Sire Kaiser, ich hoffe, daß Ihr mir mein freies Reden

vergeben werdet — es ist nicht meine Schuld — ich bin so — was ich auf der Zunge hab', muß herunter.

Der Kaiser.

Jeder hat seine Schwächen — Ihr habt es mir erst gestern Abend gesagt.

Peter.

Sire Kaiser —

Der Kaiser.

Peter, ich habe Euch kommen lassen, nicht nur, um das Vergnügen zu haben, Euch zu sehen, sondern auch um Euch für Eure guten Lehren zu belohnen. Ich überlasse Euch die Wahl der Belohnung.

Franz (bei Seite).

Daß dich! Was würde ich wählen!

Peter.

Sire Kaiser, Ihr wißt, worüber ich geklagt habe.

Der Kaiser.

Wohlan, von nun ab sollt Ihr auf Lebenszeit frei sein von sämmtlichen Abgaben, sei es nun für Lebensmittel, sei es für Getränke.

Peter.

Ach, Sire Kaiser, für's Getränk hauptsächlich — vergeßt das ja nicht.

Der Kaiser.

Außerdem bestimm' ich Euch ein Einkommen von zweihundert Carolus und schenke Eurer Tochter eine gute Aussteuer.

Liesjen.

Dank Euch, Majestät!

Franz.

Bravo! und wenn der Baas einstimmt, so lassen wir den Pflug liegen und richten mit der Aussteuer ein schönes Wirthshaus ein.

Peter.

Junge, Ihr faßt mich bei meiner schwachen Seite — ich will Euer Schenke sein.

Franz.

Abgemacht.

Der Kaiser.

Und als Schild sollt Ihr nehmen: „Karl, haltet die Laterne, ich muß —

Peter.

Ach, Sire Kaiser!

Franz.

Was soll denn das für ein Schild sein?

Peter (leise zu ihm).

Das werd' ich Euch zu Hause sagen.

Der Kaiser (zu Liesjen).

Erinnert Euch, lieb Kind, daß Ihr mir gesagt habt: „wenn Ihr wieder in die Nähe kommt, so vergeßt unser Haus nicht — fragt nur nach Peter Van Eeken.“ Aber das nächste Mal werde ich nach der hübschen Wirthin fragen.

Franz.

Nach der Wirthin Liesjen De Gans. (Bei Seite) Gut, daß man's weiß, ich werde sie wenig allein lassen.

Keizer Karel en de Berchemsche Boer, blyspel met zang in twee bedryven. Gent 1841.
Everaerd en Suzanna, drama in drie bedryven. Gent 1841.
Jacob Van Artevelde, drama in vyf bedryven. Gent 1841.
Roosje zonder doornen, drama in zes tafereelen. Gent 1842.
Van der Sniek, kluchtspel in een bedryf. Gent 1842.
Thyl Uilenspiegel, kluchtspel in een bedryf. Gent 1842.
Klaes Kapoen, blyspel met zang in twee bedryven. Gent 1843.
Clotilde, drama in vyf bedryven (vertaling). Gent 1843.
Siska Van Roosemael, blyspel met zang in een bedryf. Gent 1844.
De twee Echtscheidingen, vervlaemscht blyspel in een bedryf. Gent.
Het Likteeken, drama in drie bedryven en een voorspel. Antwerpen.
Een Man te trouwen. blyspel met zang in een bedryf. Antwerpen 1845.
Wit en Zwart, blyspel met zang in een bedryf. Antwerpen 1845.
De Gek van's Gravenhage, drama in vyf bedryven. Gent 1846.
Brigitta, zangspel in drie bedryven. Gent 1847.
Jan de Vierde, historisch drama in vyf bedryven. Gent 1848.
Een domme Vent, blyspel. Gent 1848.
Adam en Eva, blyspel met zang in een bedryf. Gent 1850.
Willem Van Dampierre, drama in vyf bedryven. Gent 1850.
De Profeet, groot kluchtig zangspel in vyf bedryven en acht tafereelen, woorden van geenen Scribe, zonder muzyk van Meyerbeer. Gent 1851.
Fortunatus beurze, blyspel met zang in een bedryf. Genf 1851.
De Slotmaker van Wynegem, drama met zang in drie bedryven. Brussel 1852.
De Violier, blyspel met zang in een bedryf. Gent 1853.
De Weerwolf, blyspel met zang in een bedryf. Gent 1853.
De Dragonder van Latour, gelegenheidstafereel. Gent 1853.
99 beesten en een Boeren, vervlaemscht kluchtspel met zang in een bedryf. Gent 1854.
Twee Hanen en eene Henne, blyspel met zang in een bedryf. Gent 1854.
Tamboer Janssens, blyspel met zang in twee bedryven. Gent 1854.
De zoon van den gehangene, tooneelspel in een bedryf. Gent 1854.
De Wandelaer der Joden, groote parodie in vyf bedryven en tien tafereelen. Gent.
Het Portret, blyspel in een bedryf en in verzen. Antwerpen.
Vader Cats, blyspel met zang in een bedryf. Gent 1855.
Het belfort, of de koop van Vlaenderen, romantisch tooneelspel in dry bedryven en vier tafereelen. Gent 1855.
Baes Kimpe, drama in vyf bedryven. Gent 1855.
Jellen en Mietje. Gentsch volksblyspel. Gent 1858.

Mathias de beeldstormer, historisch drama in vyf bedryven. Gent 1858.

Van Rotterdam, (Johan Baptist Antoon), geboren den 28. März 1825 zu Antwerpen. Sein Vater, Antonius Johan, hatte als Lehrer den Stolz, Conscience unter seine Schüler zu zählen und war ein naher Verwandter des wohlbekannten Professors zu Gent, der auch Johan Van Rotterdam hieß. Die Mutter, Barbara Spruyt, gehörte einer achtbaren Famalie in Mecheln an.

Das erste wichtige Ereigniß in dem Leben des kleinen Johan war das Bombardement von Antwerpen, am 27. Oktober 1830. Er hat die Eindrücke davon mit großer Lebendigkeit in einer Novelle geschildert, welche den eigenthümlichen Titel: „Ein Drama in einem Keller" trägt.

Sein erster Lehrer war sein Vater, doch nur bis zu 1832, denn der verdienstvolle Mann starb am 24. Juli dieses Jahres. Unter fremden Lehrern also bildete Johan sich zum Kaufmann aus und trat früh in eines der bedeutendsten Handlungshäuser der Stadt, dessen Patron ihm sehr geneigt war und ihn bald zum Reisenden des Hauses ernannte.

Aber die vlämische Bewegung ergriff auch Johan auf seinem Comptoir. Abends und Nachts wurde geschrieben, das Geschriebene Freunden vorgelesen und endlich mit einigen von diesen, worunter Heremans und Dümont waren, eine Gesellschaft unter dem Titel „Sprache und Vaterland" gestiftet.

„Das Wunderjahr" von Conscience und „Das Haus von Wezenbeeke" waren damals noch maßgebend für den Geschmack des werdenden vlämischen Publikums. Man träumte von Nichts als von Spaniern und Geusen, und kein Jüngling würde sich auf den Kampfplatz gewagt haben, ohne aus der Nacht der Zeiten einige Gestalten in breiten Hüten und weiten Mützen, versehen mit Dolch und Bettelsack, zu seiner Begleitung herbeizurufen.

Johan erschien also, wie es sich gehörte, mit einer Erzählung aus dem sechzehnten Jahrhundert, welche durch Theodor Van Ryswyck in sein „Musenalbum" für 1845 aufgenommen wurde. Aber Johan fühlte gleich nach dem ersten Schritt in das Vergangene, daß er sich dort nicht recht in seiner Sphäre befinde. Er machte Gedichte, ließ sie in den „Sprachverband", in „Das Vaterland" und in die „Vlämische Stimme," setzen, und war wiederum nicht zufrieden. Andersen wurde übersetzt und gefiel. Johan ahmte Andersens Manier nach, aber Johan war nicht in Antwerpen geboren worden, um Nachahmer zu werden. Wozu aber war er geboren? Noch immer hatte er seine Bestimmung nicht entdeckt, dagegen bekam er einen neuen Namen. Ledeganck war zum letzten Mal in Antwerpen, „und die ganze Dichterschaar der Schelde erachtete es für ihre Pflicht, dem Genter Schwan ihre Huldigungen darzubringen." Theodor Van Ryswyck an der Spitze zogen sie nach dem Hause De Laets, wo Ledeganck abgestiegen war, und boten dem Dichter ein Exemplar seiner „Drei Schwesterstädte" an, in welches alle Literaten Antwerpens sich eingeschrieben hatten. Unter ihnen zog Johan durch seine kleine Gestalt und seine geistvolle Lebendigkeit die Aufmerksamkeit besonders auf sich, und die Frau des Dichters nannte ihn „das Engelchen der vlämischen Bewegung," ein Name, der ihm unter seinen Antwerpner Brüdern bis heute geblieben ist.

Das Jahr Achtundvierzig war in Antwerpen eines von ungewöhnlicher literarischer Bewegung. Zu der Gesellschaft für „Sprache und Kunst" wurde der Grund gelegt, eine dramatische, „Vondels Gesellschaft," gestiftet. Van Rotterdam nahm an beiden Theil, an der ersten als Geheimschreiber, an der zweiten als berathendes Mitglied. In den Sitzungen der ersteren las der junge Schriftsteller mehrere seiner Sachen vor, unter andern „die alten und die jungen Wölfe," als Gegenstück zur „Zauberdose" von Zetternam geschrieben und im „Sprachverband" abgedruckt.

Bei seinen Handelsreisen, welche Johan zu machen hatte,

mußte er oft ganze Tage in den Dörfern am Strande der See zubringen. Dort war in ihm die Lust entstanden, Fischer=romane zu schreiben. Der erste davon, zugleich der erste vlämische Roman, welcher sich mit dem Strand und den Strand=bewohnern befaßt, hieß „Zwei gute Kinder und ein böser Mensch,“ und wurde bei Gelegenheit des Jubelfestes der Lukasgilde in dem Preiskampf der Rhetoreikammer „Die Gold=blume“ bekrönt. Auf dem Feste des „Landjuwels“ empfing Johan feierlich die Ehrenmedaille, während Lennep ihm die Krone auf das Haupt setzte und ihn mit dem Titel eines seiner schönsten Schöpfungen, nämlich als seinen „Pflegesohn“ begrüßte. Bei einer Nachfeier, welche die Gesellschaft für „Sprache und Kunst“ veranstaltete, war es Conscience, welcher das Wort nahm und mit Herzlichkeit aussprach, wie glücklich es ihn mache, in einem so lieben Freunde den Sohn seines alten Lehrers krönen zu können.

Einen zweiten Preis, den in der Genter Zeitung, trug Johan bald darauf durch „Die Tochter des Fischers“ davon Sein dritter Roman, „Die Schmuggler“ erschien gleich nach dem zweiten zuerst im Feuilleton der Genter Zeitung. Meiner Meinung nach ist es der beste. Der alte Schmuggler, Christ Stas, ist ein ohne Umstände gezeichneter alter Thunichtgut, der da stirbt wie er gelebt. Zugleich ist er nicht gar zu schlimm gemacht und sein Sohn wiederum nicht gar zu gut. Ob die Fischermägdlein ganz so lieblich sind, wie Johan sie schildert, das kann ich allerdings nicht wissen, denn ich habe noch keine gesehen. Aber ich glaube nicht so recht daran, ich glaube, das Engelchen sieht Engel auch wo keine sind. So würde ich auch zum Uebersetzen lieber eine komische Novelle gewählt haben, Johan schreibt sehr gut, wenn er komisch schreibt, er würde, wäre er nicht die gutmüthigste Seele unter der Sonne, eine der spitzigsten Federn in der vlämischen Literatur sein, aber da er sich nun ein Mal zum Romancier der „Strandleute“ gemacht hat, so gebe ich:

Eine unerschrockene Frau.

Ich weiß nicht, ob Ihr Euch noch erinnert, was für ein furchtbares Wetter in der Nacht vom 10. Oktober 1843 war, denn die Städter vergessen so schnell, daß sie in einer Woche schon nicht mehr wissen, was in der vorigen geschah. Was sag' ich? heute ist schon vergessen, was gestern vorfiel. Und, lieber Himmel, es ist kein Wunder. In der Stadt gehen so viele Dinge vor, es giebt da so viel Reichthum und so viel Armuth, so ausgelassene Lust und so bitteres Leid, daß Eines das Andere verdrängt in der Stadt mit den hohen Thürmen und den breiten Straßen, mit Theatern und Palästen, mit dem Glanz in den Ballsälen und dem Dunkel in den Hütten der Armuth. Wo so Vieles ist, wie soll da Gedächtniß sein? Aber draußen auf dem Lande, wo das Leben noch still und einfach ist, da erinnert sich ein Jeder nach Jahr und Tag noch was ihm geschehen ist, sei es nun Freude oder Leid gewesen.

Und so weiß in der Stadt Niemand mehr etwas von der Nacht des 10. Oktobers 1843, aber kommt ein Mal auf die Dünen von See-Vlandern und geht von dem Fort St. Pauwels an der seeländischen Grenze bis nach der Panne, dem letzten belgischen Stranddorf vor Frankreich, fragt irgend einen, der Euch begegnet, nach dieser Nacht, und Jeder wird Euch antworten: „Herr Gott, sprecht mir davon nicht! das war ein entsetzliches Wetter! Kein Rettungsboot konnte hinaus. Gegen Morgen legte der Sturm sich etwas, aber auf den Dünen dagegen — wie sah es da aus! Unaufhörlich rollte die See verstümmelte, halbgekleidete, oder ganz nackte Leichen auf den Sand. Die Greise, Frauen und Kinder hatten die

Nacht durch geweint und gebetet, daß der Himmel die Ihrigen, welche draußen waren, beschützen möge, jetzt, als die Nacht dem Tage wich, strömten Vielen die Thränen noch bitterer von den Wangen, denn was sie so bang gefürchtet, das sahen sie verwirklicht — unter den Leichnamen, welche die wüthenden Wellen an den Strand spülten, erkannten sie Gatten, Brüder oder Söhne. Gott bewahre die armen Strandbewohner vor einer andern ähnlichen Nacht!

In der Umgegend des vlämischen Dorfes Knocke an der Nordsee, erhob sich ein Hüttchen, halb aus Backsteinen, halb aus Brettern gebaut, mit einem braunen Binsendach, welches das niedrige Häuschen so gut wie möglich gegen Hagel, Regen und Wind schirmen mußte. Es war die Wohnung von Peter Kolfs, welcher seit seiner Verheirathung mit Barbara Boeynaems hier wohnte. Peter und Barbara waren arm, aber man sah an ihnen, daß Armuth der Liebe nichts schadet, denn wenige Eheleute hatten einander so von Herzen lieb wie sie. Und der Himmel hatte ihre Liebe gesegnet, denn seit fünf Jahren, wo der alte Pastor von Knocke ihre Hände ineinanderlegte, hatte Barbara ihrem Manne zwei Kinder geschenkt, einen allerliebsten Jungen mit braunem Kraushaar wie das des Vaters, und ein liebliches Mädchen, das Ebenbild der Mutter. Die Kinder machten ihre Freude und ihr Glück aus; Kinder sind ja der einzige Reichthum der Armen.

Gleich allen Fischern brachte Peter den größten Theil seiner Zeit fern von Haus, fern von Frau und Kindern zu, deren täglich Brod er auf dem Meere suchen mußte. Oft schon hatte er gegen die Wellen zu kämpfen gehabt, oft war er in Todesgefahr gewesen, aber immer noch hatte Gott das Gebet

der Gattin erhört, immer war Peter wohlbehalten zurückgekehrt. Und mit jeder überstandenen Gefahr wuchs die Liebe in Beider Herzen.

Auch in der Nacht des 10. Oktobers war Peter auf der See, während Barbara sich allein mit den Kindern in dem armseligen Hüttchen an den Dünen befand. Ihr kleines Mädchen hatte sie eingewiegt, ihre Lippen auf seine Stirn gedrückt, und es in die Wiege gelegt. An der Mauer, nah von ihrem Bette, hing ein großes zinnernes Weihwassergefäß, welches den gekreuzigten Erlöser vorstellte und über welchem zwischen dem Kreuz und der Mauer ein halbverdorrter Buchsbaumzweig hervorsah. Vor diesem Bilde war es, daß die arme Frau — sie sollte auf Sylvester erst fünfundzwanzig alt werden — in Thränen zerfließend mit ihrem kleinen Hans kniete und betete. Das unschuldige vierjährige Lamm hatte die Händchen fest gefaltet und warf von Zeit zu Zeit einen bangen Blick auf die Mutter, an die es sich so dicht wie möglich anschmiegte. Die Frau sagte unaufhörlich ihren Rosenkranz. Die Bretter der Wände und die Dachsparren krachten im Sturm; es war, als drohte die armselige Wohnung jeden Augenblick den Einsturz. Bei jedem Ruck drängte der kleine Hans sich dichter an die Mutter, und verbarg sich endlich, während er ein Kreuz nach dem andern schlug, vor Angst unter ihre Schürze.

„Betet, Hans, betet für Vater!“ murmelte die arme Frau, während sie seine kleinen Händchen in die ihren nahm, ihn an die Brust schloß und mit Thränen auf die Stirne küßte.

Dann richtete sie sich auf, nahm das blecherne Lämpchen vom Kaminsimms und ging damit an das Fenster, welches auf die See sah. Aber so hoch sie auch das Lämpchen hob,

so dicht sie auch das Gesicht gegen die Scheiben drückte, so weit sie auch die Augen aufmachte, sie sah nichts als die Finsterniß, sie hörte nichts als den Sturm, der noch immer fortwüthete, nichts als den Regen, der gewaltig niederrauschte, nichts als die Wellen, welche mit furchtbarem Gedröhne gegeneinanderschlugen. Noch mehr beängstigt, setzte sie das Lämpchen wieder hin und nahm ihren Platz neben dem Kinde wieder ein.

Hundert Mal stand sie in dieser Nacht noch vor dem Kreuze auf und besprengte die Wände, die Fenster und den Heerd der Hütte mit Weihwasser, hundert Mal auch drückte sie noch das Gesicht gegen das Fenster, ob sie in der Ferne nicht etwas zu entdecken vermöge, aber umsonst — ihr Auge konnte die Finsterniß nicht durchdringen.

Der Morgen brach an, und das Tageslicht verdunkelte den unsichern Schein des Blechlämpchens, der kleine Hans war auf dem Schooß seiner ermatteten Mutter in Schlaf gefallen. Die junge Frau erhob sich, küßte ihr Kind mit Zärtlichkeit und legte es auf ihr Bett. Dann zog sie die weiß und rothen Vorhänge dicht zu und ging langsam, wie in Gedanken versunken, an das Fenster. Kaum hatte sie hinausgesehen, so fuhr sie entsetzt zurück und schlug die Hände vor das Antlitz.

Was hatte sie gesehen?

Die See ging noch immer wüthend hoch, der Sturm tobte noch mit gleichem Ungestüm, der Regen stürzte noch unaufhaltsam nieder, aber dennoch waren an dreißig Personen, Männer, Frauen, Greise und Kinder, auf dem Deich versammelt. Die meisten knieten mit dem Angesicht nach dem Meere zugekehrt. Einige hatten die Hände über der Brust gefaltet

und schienen zu beten, Andere rissen sich in den Haaren und schlugen sich mit der geballten Faust vor die Stirn, fast Alle weinten. Zwei Geistliche befanden sich in der Gruppe, der eine, ein Greis mit silberweißem Haar, stand vorn, das Gesicht der versammelten Menge zugewendet, während er die Hände nach dem Meere ausstreckte und aus jedem Auge ihm eine dicke Thräne drang, der andere, noch ein Jüngling, kaum fünfundzwanzig Jahr, kniete lautbetend in der Mitte der Frauen und Kinder. Der Greis war der ehrwürdige Pastor von Knocke, der junge Geistliche stand ihm als Gehülfe in seinem heiligen Amte bei.

„Kinder," sprach der ehrwürdige Alte mit bittendem, herzrührendem Ton, „Kinder, will Niemand von Euch den armen Unglücklichen in ihrer äußersten Noth zu Hülfe eilen? darf es denn Niemand wagen, mit dem Rettungsboot in See zu stechen?"

Aber Niemand sprach ein Wort. So gern Alle der Stimme des alten Priesters Gehör gegeben hätten, die See ging gar zu hoch. Keiner wagte denen, für welche der gute Greis bat und die sich wirklich in der äußersten Noth befanden, zu Hülfe zu eilen.

Weit draußen im Meer, auf einer Sandbank, welche der Pferdemarkt hieß, lag ein Fischerboot gestrandet. Vom Deich aus konnte man sehen, wie die Mannschaft auf den Mast geklettert war, wie sie denen am Strande mit den Mützen zuwinkte. Man konnte deutlich hören, wie die Unglücklichen um Hülfe riefen, und doch wagte sich Keiner an ihre Rettung.

Der greise Diener Gottes erhob seine Stimme auf's Neue. „Könnt Ihr es mit gleichgültigen Augen ansehen, Kin-

der, daß die armen Leute dicht am Strande umkommen?" frug er eindringlich. „Könnt Ihr es über das Herz bringen, sie von der See verschlingen zu lassen, ohne die Rettung wenigstens versucht zu haben? Wagt sich Niemand daran? Seht, das Rettungsboot liegt bereit, versucht es! Gott, ich bin dessen sicher, wird das edelmüthige Wagniß nicht unbelohnt lassen."

„Wer die Rettung wagt, Herr Pastor, wagt das eigene Leben," erlaubte ein bejahrter Mann sich endlich zu antworten. „Und es sind keine Leute aus der Gegend — wir kennen das Boot nicht — es ist nicht aus dem Dorfe."

„Und was macht das?" frug der Greis halb verweisend, doch zugleich immer noch bittend. „Der Himmel weiß, wie viel Wittwen und Waisen zurückbleiben werden, wenn die Unglücklichen zu Grunde gehen. Soll es zur ewigen Schande von Knocke denn heißen dürfen, daß sich am 10. Oktober 1843 im ganzen Dorfe nicht zwei Gesellen fanden, die unerschrocken und aufopfernd genug waren, um sieben oder acht Menschen einem sichern Tode zu entreißen? Sagt, hab' ich siebenzig Winter leben müssen, um das mit meinen Augen anzusehen? Wehe! wehe!"

Alle senkten die Häupter und schwiegen, ausgenommen einer, welcher leise, als schämte er sich seiner Worte, ja, unerhörbar fast flüsterte: „Es ist wahr! Unheil, Unheil über unsere Häupter! Wir sind so zaghaft wie bartlose Knaben. Aber — auch wir haben Frauen und Kinder."

Der Greis zeigte mit Begeisterung gen Himmel: „Christus starb für die Menschheit — sein Tod rettete Euch alle

vor ewiger Pein. Er liebt die, welche seinem Beispiel folgen, — er wird über sie wachen."

Aber alle schwiegen. Nur eine junge Frau, Barbara, die Gattin Peter Kolfs, die sich seit einigen Augenblicken in der Gruppe befand, drängte sich vor und sprach mit fester Stimme: „wer will mir folgen? Ein einziger unerschrockener Geselle, und die armen Menschen sind gerettet."

Es verfloß ein Augenblick feierlicher Stille, während der greise Geistliche und die Fischerfrau mit beklommenem Herzen auf Antwort warteten. Doch nicht ein Mund that sich auf, nicht einer der Männer erbot sich, der muthigen Frau zu folgen. Da wischte der alte Pastor sich mit dem Rücken der Hand die Thränen aus den Augen und sagte langsam: „wohl, da die Männer von Knocke Kinder geworden sind und sich durch eine Frau an Muth übertreffen lassen, so werde ich, kraftloser Greis, dem Aufruf dieser edelmüthigen Frau folgen. Kommt, Barbara, meine Tochter, und mögen die Männer von Knocke roth werden vor einer Frau und einem Greise."

„Nein, nicht also, Ehrwürdiger," ließ eine neue Stimme sich hören. „Ich werde mit Barbara fahren, und hilft uns Gott, werden wir die armen Schiffbrüchigen sicher an's Land bringen."

Der junge Priester war es, der da sprach. Er war aus der Mitte der Weiber und Kinder in die Höhe gesprungen und hielt den greisen Pastor, der eben in das Boot steigen wollte, am Arme zurück.

„Nein, nein, bleibt, wir wollen fahren," klang es nun von zehn Stimmen zugleich.

Doch der junge Geistliche und die Fischersfrau waren

schon im Boote, dessen Seil einer der Fischer mit dem Messer durchschnitt, welches er in seinem ledernen Gurt stecken hatte. Die Frau und der Priester nahmen Platz auf den Bänken und ergriffen zwei von den Rudern, die sich im Boote befanden.

„Sollte die See mein Grab werden," rief die muthige Frau mit lauter und fester Stimme, „so möge Peter mir meine tollkühne That vergeben. Und Ihr, gute Leute, tragt, wenn ich Euch bitten darf, Sorge für meine armen Kleinen!"

Die Ruder fielen, und das Boot bewegte sich langsam vorwärts.

„Kniet nieder und betet," befahl der wackre Geistliche, und seine Stimme war voll von Thränen. „Bittet Gott, daß er ihnen in ihrer edelmüthigen Unternehmung beistehe."

Die Häupter entblößt, die Hände gefaltet, knieten Alle nieder. Das Boot kämpfte schwer gegen die Wogen. Bald wurde es hoch gehoben, bald sank es wieder tief herab. Mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgte die betende Schaar das gebrechliche Fahrzeug, welches, so viel Anstrengungen Barbara und der Piester auch machten, doch kaum im Stande war, dem Andrang der Wellen Widerstand zu leisten. Es kam wenig vorwärts, und mehr als einer von den Zusehenden verzweifelte in seinem Herzen daran, das Boot die Sandbank erreichen zu sehen. Eine halbe Stunde war verflossen, und noch immer rangen die beiden Muthigen gegen die Fluten, da stieg plötzlich ein froher dankbarer Schrei vom Ufer gen Himmel, und die ganze knieende Schaar sprang empor. Das Rettungsboot hatte das gestrandete Fahrzeug erreicht, und man konnte deutlich sehen, wie Barbara und der Geistliche sich vermittelst der Bootshaken daran festzuklammern eilten. Gott hatte ihre

edle That schon zur Hälfte gesegnet, denn nicht weniger als acht Personen kletterten von dem festsitzenden Wracke in das rettende Boot. Und plötzlich fiel etwas ganz Unerwartetes vor. Einer der Geretteten schlang seine Arme um den Hals der Frau und drückte sie an sein Herz; ein zweiter folgte, welcher auch die Gattin von Peter Kolf's umarmte und auf die Stirn küßte. Die am Ufer fragten sich: „was mag das bedeuten? warum haben alle dem Unterpastor die Hand gedrückt, während nur zwei Barbara umhalsen, die Uebrigen ihr blos, wie dem Priester, die Hand reichen?

Nicht länger als es unumgänglich nöthig war, blieb das Boot an der Sandbank; noch während die am Ufer über den sonderbaren und unerklärlichen Vorfall sprachen, hatten Retter und Gerettete die Rückfahrt begonnen.

Die erwartende Schaar auf dem Deich sank zurück auf die Knie und flehte mit lauter Stimme den Himmel an, Boot und Mannschaft wohlbehalten an das Land zu bringen. Da jetzt mehr Arme waren, um das gebrechliche Fahrzeug zu regieren, so kam es, obwohl es noch immer heftig hin und hergeworfen wurde, doch viel rascher vorwärts, und bald war es so nah, daß man vom Ufer aus die Geretteten erkennen konnte.

„Lieber Himmel, betrüg' ich mich nicht?" rief ein alter Seebär aus. „Sehen meine Augen recht? Ja, ja, Peter Kolfs und Karl Boeynaems, der Mann und der Bruder von Barbara, befinden sich im Boote."

Nein, der alte Fischer betrog sich nicht; seine Augen waren gut gewesen, denn als einige Augenblicke später Retter

und Gerettete unter dem Freudengeschrei der Menge an das Land sprangen, erkannten alle die beiden Knocker Fischer.

Nun fand ein ergreifendes Schauspiel statt; von allen Seiten gab es Glückwünsche, Danksagungen, Händedrücke, Umarmungen, während Freudenthränen über Aller Wangen rollten. Rechts und links wurden Peter Kolfs und Karl Boeynaems befragt, wie es käme, daß sie sich auf dem fremden Fischführer befänden, doch die beiden Geretteten fanden keine Zeit zu antworten, denn sie hatten sich kaum aus den Armen des Einen losgemacht, so war auch schon ein Anderer da, um sie an die Brust zu drücken.

Eine Stimme machte endlich dem freudigen Gedränge ein Ende — es was die des alten Pastors. „Kinder, gehen wir nach der Kirche," sprach er, „dem Himmel für seine Gnade danken. Ich werde eine Dankmesse lesen — kommt, laßt uns gehen."

Stillschweigend setzte sich der Zug in Bewegung. Voran gingen die beiden Geistlichen, dann kamen die acht geretteten Schiffbrüchigen, denen die übrigen Strandbewohner folgten. Barbara allein befand sich nicht unter ihnen. Sobald sie aus dem Bote getreten war, hatte sie unbemerkt den Deich verlassen, aber als die Bootfahrer der Hütte nahten, welche Peter Kolfs bewohnte, stand die muthige Frau mit ihren beiden Kindern auf den Armen, den Zug erwartend da. Aber schien er ihr zu langsam zu kommen, denn die Schwelle verlassend, ging sie den Nahenden entgegen und zwischen den zwei Geistlichen durch und legte ihr kleines Mädchen in die Arme ihres Mannes, während sie das Bübchen ihrem Bruder hinreichte. Die beiden Männer umhalsten zärtlich und vor

Freude weinend die zwei unschuldigen Kleinen, worauf Barbara beide wieder nahm und der Zug seinen Weg nach der Kirche fortsetzte.

Unterwegs konnten Peter und Karl endlich erzählen, wie ihr Boot gegen eine Sandbank geschleudert und in Stücken geschlagen worden war, wie sie sich, der eine an den Mast, der andere an das Krummholz festgeklammert hatten und so lange Zeit umhergeworfen worden waren, bis sie endlich das fremde Boot getroffen, dessen Mannschaft sie mit unerhörten Anstrengungen dem sonst unvermeidlichen Tod entrückt. Was aus ihren übrigen vier Gefährten geworden wäre, wußten sie nicht; sie hatten dieselben nach der Strandung nicht wiedergesehen, und Alles ließ befürchten, daß die See ihr Grab geworden war.

So belohnte der Himmel die That der unerschrockenen Fischersfrau. Wo sie geglaubt hatte, nur Fremdlingen zu Hülfe zu eilen, da war ihr das Glück beschieden, die beiden Wesen zu retten, welche sie nach ihren Kindern am meisten liebte.

Möge es viele dergleichen Frauen geben, aber selten solche Nächte, wie die vom 10. Oktober.

Nun ich die Novelle beendet, bin ich zufrieden, daß ich sie gewählt habe; das Gemüth Johans sieht daraus hervor, und es ist ein liebes, gutes Gemüth. Das „Engelchen" ist noch eben so klein wie damals, wo Virginia ihn taufte; will es mit einem sprechen, muß es sehr in die Höhe gucken. Das thut es denn so treuherzig innig, als würd' es im nächsten Augenblicke gern gen Himmel klettern, um ein schönes Stückchen davon herabzuholen und einem zu schenken. Da es das

nicht kann, so bringt es doch wenigstens ein Buch aus der Tasche und schenkt es einem mit dem innerlichsten Vergnügen.

Ich lernte Johan Van Rotterdam gleich den meisten meiner Antwerpner Freunde im Frühjahr 1856 kennen. Er war eben Bräutigam und wir lachten viel über Jean und Jeanne, denn seine Braut hieß Johanna Katharina Mertens. Als ich ihn ein Jahr später zu Mechelen wiedersah, war er schon Wittwer — seine Frau hatte ihm einen Sohn geschenkt und war gestorben. Seit dieser Zeit schrieb er noch Nichts, sondern gab nur ein Bändchen früherer Arbeiten heraus, welches er unter dem Titel „Erinnerungen" dem Andenken seiner „zärtlich geliebten Gattin" weihte. Wenn er erst den Muth zum Arbeiten wiedergefunden haben wird, prophezeihe ich ihm Erfolge in der Richtung, welche er mit seinem „Eierbauer" eingeschlagen hat. Wäre Van Rotterdam in Paris, so würde er bald unter den blitzendsten Feuilletonisten sein, man hat nicht mehr esprit als Janneken. Denn auch Janneken heißt er, und wenn er sich in Bewegung setzt, um gutmüthig boshaft zu werden, so sagt einer oder der andere der Conscienciſten: „ach, Janneken wird Jannekens machen." Dann geht Janneken an's Fenster, spielt mit innigem Behagen ein wenig an den Scheiben, und dann kommt er wieder und hält, stets französisch, eine Rede, die er immer anfängt, ohne sie je zu beenden. „Van Rotterdam hat das Wort!" hieß es einst beim Dessert, als Janneken eben einen Apfel aß. Janneken stand auf, kam hinter seinem Nachbar zum Vorschein und sagte, den Apfel in der einen Hand und in der andern das Messer: „man verlangt, ich soll reden — wie kann man eine Rede verlangen, von einem Manne, der eben einen Apfel ißt? Einen Apfel essen ist etwas Ernsthaftes, man sagt, es gehe so schlecht auf Erden, weil Eva damals den Apfel gegessen habe. Wäre ich im Paradies gewesen und hätte gewußt, was für Folgen das Essen dieses Apfels haben würde, meiner Treu — ich hätte Eva aufgegessen." Und damit setzte Janneken sich zufrieden nieder und aß seinen Apfel zu Ende.

Seiner Stellung nach ist Van Rotterdam Mitredacteur des „Antwerpener Journals." Seine Biographie verdanke ich Peter Génard.

De twee Spaniarden. Muzen-Album 3 jaerg. 1845.
Twee Kienden. Taelverbond, 4. jaerg.
Klara. Muzen-Album. 4. jaerg. 1846.
De oude en de jonge wolfen. Taelverbond.
Twee brave kinderen en een boosardig mensch. Zedenverhael, bekrönt in dem literarischen Preiskampf, welcher von der Rederijkkamer „De Goudbloem" ausgeschrieben wurde. Antwerpen 1855.
De dochter des Visschers, eene eenvoudige geschiedenis uit de duinen. Bekrönt in dem literarischen Preiskampf der Gazette van Gent. Gent 1855.
Kinderen en Kinderspelen. Vlaemsche School, 1. jaerg.
Een onverbeterlyke Dronkaerd. Vlaemsche School, 1. jaerg.
Een vremde heer in een hôtel. Vlaemsche School, 1. jaerg.
Het Steenen Kruis. Vlaemsche Stem. 1855.
Eene onverschrockene vrouw. Vlaemsche School, 2. jaerg.
De eijerboer en de melkboerin. Vlaemsche School 2. jaerg.
Spel en drank. Vlaemsche School, 2. jaerg.
Leopold de Eerste. Vlaemsche School, 2. jaerg.
Een drama in een kelder. Vlaemsche School, 2. jaerg.
Kinderen en Kinderspelen. Almanak der St-Lucasgilde. Antwerpen 1856.
De gevonden schat. Vlaemsche School, 3. jaerg.
Leven. Vlaemsche School, 3. jaerg.
Schoone Martha. Vlaemsche School, 3. jaerg.
De Smokkelaers. Verhael uit de Duinen. Gent 1857.
Herinneringen. (Mymeringen en Novellen.) Antwerpen 1857.

Van Rucklingen (Lodewyck Mathot), geboren den 26. August 1830 zu Antwerpen, wo seine Eltern, Matheus Walter Mathot und Catharina Stes eine bedeutende Strohhutfabrik besaßen. Sieben Jahr alt bei dem Tode seines Vaters, wurde er von seiner Mutter auf das Jesuitercollegium von U. L. Frau geschickt, wo er vortrefflichen Unterricht genoß und

mit achtzehn Jahren seine Rhetorika beendigte. Gern wäre er nun auf die Universität gegangen, doch seine Mutter bedurfte seiner in ihrem Geschäft, welches sich mehr und mehr ausgebreitet hatte. Obgleich er sich somit dem Merkantilen des Lebens widmen mußte, entsagte er darum doch der Literatur nicht, der seine Abendstunden geweiht blieben. Wie P. Génard in seiner für mich geschriebenen Notiz über Van Rucklingen sagt, gehört dieser der dritten Gruppe der Antwerpner Literaten an. Mit Génard, Lambert Van Ryswyck u. A. stiftete er 1848 den „Kreis für Literatur und Wissenschaften", der später diesen Namen gegen den der „Rhetorykkammer der Goldblume" vertauschte. Durch seine Geschäfte genöthigt, einen großen Theil des Jahres in der Kempen zuzubringen, fand Lodewyck dort den Stoff zu seinen ersten Büchern, die er unter dem Namen seines Wohnortes Van Rucklingen herausgab. Seinem Erstlingswerk, „Ein König in der Kempen", welches von der Goldblume veröffentlicht und im Journal pour tous augenblicklich übersetzt wurde, folgten bald „Meine Kempischen Ausflüge". Auch die Novelle, welche ich aus der „vlämischen Schule" übersetzte, hat die Kempen zum Lokal.

Als der „Willemsfond" zum zweiten Mal die Preisfrage stellte: „Was ist die Bedeutung und das Ziel der vlämischen Bewegung?" gewann Van Rucklingen den Preis, überwies ihn aber ganz dem Pastor des ärmsten Kirchspieles von Gent, zum Vertheilen von Almosen. Er ist eben so tüchtig als Mensch wie als Schriftsteller. Sein Talent als Geschichtschreiber ist vielleicht noch größer, als sein novellistisches; ein vortrefflicher Styl zeichnet seine „Geschichte der Regierung von Maria Theresia" aus. In der „Vlämschen Uebersicht", deren Redakteur er eine Zeit lang war, erschienen Bruchstücke seiner Uebersetzung von Sallust; eifrig arbeitet er an den „Vlämischen Gemeindefreiheiten."

Der erste Strohhut.

Legende, welche bei den Strohhutmachern in Umlauf ist.

Kennt Ihr Rucklingen, das kleine hübsche Rucklingen, welches mit seinen weißen Häusern, seinen blühenden Baumgärten und seinen malerischen Hügeln sich in dem schnell fließenden Wasser der Jaar so anmuthig die Füße badet?

Kommt mit mir, mein junges Fräulein, denn es ist besonders mit Euch, daß ich den schattigen Fußpfad dahinwandeln will, welcher den launenhaften Krümmungen des Flusses folgt. Ihr sollt Euch nicht langweilen, meine Liebe, denn während des Spazierganges könnt Ihr das Verfertigen der Strohhütchen belauschen, aus denen Euer Gesichtchen uns so reizend anblickt und dessen Weiße so gut gegen die Rabenschwärze Eurer Flechten absticht.

Seht da bei diesem weißen Hüttchen sitzt eine Frau inmitten großer Strohbunde. Sorgfältig bricht sie jeden Strohhalm in mehrere Theile. Den untersten und obersten wirft sie auf die Erde, die mittelsten sammelt sie in verschiedenen Haufen. Neben ihr steht ein Mädchen, welches die abgebrochenen Halme einen nach dem andern durch ein eisernes Werkzeug zieht. Dieses gleicht ungefähr einem oben durchlöcherten Fingerhut, und der Halm wird seiner Länge nach in so viele Theilchen gespalten, wie er durch Löcher gezogen wird. Etwas weiter kommen uns kleine Kinder entgegen gehüpft; seht, gleichsam spielend drehen sie diese Halmenstreifen zwischen den Fingern und verwandeln sie in die mannigfaltigsten Strohgeflechte. Und das ist noch nicht Alles: wer, glaubt Ihr wohl, formt aus den einzelnen Geflechten ein zierliches Hütchen?

„Wer? Nun, eine Modistin.“

Ganz wohl; blickt ein Mal dort hin, meine Schöne. Dort unter jener reichbelaubten Ulme sitzt auf einem kleinen Holzstuhl ein kräftiger Mann, er hat über seinen blauen Kittel eine weiße Schürze gebunden und rollt auf seinen Knieen etwas Unförmliches zwischen seinen Fingern. Kommt ein wenig näher. Seht, dieses unförmliche Etwas soll ein Strohhütchen werden, so eines wie Ihr tragt, und dieser Mann, der die feinen Strohgeflechte zusammennäht, ist ein Strohhutmacher. Kommt Euch das Hütchen jetzt nicht noch zierlicher vor, seid Ihr gesehen habt, aus welchen kräftigen Händen es hervorgeht?

Doch während des Geschwätzes sind wir bis an das Dörfchen Beetsingen gekommen und unser Fußpfad endigt auf der großen Straße, während die Jaar sich in üppigen Weiden verliert.

Beetsingen ist, der Legende nach, die Wiege der — wie soll ich doch sagen — der Strohindustrie. Ich will Euch diese Volksüberlieferung erzählen, doch zuerst folgt mir vorüber an der Kirche, deren stumpfen Thurm Ihr dort vor Euch am Abhang des Hügels gewahrt. Einige Schritte weiter durchschneidet ein tiefer Hohlweg den Hügel; auf dem Vorsprung links steht ein Kreuz, auf dem rechts ein sehr altes Häuschen, aus schweren rothen Feldsteinen aufgeführt. Ungefähr funfzehn Steinstufen leiten zu der niedrigen Eintrittsthür, und ein viereckiges Fensterchen läßt durch seine eisernen Stäbe nur ein ungewisses Licht in die einzige Stube der Wohnung dringen. Links bildet der Kuhstall eine Ecke und daneben ist eine tiefe Mistgrube.

Auf diesem alterthümlichen Gehöft hat lange vor unserer Zeit ein wunderlicher Mann gewohnt; mein Großvater hat mir oft erzählt, welche große Rolle Meister Fraikin, so hieß der Bauer, bei dem Aufkommen des neuen Gewerbszweiges gespielt hat. Setzen wir uns hier in dem Bergwege auf das Gras nieder und hört, was die Legende erzählt.

Es ist vielleicht vier oder fünfhundert Jahr her, daß an einem Augustmorgen ein starker Bauerknecht auf die Schwelle dieser Wohnung hinaustrat. Er schnallte einen ledernen Gürtel über sein Leinwandkoller, zog sich die wollene Mütze tiefer über die Ohren und ging gähnend aus dem Stall eine Sichel holen. Er warf dieselbe über die Schulter und hing sich an die andere Seite einen eisernen Stift, an welchem ein eiserner Hammer von besonderer Form und ein blauer Schleifstein sich das Gleichgewicht hielten. Sobald der Jüngling seine Ackergeräthschaften auf der Schulter fühlte, schien ihm das Blut rascher durch die Adern zu fließen, und mit schnellen Schritten eilte er die Stufen hinab in den Hohlweg, der nach den Feldern führte.

Dieser Weg ist sicher der malerischste, welchen man in der Gegend antrifft. Etwa dreißig Fuß tief, windet er sich gemächlich in die Höhe. Zu beiden Seiten erheben sich weiße Steinmauern, üppig mit Ranken und Gebüsch bewachsen. Hier und da biegt ein alter Baum, der auf einem Erdklumpen wurzelt, sich so nach vorn, daß er den Sturz zu drohen scheint, und der Epheu wirft von ihm aus seine langen Arme

bis auf die andere Seite der Schlucht und überwölbt den schmalen Weg.

Peer jedoch bekümmerte sich wenig darum, daß der Weg so malerisch schön war. Er hatte ihn drei Jahr hindurch Tag für Tag gesehen und hätte weit lieber gehabt, wäre der Hügel zum Thal herabgesunken oder das Thal zum Hügel hinaufgestiegen, denn die launenhaften Krümmungen des Hohlwegs ärgerten ihn gewaltig.

„Ja," dacht' er, „wenn der Weg nun gerade in die Höhe ginge, das würde mir vier Mal des Tages gewiß an fünf Minuten ersparen. Fünf Minuten? Psi! Vielleicht an zehn, an funfzehn. Ja, ja, das ist's. Oder wenn der Berg so recht gerade abgeschnitten wäre, und man könnte hinter meines Meisters Haus eine lange — ja, das müßte 'mal eine lange Leiter sein — wenn man also da so eine recht, recht lange Leiter anlegte — wohl, da wäre man binnen zwei Minuten auf unserm Acker. Ja, aber mit Karren und Pferd, wie käm' ich da hinauf? Ha, ha, das ist nun wieder ein dummer Streich!" und Peer lachte, daß er sich schüttelte.

„Der Pastor," fuhr er fort zu grübeln und schlug sich mit der Hand so gewaltig vor die Stirn, daß der eiserne Stift gegen die Sichel klirrte, „der Pastor hat am Sonntag gesagt, Gott hätte Alles auf's Beste gemacht — wär' das wirklich so, würd' er wohl die Aecker nicht auf die Berge gelegt haben. Ja, aber als Adam gesündigt hatte, sprach der Herr: Ihr sollt Euer Brod im Schweiß Eures Angesichtes essen; und darum mögen überall hohe Berge entstanden sein. Ich wette darauf, im Paradiese war auch kein Bergchen so hoch wie meine Hand — dieser unglückselige Adam!"

Tief in diese weisen Betrachtungen versunken, klimmte Peer mit trägen Schritten den Hügel hinan, aber plötzlich wurde seine Aufmerksamkeit durch ein entferntes Geräusch erregt, welches aus dem Innern des Berges zu kommen schien. In der Höhe eines Metres befand sich eine ziemlich große Aushöhlung, der Eingang einer Steingrube, wo man eine Art Kalkstein brach, der allgemein zum Bauen benutzt wurde. Peer stützte das Knie gegen die Felswand, legte das Ohr an die Höhlung und dachte: „Verteufelt, die Menschen sind früh bei der Arbeit, und Gott bewahre mich, die Grube ist gewiß schon eine Meile tief — wenn das so fortgeht, wird's bald keinen Stein mehr geben."

Noch eine Wendung, und der Bursche war auf der Hochfläche. Kaum dort angelangt, blieb er verwundert stehen, rieb sich die Augen und blickte rund umher, wie Jemand, der seinen Weg verloren hat.

„Verdonnert!" rief er endlich aus, „wann hat denn le vî Capitaine*) seinen Weizen gemäht und eingefahren? Es

*) Le vî Capitaine, der alte Kapitain, bezieht sich auf die eigenthümliche Sitte dieser Dörfer, daß die Jünglinge eines jeden sich einen Anführer wählen, der Capitaine heißt. Diese Würde ist lebenslänglich, es sei denn, daß der Kapitain sich verheirathe. In dem Falle wird ein Nachfolger ernannt, doch führt der abgetretene Würdenträger gemeiniglich den Titel fort.

Von den ehemaligen Vorrechten dieses Amtes ist nur eines geblieben: von Wittwern oder Wittwen, die sich wieder verheirathen wollen, heischt der Kapitain unter dem Vorwand, daß sie die Jugend wiederkaufen müssen, nach Willkühr eine oft recht ansehnliche Summe, die dann zu allgemeinen Vergnügungen angewandt wird. Wer sich dieser Erpressung entziehen wollte, könnte für lange Zeit auf die schönsten nächtlichen Charivari's rechnen.

sind zwei Tage her, da war sein Weizen noch grün, und seitdem hat's immerfort geregnet. Was fällt dem Mann ein? Und die Hälfte der Aehren liegen gelassen? Nun, das thut Nichts, was er eingeführt hat, wird ihm doch auswachsen, so grün und so naß wie's ist. Mein Meister sagte es gestern noch: „er wird es nicht weit bringen, der arme Schelm."

Bis hierher war Peer in seinem Monolog gekommen, als er plötzlich verstummte. Er blieb mitten im Felde ein zweites Mal stehen, kreuzte die Arme über der Brust, riß die Augen auf, warf den Kopf zurück und so, in der Rednerstellung, in welcher Cicero einst ausrief: „o Zeiten, o Sitten!" rief er: „Was Donnerwetter ist das nun wieder? Wo ist denn unser Acker hin? Ich träum' auch nicht? Dort steht die kanadische Pappel, die als Grenzpfahl dient. Aber wo ist unser Weizen geblieben, der, welchen ich vor drei Tagen gemäht habe, und der, welchen ich heute mähen wollte? Das ist 'ne schöne Geschichte. Das heißt es weit bringen im Stehlen. Den Weizen schneiden, binden, wegschaffen und das Alles in einem Augenblick, ohne daß es Jemand gewahr wird — was wird der Meister fluchen, wenn er das sehen und hören wird, er, der zu geizig ist, um einen Löffel Weizenmehl in die Milch zu thun, und —"

Hier sah Peer neugierig zu Boden, raffte eine Handvoll Aehren auf und fuhr fort: „ich begreif' Nichts davon. Die Aehren sind mit einem Messer abgeschnitten. Ist das menschlich? das Stroh mitnehmen und die Aehren liegen lassen — das Entgegengesetzte wäre zu begreifen. Nein, das ist kein Menschenwerk — das ist Zauberei. Ach Gott, wenn es hier gespukt hätte!"

Dieser letzte Gedanke brachte den Jungen ganz aus dem Häuschen, und auf das Höchste stieg seine Angst, als aus dem Gebüsch eine schwarze unheilverkündende Krähe aufflog. Sein ganzer Muth schoß ihm in die Schuhe, und da er noch Niemand im Felde sah, machte er sich an's Laufen. In fünf Minuten hatte er trotz der Krümmungen des Weges den Hof von Pachter Fraikin erreicht.

Meister Fraikin, ein schwerbeleibter Mann von vierzig Jahren mit einem krummen Rücken und einem rothen verbrannten Gesicht, steckte bei dem Anblick seines wiederkehrenden Knechtes, der keuchend und athemlos angerannt kam, die Mistgabel, mit welcher er eben den Stall reinigte, verdrießlich in den Boden.

„Ach, Meister," rief Peer aus, während er die Steinstufen heraufeilte, „das ist was Schönes. Auf unserm Acker ist auch nicht so viel Weizen mehr wie hier." Und der Bursch fuhr mit seiner rechten Hand über seine linke.

Meister Fraikin wurde weiß wie ein Tuch. „Die Ernte gestohlen?" rief er. „Ah, ces caons de Flamins de Jallmeer! ces chênisses! ces canailles!"*)

„Gestohlen?" wiederholte Peer, indem er bedenklich den Kopf schüttelte. „Ich weiß nicht, Meister, da wären's noch ehrliche Diebe, denn sie nahmen nur das Stroh mit, die Aehren ließen sie liegen."

„O Dial!"**) Meister Fraikin blieb der Mund offen stehen.

---

*) Ach, die Schelme, die Vlamingen von Jallmeer (ein nahgelegenes Dorf), die Hundsvötter, die Taugenichtse.

**) Der Teufel!

„Und der Weizen von le vî Capitaine ist auch weg," fuhr Peer fort, „gerade wie unser, mehr als zwanzig Schock in einer Nacht, und die Aehren liegen geblieben — das ist nicht gestohlen, Meister, da steckt was anders dahinter —" Peer streckte feierlich die Hand aus — „Zauberei, Meister, es hat gespukt."

„Bon ami, bon dieu! comment est possible!"*) murmelte Meister Fraikin mit niedergeschlagener Stimme.

Nachdem Meister Fraikin seinem Zorn erst etwas Luft gemacht hatte, wußte er sich keinen bessern Rath, als die Hülfe des Bürgermeisters gegen die frechen Thäter anzurufen, denn obgleich in dem Diebstahl etwas Unerklärliches lag, glaubte Meister Fraikin, ein esprit fort, doch keinesweges, daß Zauberei dabei im Spiele sei.

Am Dorfhause fand er le vî Capitaine in heftigem Schelten über die träge Nachlässigkeit von deljaren Capitaine d'asieur**) begriffen, welcher die jeunesse nicht zu den nöthigen Nachtrunden anhielte, so daß nun Diebe, Schelme, Räuber und alles mögliche Gesindel freies Spiel hätte.

Der Bürgermeister verstummte ebenfalls bei dem Bericht des kecken Diebstahls, doch für ihn war es außer Zweifel, daß es dabei nicht mit natürlichen Dingen zugegangen sei, und im Geheimen war ihm das sehr recht. Erstens konnte man ihm dann nicht vorwerfen, daß er schlecht für die Sicherheit gesorgt, und zweitens brauchte er nicht zu fürchten, durch eine Untersuchung sich der Rache einer vielleicht zahlreichen Räuberbande auszusetzen.

---

*) Guter Freund! Guter Gott! wie ist's doch möglich.

**) Der junge, jetzige Kapitain.

Von Amtswegen jedoch genöthigt, den Platz, wo der Diebstahl geschehen war, zu besichtigen, ließ er den sers-gens*) benachrichtigen und schritt, gefolgt von den beiden bestohlenen Bauern, hinter dem bewaffneten Gerichtsdiener aus dem Dorfhaus hervor.

Bei dem Anblick dieses wunderlichen Zuges kam Alles herbeigelaufen und zog feierlich und langsam hinter der Obrigkeit her den Hohlweg empor. Niemand zweifelte daran, daß der Diebstahl ein übernatürlicher gewesen, und zur Bekräftigung dieses Glaubens dienten eine Menge Spukgeschichten, welche Der und Jener zu erzählen wußte. Dem Einen war, nachdem ein altes Weib ihn in seinem Stall angebettelt, seine schönste Kalbe und bald darauf noch eine Kuh gefallen. Ein Anderer hatte fünf von seinen Kindern nacheinander begraben, weil ein Bettler eine böse Hand auf sie gelegt hatte.**) Und eine gute Frau erzählte mit Thränen, wie ihre Tochter langsam auszehre, weil sie alle Nächte durch eine Maeral***) fast erstickt werde. Während dieser Erzählungen hatte man einen großen Theil des Hügels erstiegen, als plötzlich ein Geräusch wie ein starkes Bienengesumse hörbar ward. Die Krümmungen des Weges ließen die Stelle, woher das Geräusch zu kommen schien, noch nicht sichtbar werden.

Neugierig drängte man sich vorwärts, als der Bürgermeister, der sers-gens, der vî Capitaine und Meister Fraikin, welche die Spitze des Zuges bildeten, plötzlich stockstill stehen blieben und alle vier aus einem Munde: o Dial! riefen.

---

*) Feldhüter.

**) De kwaede hand ist von Conscience in einer seiner kleinen Erzählungen vortrefflich behandelt.

***) Hexe.

Die Menge drängte sich bei diesem unerwarteten Halt nur noch ungestümer vorwärts, doch die Vordersten hielten bei der Wendung, von wo aus man bis zum Ende des Bergweges sehen konnte, ebenfalls still, warfen sich mit dem Oberleibe zurück und bildeten so einen unerschütterlichen Damm gegen den Andrang der Nachfolgenden. Und umsonst riefen diese: „was ist? was ist?“ die Vordersten standen nicht nur, sie schwiegen auch wie die Mauern.

Was sahen aber auch nicht der Bürgermeister, der sersgens, le vî Capitaine und Meister Fraikin, welche letztere Beiden an keinen Spuk glaubten? Der ganze westliche Abhang der Schlucht, welcher sich hier als sanfte, grüne Fläche herabsenkte, wimmelte von tausend kleinen Ungestalten. Auf ihren dünnen Körperchen, welche in Fuchspelzen steckten, trugen sie große Menschenhäupter mit langen Bärten. Und während sie durcheinander sangen, schrieen und wirbelten, waren sie mit der sonderbarsten Arbeit beschäftigt. Einige saßen in der Mitte zwischen großen Strohbunden, sonderten die Halme und legten sie je nach ihrer Länge in verschiedene Haufen, andere spalteten sie, noch andere flochten sie breiter und schmäler zusammen. Die größte Zahl endlich saß im Grase, heftete die Strohflechten mit Nadel und Faden aneinander und machte so große runde Strohhüte daraus.

Als die Zwerge die Dorfleute in der Schlucht gewahr wurden, wandten sie alle die Blicke auf einen von ihnen, welcher auf dem höchsten Punkt unter einer Ulme saß und sich durch einen kostbarerern Pelz von seinen Gefährten unterschied. Es mußte ihr König, oder doch ihr Oberhaupt sein. Sich würdevoll erhebend, stieg er in einer Wasserrinne herab

und verbeugte sich tief vor dem Bürgermeister, der bei dem Empfang des Fürstbischofs nicht mehr in Angst hätte sein können. So ruhig wie möglich jedoch hörte er die unverständliche Rede des Zwerges an, und als dieser ihm endlich einen der runden Strohhüte überreichte, nahm er denselben nicht nur entgegen, sondern setzte ihn auch, seine Mütze hintenüber werfend, augenblicklich auf den Kopf.

Bei dem Erblicken dieses fremdartigen Kopfschmuckes nahm die Menge einen so verzweifelten Anlauf, daß der Bürgermeister, vorwärts gestoßen, mit einem Entsetzensschrei den Zwerg über den Haufen rannte. Doch dieser schlüpfte behend zwischen seinen Beinen durch, kletterte die Höhe hinauf und war in einem Augenblick auf seinem vorigen Platze. Die Menge, von einer unbeschreiblichen Angst ergriffen, drängte sich schreiend durcheinander, doch bald überzeugte man sich, daß die kleinen haarigen Zwerge nichts Böses thäten, ja, daß sie im Gegentheil den Menschen gutmüthig zunickten. Der Schreck legte sich, und man begann sogar nach den schönen Strohhüten zu verlangen, welche so gut gegen die Sonne schützen mußten. Die Zwerge boten ihnen mit der rechten Hand die Hüte an und brachten zugleich die linke an den Mund, wie man thut, wenn man zu essen begehrt. Einige der Muthigsten von den Dorfleuten verstanden diese Taubstummensprache, eilten nach Hause und kamen bald mit Eiern, Speck, Milch und andern Eßwaaren zurück, welche sie gegen die Strohhüte austauschten.

Bald hatte, wie man sich denken kann, jeder Beetsinger seinen Strohhut und nicht allein jeder Beetsinger, sondern auch Jedermann aus Glons, Rucklingen, Wongs, Eben, Emael

u. s. w. Dagegen hatten die Vlamingen der umliegenden Dörfer eine abergläubische Furcht vor diesen Hüten und vermieden allen Verkehr mit den Zwergen, und so kommt es denn, daß diese Dörfer noch heute durch die wallonischen Gemeinden in dem Verfertigen der Strohhüte übertroffen werden.

Nachdem die Bauern genug für sich hatten, fingen sie an, die Hüte in Lüttich, Maestricht und Tongern feilzubieten. Der ungewöhnlich warme Herbst begünstigte diese neue Tracht so sehr, daß der Tauschhandel den Dorfleuten zum größten Vortheil gereichte. Die Beziehungen mit den Zwergen, welche man „Sottins" nannte, wurden dadurch immer vertraulicher, besonders mit den Kindern, in welche die Zwerge förmlich vernarrt schienen. Sobald die Schule aus war, liefen die Kleinen zu den Zwergen, denen sie Haselnüsse brachten. Die Zwerge balgten und wälzten sich mit ihnen auf dem Rasen herum und lehrten sie Stroh flechten und Puppenhütchen nähen. Die Bauern sahen deshalb die Sottins auch sehr gern und versorgten sie im Ueberfluß.

Es war nun bald ein Jahr, daß die Zwerge sich in der Gegend niedergelassen hatten. Der reifende Weizen bedeckte wieder die Felder. Aber Meister Fraikin und le vî Capitaine konnten sich an der Aussicht auf die reiche Ernte nicht erfreuen. Wenn sie nun wieder den Zwergen zum Raub wurde? So oft sie die haarigen Männchen erblickten, juckte es sie, dem Oberhaupt der Sottins den Hirnschädel einzuschlagen — hätten sie sich nur getraut! Doch die andern Bauern, die noch nie etwas von den Zwergen zu leiden hatten, dachten an keine Gefahr für ihre Ernte, sondern nur an den vortheilhaften Strohhuthandel, und so behielten Meister

Fraikin und le vî Capitaine ihre Besorgnisse, sowie ihren Ingrimm gegen die allgemein geliebten Sottins wohlweislich für sich.

Der Erstere kehrte eines Sonntags im Juli nach Tische traurig von seinem Acker heim. Sein Weizen war ihm noch nie so prächtig vorgekommen, und noch nie hatte er die Furcht vor den räuberischen Sottins so quälend empfunden. Das Haupt auf die Brust gesenkt, quälte er sich vergebens ab, um einen Ausweg zu ersinnen, als eine rauhe Stimme ihn aus seinem Nachdenken aufschreckte.

„Hé, parîn!*) Ihr schleicht ja, mille blû!**) als ginge es nach einem Sterbehause!“ rief le vî Capitaine, der auf seinem Felde stand. „Seht 'mal den Weizen hier an,“ fuhr le vî Capitaine fort. „Und wenn man daran denkt, daß die verfluchten Sottins jeden Tag d'rüber kommen können! Gott gebe doch, daß ihnen der Teufel vorher sammt und sonders das Genick breche! Mille blû! das soll und das muß ein Ende nehmen.“

Meister Fraikin legte ängstlich den Finger auf die Lippen und flüsterte: „St! schweigt doch, wenn Euer Leben Euch lieb ist! Wenn sie Euch nun hörten!“

„Wer? die Zwerge?“ fragte le vî Capitaine, den Mund höhnisch verziehend. „Fürchtet Ihr Euch, nos pauv 'mais,***) so geht ruhig Eures Weges und laßt Euch plündern und so kurz und kahl scheeren wie Nachbars Schafe, armer Schelm! Ich will es nun 'mal versuchen, wie weit die Macht dieser verwünschten Schelme geht.“

---

*) Parin, Verwandter. Häufig redet man auch Freunde so an.
**) Mille blû! mille bleus! der Tausend!
***) Unser armer Meister.

Meister Fraikin fühlte, daß diese spottenden Worte ein Fünkchen Muth in seiner Seele anfachten.

„Tod ist Tod," dachte er; „ob man nun durch diese gespenstischen Wesen oder durch Hunger und Mangel umkommt." Und er befragte le vî Capitaine über seine Entwürfe gegen ihre gemeinschaftlichen Feinde.

Le vî Capitaine entwickelte ihm während des Nachhausegehens weitläufig seinen Plan, doch Meister Fraikin schüttelte ungläubig das Haupt und sprach: „wer wird das thun wollen, nos Capitaine? Viele fürchten die Sottins, und die Uebrigen sind ihnen gewogen."

„Wir werden sehen," antwortete le vî Capitaine und trat gerade gegenüber der Kirche, das Haupt hochmüthig aufwerfend, in das Haus von le jaûn Capitaine.

Eine Woche war seit diesem Gespräch verflossen, es war Sonntag und die Abendglocke hatte geläutet, da herrschte ein lebendiges Treiben auf dem Platze vor dem Hause von le jaûn Capitaine. In der ungewissen Dunkelheit der Sommernacht, konnte man eine große Anzahl junger Leute erkennen, welche sich, geheimnißvoll flüsternd, wie Schatten durcheinander trieben und Reisigbündel oder Strohbunde trugen. In ihrer Mitte unterschied man deutlich le vî Capitaine, der bald an Den, bald an Jenen kurze Worte richtete. „Glaubt mir," konnte man ihn leise sagen hören, „die Zwerge besitzen keine übernatürliche Macht. Vielleicht morgen schon müßte Eures Vaters Ernte daran, Mathieu. Wie, Arnold, ein Mann wie Ihr, sollte sich wie ein altes Weib fürchten? Kein Geräusch. Sie sollen sich nicht flüchten, man muß sie vernichten, aus-

rotten, dieses verwünschte Geschlecht. Altes Weibergeschwätz, Staes; glaubt an keine Spukgeschichten."

Eine Viertelstunde war verlaufen und die Zahl der Jünglinge bis auf funfzig angewachsen, da trat ein junger kräftiger Mann aus dem Pachthofe. Er war gekleidet wie die übrigen, nur daß er über seinem ledernen Gürtel eine rothe Schürze, in der Hand eine Armbrust und auf dem Rücken einen Köcher mit Pfeilen trug.

„In Rang und Glied!" gebot er.

Die Jünglinge ordneten sich je zu drei und drei; sie schienen es gewohnt.

„Nun still und langsam vorwärts!" Der kleine Trupp setzte sich in Bewegung und schlug den uns bekannten Bergweg ein.

Jetzt war man an die Höhle der Zwerge gekommen. Es war ein feierlicher Augenblick, und ein Schauer überlief die Glieder der Muthigsten, als der junge Kapitain mit gedämpfter Stimme: „an's Werk!" befahl.

Je zu drei und drei langsam vorüberziehend häuften die Jünglinge immer drei Stroh- und drei Reisigbunde übereinander, bis die Höhlung ganz geschlossen war. Was übrig blieb wurde noch daran geworfen. Als Alle vorüber waren, sprach der Befehlshaber: „steckt an!"

Feierlich hallte dieses Wort in dem Hohlweg wieder. Eine Todtenstille herrschte unter den jungen Leuten und machte den Eindruck noch schauerlicher. Dies war nun der Augenblick zur Rache, wenn die Zwerge wirklich einige Macht besaßen.

Auch rührte Niemand sich auf den Befehl des Kapitains, bis endlich der junge Mann, sich nach Jemand umsehend,

der in allen seinen Taschen suchte, ungeduldig ausrief: „Allo dann! mille blû, vi! man sollte denken, Ihr hättet Furcht!“

„Vergessen!“ seufzte le vî Capitaine, der, weil Niemand das Wagstück auf sich nehmen wollte, versprochen hatte, selbst Feuer anzulegen.

Hatte er nun wirklich seinen Feuerstahl vergessen, oder war es eine Furcht, welche ihn im Augenblick, wo es galt, ergriffen hatte? Davon sagt die Legende Nichts, doch gewiß ist es, daß dieser unerwartete Umstand den Muth der Uebrigen niederschlug, und daß Viele sich bereits fragten: ob es nicht besser wäre, das Hasenpanier zu ergreifen?

Der junge Anführer gewahrte diese Entmuthigung und sein Blut kochte vor Zorn.

„Wer hat einen Feuerstein? Er trete vor! Da wir es angefangen, müssen wir es durchsetzen! Ich selbst will es thun.“

Niemand trat vor — die Vordersten drängten sich sogar gegen die Wand des Hohlwegs zurück.

„Verwünschter Alter!“ murrte der Kapitain, „morgen dienen wir der ganzen Gegend zum Spott.“

Er stampfte wüthend auf dem Boden; dumpf hallte der Klang von den Wänden der Schlucht wieder.

Bei diesem Geräusch zeigten die Feigsten bereits den Rücken, doch in diesem Augenblick drängte sich aus den hintersten Gliedern ein Mann vor, brachte Schwamm und Feuerstein zum Vorschein, und schlug Feuer. „Der alte Bock!“ murmelte er dabei, „ich glaub' an keinen Spuk, ich, und habe keine Furcht davor, der Erste zu sein, hört Ihr? Und nun, mit Gottes Gnade!“ Und als der Schwamm zu glimmen begann, steckte er ihn in das unterste Strohbund und

blies ihn mit solcher Kraft an, daß bald eine kleine Flamme zwischen dem Stroh zu knistern begann.

Obwohl Peer, der Knecht, denn er war es, in seiner zwiefachen Eigenschaft als Vlaming und als Knecht keinen Theil von la Jeunesse ausmachte, war er dem nächtlichen Zuge doch als Zuschauer gefolgt. Nach vollbrachtem Heldenstück kehrte er stolz in die Glieder zurück und murmelte: „feige Essigfresser!“

Zu einer andern Zeit hätte Peer diese Worte theuer bezahlen müssen, doch jetzt war Aller Aufmerksamkeit zu sehr durch das sich vorbereitende Schauspiel in Anspruch genommen, als daß man auf Peers höhnende Worte hätte achten sollen. Die Flamme stieg bald hell und spielend in die Höhe und ließ die Schatten der Anwesenden spukartig an den Felsenwänden tanzen, dann schien sie nur mühsam weiterzubrennen und schickte eine dicke Rauchsäule gen Himmel; das war, weil man mit Vorbedacht die obersten Strohbündel naß gemacht hatte. Vier Jünglinge, welche eine große eiserne Platte trugen, traten nun vor und drückten sie mit Gewalt in die Höhlung hinein, indem sie dieselbe etwa wie einen Ofen mit seiner Thür schlossen, so daß der ganze Rauch in das Innere dringen mußte.

Bald erschallte ein furchtbares Geheul in den Tiefen der Höhle, dann verklang es in der Entfernung, und endlich war Alles todtstill. Die Menge stand lange schweigend und mit klopfendem Herzen, als erwartete sie ein Wunder, doch das Feuer brannte nieder, und man hörte Nichts.

„Hab' ich es nicht gesagt?“ jauchzte le vî Capitaine voll Stolz, „sie werden genug davon haben.“

Man warf noch einige Bunde Stroh auf das noch glim-

mende Feuer und dann kehrte mit dem anbrechenden Morgen, über ihren nächtlichen Zug sprechend und gespannt auf den Ausgang, **la Jeunesse** nach Hause zurück.

Seit dieser Zeit hat man keine „Kabautermännchen"*) mehr in der Gegend gesehen. Etwa zehn Tage nach ihrem Verschwinden wagten es einige der muthigsten Jünglinge, die Wohnung der Sottins zu untersuchen, um zu sehen, was aus ihnen geworden sein könnte. Gut bewaffnet und mit Laternen versehen, drang man vorsichtig in die Höhle ein. In einer Tiefe von ungefähr funfzig Fuß fand man die Leiche eines Zwerges, die sich wenig von der eines sehr kleinen Menschen unterschied. Vielleicht war er im Schlaf vom Tod überrascht worden, denn sie zweifelten keineswegs daran, daß alle Zwerge erstickt wären. Kaum waren sie an zwanzig Schritte weiter gekommen, so stießen sie sämmtlich einen Schrei der Verwunderung aus. Sie befanden sich in einem geräumigen runden Saal; Sitzbänke waren in den Stein gehauen und regelmäßig geformte Steinblöcke als Tafeln davor aufgestellt, das Ganze war wie eine schöne Wohnung eingerichtet. Man gewahrte jedoch nirgends Leichen von Zwergen, man sah nur, daß die große Grotte sich am fernsten Ende in vier oder fünf kleinere theilte. Nach einigem Zögern beschloß man diesen Ausgängen nachzuspüren, doch sie liefen bald in unregelmäßige Kammern aus, die gleich dem großen Saal in den Fels gehauen waren. Ein Gang jedoch schien weiter zu führen, der gute Ausschlag ihrer Nachforschungen hatte den Untersuchenden Muth gegeben, sie gingen unverdrossen vorwärts. Aber nachdem sie eine

*) **Kabautermanneken**, Name der Zwerge.

Viertelstunde lang gewandert waren und noch immer unergründliche Finsterniß vor sich hatten, begannen sie zu rathschlagen, ob sie nicht lieber umkehren sollten, als Peer der Knecht, der wieder dabei war, plötzlich mit Freuden ausrief: „seh' ich dort unten kein Licht?"

In der That schien ganz in der Ferne ein lichter Punkt unsern Spähern entgegenzustrahlen. Dieses gab ihnen neuen Muth, je weiter sie gingen, desto deutlicher wurde das Licht, bald sahen sie eine Oeffnung, und eine Sekunde später standen sie abermals in einem Bergweg und abermals unter freiem Himmel.

„Wo mögen wir sein?" fragte Einer.

„Mein Gott, ich dachte, wir wären schon zu Tongern, und wir sind in dem Weg nach Rucklingen!" sagte Peer, und nach einigen Schritten sahen sie wirklich die Strohdächer des Dorfes zwischen dem Laube der Bäume aus der Tiefe aufsteigen.

„Wohl, die Schelme!" sagte Peer, „sie hatten sich vorgesehn, sie haben sich geflüchtet, wir werden bald von ihnen hören."

Trotz der Voraussagung des Knechtes hat man nie wieder von den Zwergen gehört. Die Beetsinger waren über die Vertreibung derselben äußerst mißvergnügt. Man begrub den erstickten Zwerg mit großem Gepränge; ob man ihn oder die schönen Strohhüte mehr bedauerte, läßt sich nicht sagen. Aber gewiß ist es, daß man sehr erbittert auf la Jeunesse war, daß diese, um sich zu entschuldigen, Alles auf die Aufreizungen von Meister Fraikin und le vî Capitaine schob, und daß diese beiden Bauern im Munde des Volkes bald zu Un-

terdrückern und Mördern wurden. Peer der Knecht dagegen hatte sich durch sein muthiges Betragen einen hohen Grad in der Achtung der Beetsinger Jugend erworben, einen Platz, auf welchem er sich durch seine kräftigen Fäuste zu behaupten wußte.

Und die Strohindustrie ging glücklicher Weise mit dem Verschwinden der Zwerge nicht ganz zu Grabe. Die Kinder fuhren fort, Stroh zu flechten und Hüte zu machen, allmälig wurde dieser Erwerbszweig immer mehr ausgebildet, und jetzt ist er dermaßen verbreitet, daß mehr als zwanzigtausend Menschen sich durch ihn ernähren.

Een Koning in de Kempen. Antwerpen 1854.
Herinneringen of myne Kempische reistogtjes. Antwerpen.
Verhalen. Antwerpen.
Vlaemsche beweging. Bediedenis, doel, invloed, toekomst. Gent 1856.
Belgie onder Maria Theresia. Antwerpen 1858.

Van Ryswyck (Jan Baptiste), geboren den 13. September 1818 zu Antwerpen. Seine Mutter ist Maria Elisabeth Van Dyck, sein Vater Johannes Cornelis, ein dichterisch-bürgerlicher Patriarch, der lauter Sänger zu Söhnen hat. Jan ist sein zweiter Sohn, seit dem 21. April 1852 mit Isabella Dymphna Tielemans verheirathet, seit September 1857 Herausgeber eines liberalen Tagblattes „Das Grundgesetz.“ In diesem ließ er, als es zuerst bekannt wurde, daß ich die Biographieen der vlämischen Schriftsteller zu sammeln wünsche, folgende Strophen erscheinen:

Meine Biographie.

An Mevrouw*) die Baronin von Reinsberg, geborne von Düringsfeld.**)

Wie denn, Mevrouw, Ihr wollt mich übersetzen?
Bin dieser Mühe würdig ich?
Ich fürchte, was ich schreibe, eignet sich
Nicht dazu, Fremde zu ergötzen.
Ich dank' Euch dennoch für die Ehr',
Und was Ihr sonst noch wünscht aus meinem Leben,
Das will ich Euch in wenig Worten geben —
Setzt Euch ein Augenblickchen her.

Von Kindheit auf war ich ein armer Schlucker,
Und sauer ward dem Vater unser Brod,
Und hatten wir auch daran keine Noth,
Fehlt's um so öfter doch an Milch und Zucker.
Doch Gott sah mild auf uns herab,
Er weiß der Armuth Fleiß zu lohnen,
Und gab er uns auch niemals Millionen,
Was that's, da er Zufriedenheit uns gab?

Die Mutter sang so lieb an unsern Wiegen,
Die jungen Herzen tranken diesen Sang,
Der so voll Wahrheit und so lieblich klang —
Die Mutter kann ihr Kind doch nicht betrügen!
Wir alle wurden langsam groß,
Und in den winterlichen Abendkreisen
War's nun der Vater, der mit süßen Weisen,
Das Gift in unsern Busen goß.

---

*) Mevrouw, Titel, mit welchem man die Frauen von Adel anredet. Ebenso unübersetzbar wie Mylady.

**) Vlämische Art zu adressiren, auch zu unterzeichnen, wie z. B. Frau Van Ackere, geborene Maria Doolaeghe.

Ach, Poesie, mit zaub'rischen Gewalten
Bethörtet Ihr uns bald durch Euern Reiz,
Und unser Aelt'ster sang bereits*),
Fast eh' er noch das Spiel vermocht zu halten.
Das Volk hing still an seinem Mund,
Das Volk durchklangen seine Lieder,
Hoch stieg sein Stern, dann sank er traurig nieder,
Und wo er stand, war Nichts als dunkler Grund.

Die Saiten, die das Schicksal ihm zerschnitten,
Die knüpfte aneinander meine Hand,
Doch hab' ich mir, wenn ich gleich Töne fand,
Kein Blatt von seinem Lorber noch erstritten.
Mit lahmen Schritten folg' ich auf der Spur,
Auf der mit solcher Kraft er vorgedrungen,
Er hat als Flamme hell sich aufgeschwungen,
Ich werfe wenig Funken nur.

So leb' ich hier, umringt, verkannt von Thoren,
Gehemmt durch ihre Kläglichkeit.
Doch bleib' ich still und harre meiner Zeit,
Und hab' im Sturm noch nie den Muth verloren.
Bald heischt die Erde mein Gebein,
Denn allzukurz ist das elend'ge Leben,
Dann soll, was sie mir nur auf Borg gegeben,
Ihr unverfälscht zurückerstattet sein.

Bin kein Baron, und kann auch keiner werden,
Schätzt Ihr mein adeliges „Van",**)

---

*) Theodor Van Ryswyck.

**) Jan Van Ryswyck irrte in dem Glauben, ich könnte „Van" und „De" im Vlämischen für Vorwörter nehmen, welche den Adel bedeuteten. Es bedurfte nicht ein Mal des vortrefflichen Artikels vom Baron de St. Genois „Ueber den Nutzen der Eigennamen in Bezug auf Literatur und Geschichte" (Taelverbond 1846), um mich

Ich liebe mehr das freundschaftliche Jan,
Ich halt' nicht viel vom Kinderspiel auf Erden.
Auch brauchet wohl Millionen Ihr,
Um, wie man's soll, ein großer Herr zu scheinen,
Und ich, der Brod verdiene für die Meinen,
Was sollte wohl ein Titel mir?

Ich habe eine Frau, zwei liebe Kleinen,
Und komm' ich heim, so nehm ich sie,
Am Ofen sitzend, auf die Knie,
Das will mir als das wahrste Glück erscheinen —
Ja, größer kann kein and'res sein.
Dann lehr' ich sie den Abgott unsrer Tage
Nicht so verehren wie's jetzt allgemein;
Ich sage meinem Sohn: und ständet Ihr allein,
Bleibt wahr! Soll Armuth Euer Schicksal sein,
Bleibt fest — Ihr seht, wie ich das Unglück trage.

Am nächsten Tage brachte das „Grundgesetz", ebenfalls an mich gerichtet, folgendes

Postscriptum.

Ich schrieb Euch gestern von zwei lieben Sprossen,
Doch heute kam ein drittes Kind,
So daß nun drei der Kleinen sind,
Nun wär' es Zeit, die Rechnung würd' geschlossen.
Die Kinder sind ein süßes Spiel,
Und Viele würden theuer es erkaufen,
Allein in lauter Honig zu ersaufen
Das ist sogar des Süßesten zu viel.

Mit diesem Postscriptum schloß Jan Van Ryswyck seine

---

darüber zu belehren, daß „Van" den Ort der Herkunft bezeichnet, folglich Van Ryswyck „Aus Ryswyck" heißt, wie „De" ganz einfach der Artikel, also z. B. De Cort „Der Kurze" ist.

Beiträge zu meinem Buche; eine vernünftige Biographie von ihm herauszubekommen war nicht möglich. Als ich ihn persönlich darum ersuchte, hielt er mir im Antwerpner Volksdialekt eine sehr lange Rede, von der ich auch nicht ein Wort verstand. Die Herren, welche mich begleiteten, verdolmetschten sie mir nachher, und so erfuhr ich denn, daß Jan Van Ryswyck seine Biographie nicht eher liefern könne, bevor er nicht gleich Josua die Sonne anzuhalten vermöge. Das konnte denn doch etwas zu lange währen, und so blieb mir Nichts übrig, als auch ein Mal eine Biographie in Versen zu geben, welche nebenbei den Verfasser als Menschen vollständig malt. Als Dichter hat Jan Van Ryswyck politische und lockere Lieder und religiöse Dichtungen geliefert. Die lockeren Lieder dürften ihm am eigensten sein. In dem politischen ist du gros sel et du gros bon sens; vielleicht wird darum Jan Van Ryswyck von seinen Freunden mit Vorliebe „der Volksdichter" genannt. In demselben Sinn und in derselben Art schreibt er auch die Artikel in dem „Grundgesetz." Von seinen religiösen Dichtungen theil' ich aus dem Bande „Das Wort Gottes" einige Stellen mit. Ein vollständiges Gedicht mitzutheilen, ist der Länge wegen unmöglich.

Du sollst den Feiertag heiligen.

Wie hell läßt an des Himmels Gränzen
Die Sonne ihren Purpur glänzen,
Wie herrlich steigt sie auf im flammenden Gewand!
Es flieht die Nacht, die zwischen Träumen waltet,
Sie hat ihr dunkles Kleid gefaltet,
Als kaum das erste Licht entbrannt.

Mit ungewohnter Pracht umgeben
Sieht man die Sonne höher schweben,
Bald wird von ihrem Glanz der ganze Raum erhellt.
Ein Meer von Licht ist um sie her entglommen,
Denn seht, der Sabbat ist gekommen,
Der Ruhetag der ganzen Welt.

Es soll kein Pferd im Pfluge lechzen,
Kein Sklav' soll in den Minen ächzen,
Kein Reicher finde heut zum Schätzezählen Zeit;
Kein Tropfen Arbeitsschweiß wird ungestraft vergossen.
Es werde Ruh von Klein und Groß genossen,
Es ist heut Ruhe für die Christenheit.

Ehre Vater und Mutter, auf daß du lange lebest auf Erden.

Kommt, folgt mir an den Strand vom Ocean,
Der in Unendlichkeit dahingegossen —
Wo ruht der Blick, wo trifft er Gränzen an?
Liegt nicht das All' vor Euerm Aug' erschlossen?

So unermeßlich groß, so endlos weit
Ist auch die Zärtlichkeit, womit sie wachen
Die Mütter, daß ihr liebes Kind kein Leid
Erreichen könne und es weinen machen.

Kennt Ihr die Zahl der Körner auf dem Strand,
An welchem sich die Wellen überschlagen?
Versucht's und zählt den goldnen Ufersand,
Ein Engel selbst kann nicht „wie Viel" Euch sagen.

So viel Mal fühlt der Vater tief entzückt
Das Herz in seinem starken Busen schlagen,
An welchen er sein Kind, sein Söhnchen drückt,
Das ihm vergönnt ist auf dem Arm zu tragen.

Lykrede uitgesproken by het graf van den weledel hooggeboren heere den heer Eduard Joseph Geelhand, overleden te Antwerpen den 18 october 1849. Antwerpen 1849.

Wandeling in onze Expositie. Antwerpen 1849.

Opwekking tot Liefdadigheid, uitgegeven ten voordeele der noodlydenden. Antwerpen 1850.

De Antwerpsche Longchamps. Hekeldicht, voorgelezen op het letter- en toonkundig feest gegeven door de rederykkamer de Olyftak, op 26 mai 1850. Antwerpen 1850.
Van Dyck in verlof. Hekelverzen op het letter- en toonkundig feest gegeven ten voordeele van behoeftige huisgezinnen, den 19 van oogst 1850. Antwerpen 1850.
Volkslust, of hekel en luim. Antwerpen 1851.
Het woord Gods in tien zangen, of dichterlyke bespiegelingen op de tafelen Mozes. Antwerpen 1855.
Eene hemelhistorie. Antwerpen 1855.
Mengelpoëzy. Antwerpen 1855.
Einzelne Gedichte in Taelverbond, Almanak voor Jan en Alleman.

Van Ryswyck (Johan Theodor) populair Door, geboren zu Antwerpen den 8. Juli 1811, der älteste und bedeutendste von den Söhnen des alten Johann Cornelis, dürfte leicht die bekannteste und volksthümlichste Dichterpersönlichkeit sein, welche es unter den Antwerpner Vlamingen noch gegeben hat. Heremans ist der Ansicht, daß seine „Eigenartigen Erzählungen“ als das erste wirklich originelle und nationale Werk in der neuen vlämischen Literatur betrachtet werden können. Er hat durch sie auf seine Altersgenossen ebenso gewirkt, wie späterhin Conscience durch den „Löwen von Vlandern“ auf die Dichter und Schriftsteller der zweiten Periode. Als Door Kind war, hatte die erste noch nicht begonnen, und es war in den Werken der großen Holländer, daß er die Dichtkunst kennen und lieben lernte. Sein besonderes Vergnügen fand er an Vater Cats, dem Spruchdichter der Niederländer. Wenn er unartig war und ohne Grund schrie, so brachte „groote Cats,“ wie er die Ausgabe in Folio mit Bildern von Cats Gedichten in seiner noch unvollkommenen Sprache zu nennen pflegte, allein ihn zur Ruhe. Sleeckx, welcher ein Knabe war, als Door schon zum Jüngling reifte, erzählte mir, daß er Door unaufhörlich um Bücher geplagt und dieser ihm endlich Vondel, Bilderdyck und Helmers in die Hände gesteckt und dabei ausgerufen habe: „nun, da les't! Versteht Ihr

das nun?" Sleeckx mußte nach einigen Versuchen demüthig bekennen, daß diese Dichter wirklich noch unverständlich für ihn wären, und nun versuchte Door ihm ihre Schönheiten durch Deklamation und Begeisterungsausrufe begreiflich zu machen. Die Verehrung vor diesen Dichtern seiner Knabenzeit blieb bei Door sein ganzes Leben hindurch unvermindert — er pflegte mit bedenklichem Kopfschütteln öfters zu äußern: „dergleichen können wir nie hervorbringen." Dagegen war seine Meinung über seine „Kunstbrüder" im Allgemeinen eine sehr wenig schmeichelhafte.

Seine eigene dichterische Begabung wurde durchaus nicht frühzeitig anerkannt oder auch nur geahnt. Sein Vater bestimmte ihn Anfangs zum Bildhauer, aber anstatt zu modelliren, stiftete er in dem Atelier seines Lehrers, des originellen Van der Neer, eine förmliche Meuterei an, welche mit seiner Ausweisung endigte. Bei dem Dekorationsmaler Altenrath, wohin der Vater ihn jetzt that, ging es nicht besser. Er spielte seinem Lehrer sowohl wie seinen Mitschülern Streiche. Der Vater suchte abermals und fand zuerst einen Platz als Unterlehrer „an einem Pulte, wo er selbst wenige Jahre zuvor gesessen hatte," bald darauf eine Schreiberstelle beim Leihamt, oder wie die Vlamingen wörtlich nach dem Französischen übersetzen, beim „Berg der Barmherzigkeit." Nun glaubte man Door endlich untergebracht, da brach die Revolution aus. Am 26. Oktober war der entscheidende Tag für Antwerpen. Door, der natürlich als Neugieriger dabei sein mußte, war Abends um acht noch nicht zu Hause. Die Familie wartete in Todesangst bis Mitternacht. Da tritt er endlich ein, er hat einen großen Säbel, ein Gewehr, er hat mitgekämpft, er ist nicht länger Holländer. Der Vater, der seinen Sohn wohl kennen mochte, wollte durchaus Nichts von dessen militairischer Bestimmung wissen und behielt ein wachsames Auge auf ihn. Door aber war auf Heldenthum versessen und entlief mit drei Gefährten dem elterlichen Hause, um kurze Zeit nachher bei der „sogenannten Schlacht von Löwen" mit sämmtlichen Frei-

willigen davonzulaufen, als er fand, „daß man mit Kugeln schoß.“

Trotz dieser ersten keineswegs glänzenden Erfahrung trat Door in das dritte Jägerregiment ein. Aber was er für einen Soldaten abgab, das dürfte in einer wirklich disciplinirten Armee geradezu unglaublich erscheinen. Die ersten Versuche seines Talents bestanden in Spottliedern gegen seine Vorgesetzten. Bisweilen wurden diese Ergießungen seines „unzähmbaren Unabhängigkeitsgefühles“ beim Exerciren oder bei der Austheilung der Löhnung im Chor gesungen, und Door wurde eingesteckt. Dasselbe widerfuhr ihm, wenn er, was nicht selten geschah, bei einer großen Parade liederlich angezogen, ohne Waffen und mit einer Polizeimütze auf dem Kopf erschien. Man weiß, daß die Mechelner den Spottnamen „Mondlöscher“ führen, weil sie einst, als der Mond hell auf den Thurm von St. Rombaut schien, herbeirannten, um den Brand zu löschen. Door kam nach Mecheln, von dem Augenblick an sangen die Soldaten in den Herbergen Spottlieder auf die „Mondlöscher.“ Wer hatte die Spottlieder gemacht, welche fortwährend Veranlassung zu Schlägereien zwischen Bürgern und Soldaten gaben? Door. Door wurde eingesteckt. Kam bei einer Musterung aus seinem Tornister Nichts zum Vorschein als Bilderdyk, Tollens oder Helmers, wurde er ebenfalls eingesteckt; blieb er in Gheel, wo er sich besonders heimisch eingerichtet hatte, rauchend und schwatzend am Heerde sitzen und vergaß darüber das Exerciren, kam er nicht zum Appell, weil er den Schuljungen ihre Arbeiten durchsah, wurde er abermals eingesteckt. Genug, einen großen Theil seiner Dienstzeit brachte Door im Arrest zu.

Dabei gewann er sich die Herzen. Ein Dorfpastor wollte ihm durchaus Latein lehren, um ihn dann als Küster zu behalten. Der General selbst glaubte, daß in dem Menschen trotz aller Tollheit etwas stecken dürfte und ließ ihn kommen, um ihn zu fragen, was er für ihn thun könne. Door hatte seine Antwort ganz fertig. „Ach, General, laßt mich nach

Hause gehen," bat er, und nach Hause kam er und wieder als Schreiber an den „Berg der Barmherzigkeit."

Bereits 1834 hatte er sich in dem Preiskampf versucht, welchen die Regierung zur Feier von Belgiens Unabhängigkeit ausgeschrieben hatte, doch nicht mit Glück: er war Ledegand und Blieck nicht gewachsen. 1835 erschien zum ersten Male ein Gedicht von ihm „der Winter" gedruckt, und zwar im niederdeutschen Jahrbüchlein, und von demselben Jahr ist eine Dichtung zur silbernen Hochzeit seiner Eltern.

Was ich jetzt erzählen werde, ist mir mündlich mitgetheilt worden und in keiner der Biographieen Doors zu finden. Es soll ihm nämlich ein Gönner eine ziemlich bedeutende Pension ausgesetzt haben, damit er sowohl sein eigenes Talent ausbilden, wie einen Kreis anderer Talente um sich her versammeln und zum Arbeiten anspornen möge. Solches geschah, ich glaube, in dem Estaminet „das Pferdchen," wo „die Freunde der Muttersprache" durch Doors blitzende Einfälle bis Mitternacht vereinigt und festgehalten wurden. Der „Oelzweig" wurde hier gestiftet, Conscience fehlte nicht. Der reiche Gönner scheint jedoch mit dem Gang, welchen die Sache nahm, nicht zufrieden gewesen zu sein, denn nach etwa drei Jahren hörte die Pension auf, und Door, sah sich noch, dazu verheirathet, wieder blos auf die 800 Franken angewiesen, welche er als Schreiber beim Leihamt erhielt.

Seine Hochzeit, welche am 30. Oktober 1839 stattfand, war so wunderlich, wie Alles, was Door anfing. „Die Gäste," sagt Van Kerckhoven in der Biographie, welche der Gesammtausgabe von Doors Dichtungen vorausgeht, „bestanden nur aus literarischen Freunden, und die einzige Frau, welche sich unter ihnen befand, war die Braut, Susanna Mattheesens. Nach dem Endigen des Hochzeitsfestes verließ das Brautpaar, dem fast allgemeinen Gebrauch folgend, die Stadt. Wir sahen den Freund mit seiner Gattin in dem rauhen Oktoberwetter bei heftiger Kälte in ein offenes Wägelchen steigen und fortfahren. Er fuhr nach Lier, drei Stun-

den von Antwerpen. Dort angekommen, stieg er bei dem Militairhospitale ab, ließ sich dort die Todtenkammer oder die Todtenscheuer aufschließen, führte seine junge Frau hinein und rief aus: „hier ist's geschehen."

Was da geschehen war, muß ich gedrängter mittheilen, als Van Kerckhoven es thut. Door hatte in Lier gestanden, als 1832 die Cholera ausbrach. Einer leichten Unpäßlichkeit wegen in das Hospital gebracht, wo täglich Cholerakranke starben, brannte er vor Neugier, einen zu sehen. In den Krankensaal wurde er aus Furcht, er könnte sich anstecken, nicht zugelassen, aber einer der Aufseher ließ ihn durch ein Schiebfensterchen in der Thür in die Todtenscheuer sehen, wo ein an der Cholera gestorbener Soldat als blauschwarze Leiche lag. Eine Stunde später hatte Door die Cholera, und wenige Stunden später war er in Todesgefahr. Ein Freund benachrichtigte seine Eltern, am nächsten Tage war die Mutter in Lier. Theodor lag bereits da, wo er so kurze Zeit vorher seinen Kameraden gesehen hatte, in der Todtenscheuer. Noch ein Mal den Sohn sehen, das war das Flehen der Mutter. Ihren Bitten konnte nicht widerstanden werden, die Leichenkammer wurde aufgeschlossen, die Mutter warf sich weinend auf den Sohn, und Door stand auf, oder erwachte doch wenigstens aus dem anscheinenden Todesschlaf, in welchen er durch eine allzukräftige Dosis Opium versenkt worden war. Und die Erinnerung an diese Begebenheit sollte seine junge Frau an ihrem Hochzeitstage mit ihm theilen.

„Van Ryswyck war nicht unglücklich in der Ehe," sagt Van Kerckhoven weiter, „er hatte Gattin und Kinder herzlich lieb." Gewiß war es so, Door war nach allen Zeugnissen ein weiches gutes Herz, aber dennoch konnte die Ehe kein Glück für ihn werden, denn was die Engländer einen „häuslichen Charakter" nennen, das war er nicht und konnte es auch seiner Eigenthümlichkeit nach nicht sein. Er konnte nur genießen und verzehren, nicht erwerben und sparen. Er war „der Vogel auf dem Zweig," dabei durch jene drei Jahre

an eine Existenz gewöhnt, wie er sie bedurfte, an einen sorglosen heitern Herbergsverkehr in lustiger geistvoller Gesellschaft. Das konnte er theilweise auch später haben; „er kam, wenn er von Hause fortging," sagt Sleeckx in einer handschriftlichen Mittheilung, „nicht bis an die Ecke der Straße, ohne den oder jenen Freund angetroffen zu haben, der ihn mit sich nahm und bewirthete. Ein Jeder suchte seine Gesellschaft, denn er war der witzigste Junge unter der Sonne und konnte eine Gesellschaft Stunden lang in lautem Lachen erhalten." - Es fehlte ihm also nicht an Gelegenheit, seinen Neigungen nachzuleben, aber ob es für ihn ein Glück war? Er gewöhnte und verwöhnte sich mehr und mehr an das Leben, welches außerhalb des Hauses lag, um so mehr, da die Verhältnisse innerhalb des Hauses mit dem Zunehmen der Familienbedürfnisse immer enger und bedrückender wurden, und so kam er immer rascher auf dem Wege vorwärts, der ihn an ein so trauriges Ziel führen sollte.

Vielleicht entsprang seine große Reizbarkeit gegen die Kritik auch aus dieser allgemeinen Stimmung. Gewiß ist es, daß es keinen Dichter kitzlicher als ihn gab. Er konnte es durchaus nicht überwinden, daß man ihm, der als politischer Tagessänger mehr und mehr beliebt wurde, die Begabung zu ernsteren und größeren Dichtungen absprach. Dennoch hatte die Kritik darin vollkommen Recht, sein Gebiet war ihm eng und scharf abgesteckt. Die Paraphrase des Vaterunsers, Eppenstein, selbst seine Balladen lassen gänzlich kalt. Ueberhaupt dürfte Door, wenn erst seine Zeitgenossen ausgestorben sind, wenig mehr gelesen werden und erst später wieder als ein poetischer Dolmetscher der ersten vlämischen Entwicklungsperiode historisch zur Geltung kommen. Selbst jetzt schon sagt Heremans sehr richtig von seinen „Politischen Refereinen," unter welchem Titel er 1844 seine Tageslieder gesammelt herausgab, daß sie außerhalb Belgiens ohne Commentar nicht verstanden werden können. Ich setze hinzu, daß sie selbst mit einem Commentar kein Interesse erwecken können. Deshalb theile

ich keines mit, nehme überhaupt nur ein Lied von Door. Es ist hinreichend, um seine Art kennen zu lehren, und liefert überdies, wie Heremans sagt, ein getreues Bild seiner selbst, als

Der arme Leiermann.

Brave Leute, hört mich singen,
Bin ein armer Leiermann,
Der kein ander Handwerk kann,
Und geboren ward zum Singen.
Wohl begriff ich es schon lang,
Daß vom Glück ich ausgeschlossen,
Doch das Schicksal hatt's beschlossen,
Daß mir werde der Gesang.

Seit der Kindheit frühsten Zeiten
Saß ich froh und sorgenlos
Mit der Leier in dem Schooß,
Rührte kräftig alle Saiten;
Wenn's der Schlechtigkeit gelang,
Mit Erfolg mich zu verhöhnen,
Stimmt' ich in erhabnen Tönen
An den mächtigen Gesang.

Was mir immer dafür werde,
Ander Ziel und andern Drang
Als den vaterländ'schen Sang
Hatt' ich niemals auf der Erde.
Heucheln lehrte mich kein Zwang,
Selbst kein Gold kann mich bewegen,
Denn besitz' ich kein Vermögen,
Ich besitze den Gesang.

Nie will ich das Schicksal fragen:
„Was verfolgst du mich so sehr?

Was bedrückst du mich so schwer?"
Das Gebotne kann ich tragen.
Stürme machen mir nicht bang,
Ketten können mich nicht binden,
Ruh' und Freiheit kann ich finden
In der Gabe vom Gesang.

Hab' ein Weib und hab' drei Kleine,
Niedrig ist mein Haus und klein,
Schmale Bissen müssen sein,
So für mich wie für die Meinen;
Aber meiner Saiten Klang
Gäb' ich dennoch nimmer, nimmer,
Nicht für Schätze, nicht für Schimmer,
Denn mein Leben ist im Sang.

Sollten einst, wo Frohe singen,
Wenn ich, armer Leiermann,
Selber nicht mehr singen kann,
Meine Lieder noch erklingen,
Dann soll bei der Becher Klang,
Die von goldnem Weine blinken
Ein Mal auch auf ihn man trinken,
Der so viele Lieder sang.

Die Zeit, wo „der arme Leiermann nicht mehr singen konnte," kam bald. Der beklagenswerthe Dichter bedurfte immer stärkerer Reizmittel, die seine Gesundheit mehr und mehr zerrütteten und zugleich seinen Geist schwächten. Er selbst fühlte das. „Da hab' ich einige meiner Gedichte überlesen," sagte er einst zu Bleeschhouwer, „und ich kann nicht begreifen, wo ich alle die Gedanken herbekommen habe." Der Arzt hatte ihm gerathen, den Kopf jeden Morgen unter die Plumpe zu stehen und so eine Art Douche zu nehmen. Er that's, sagte aber zugleich: „ich spüre keine Besserung davon."

Eine Besserung wäre nur durch ein regelmäßiges Leben

zu erzielen gewesen. Ein Mal schien Hoffnung zu dieser Möglichkeit vorhanden zu sein, indem ein Freund es über sich genommen hatte, mit dem Kranken täglich einige Stunden spazieren zu gehen, ohne ihn dabei in die Versuchung zum Genuß starker Getränke kommen zu lassen. Während einiger Monate besserte sein Zustand sich merklich, dann sank er allmählich wieder in seinen früheren zurück. Dem Freund war das räthselhaft, und er beschloß eines Abends, nachdem er Door zurückgebracht, in der Straße ein wenig zu warten. Er hatte das noch kaum einige Minuten gethan, als er den Beklagenswerthen das Haus von Neuem verlassen und sich geradeweges in ein Estaminet begeben sah, wo sein erstes Wort ein Ruf nach Genever war. Er war nicht mehr zu retten. Es wurde nöthig, ihn in ein Irrenhaus zu bringen. Die Mitglieder des „Oelzweiges" thaten sich zusammen, und durch ihre Hülfe und die der beiden ausgezeichneten Bildhauer Joseph und Jan-Baptist De Cuyper, mit welchen zusammen Door einst im Atelier von Meister Van der Neer Meuterei gespielt hatte, wurde er in die Heilanstalt der Alexianen zu Lier gebracht. Van Kerckhoven schildert den letzten Besuch, welchen er mit Joseph De Cuyper dort abstattete. Im warmen Zimmer am Ofen saß der Unglückliche vor Frost zitternd, das Gesicht mit dem Taschentuche bedeckt, wimmernd und weinend. Die Besucher wandten Alles an, um ihn zu trösten, er schien sie einen Augenblick lang zu erkennen, doch im nächsten schon hatte er sich das Gesicht wieder verhüllt und sein stöhnendes Weinen wieder begonnen. Dann sprach er, und in seinen stammelnden unsichern Worten war noch etwas von seiner poetischen Kraft. Bald indessen verstummte er gänzlich, und wenige Tage darauf starb er zu Antwerpen den 7. Mai 1849. Wohl hatte er Recht, als er in einem seiner letzten lichten Augenblicke wehmüthig sagte: „Gott hat jedem Menschen einen Schutzengel gegeben, doch ich hätte ihrer wohl zwei nöthig gehabt."

Sein Begräbniß war feierlich, und noch immer ziehen

an seinem Todestage Freunde und Anhänger zu seinem Grabe. Der „Oelzweig" gab 1853 seine gesammelten Werke heraus, wozu Michael Verzwyfelt ein schönes Portrait stach. Einen wahren Kultus scheint sein ältester Sohn Edward, geboren zu Antwerpen den 13. Januar 1840, ihm gewidmet zu haben.

In dem ersten Jahrgang des kleinen Almanachs „der Volksfreund," welchen die „Van Maerlantssöhne" herausgaben, legte der Sohn folgendes Gelübde auf dem Grabe des Vaters ab:

O Vater, mir zu früh genommen,
Wie tief verstandest du die Kunst!
Du bist so hoch, so hoch gekommen,
O gäb' mir Gott die gleiche Gunst!
Könnt' ich zu deiner Leier singen,
Die mir so heilig und so werth,
So zu des Volkes Herzen bringen,
Dann wär' mein Loos des Neides werth.

Dann dürft' auch ich zu kämpfen wagen
Im Sang mit leisem, lindem Ton,
Nach keinem Lorbeer wollt' ich fragen,
Nichts sein, als nur dein würd'ger Sohn.
Ich weiß, du littest viel auf Erden,
Allein die Dichtkunst ist's auch werth,
Dein Vorbild soll mein Leitstern werden,
Denn vorgethan ist nachgelehrt.

Eigenaerdige verhalen. Antwerpen 1837.
Gedicht aen myne zuster. Antwerpen 1838.
Het huwelyk, dichtstuck. Antwerpen 1839.
Eppenstein, eene berymde legende. Antwerpen 1840.
Antigonus, of de volksklagten. Antwerpen 1841.
Poëtische luimen. Antwerpen 1842.
Dichterlyke bespiegeling op het Onze Vader. Antwerpen 1842.
2e. Uitgave. Antwerpen 1843.

Rubens en van Dyck, of de reis naer Itaelje. Eene brabantsche volksvertelling. Antwerpen 1842.
Grafschrift voor den hoog edel geboren heere Karel Joseph Geelhand, overleden den 10 october 1842. Een los bladje.
Bediedenis van den Antwerpschen ommegang, aen hare britsche Majesteit Koningin Victoria. Antwerpen 1843.
Zamenspraek tusschen Rubens en eenen burger dezer stad, ter gelegenheid der verplaetsing van het standbeeld op de Groenplaets. Een gedicht voor het volk. Antwerpen 1843.
Balladen. Antwerpen 1843.
Hulde aen de nagedachtenis van Koning Willem den Eersten. Anwerpen 1843.
Ode by het openen de yzeren spoorbaen tusschen Antwerpen en Keulen, den 13 october 1843 gevierd, op last van stads bestuer vervaerdigd. Antwerpen 1843.
By het beschouwen der beeldtenis van den weledel gestrengen heer D. H. baron Chassé, generael der infanterie, naer het leven geschilderd door J. van Rooy, 1844.
Een woord aen het Volk over de voordragt door het ministerie gedaen ter uitvoering van het monopolium of alleenhandel in tabak. Antwerpen 1844.
Politieke refereinen. Antwerpen 1844.
Godgewyde zangen. Antwerpen 1844.
Karel de stoute, Jakob van Artevelde, twee onbekroonde dichtstukken uit de pryskampen van Antwerpen en Gent. Antwerpen 1845.
Volledige werken. Uitgegeven door de Antwerpsche Rederykkamer de Olyftak, met de medewerking van het Taelverbond. Antwerpen 1853.

Van Ryswyck (Lambert Hyazinth), geboren den 30. Mai 1822 zu Antwerpen, der jüngste der Van Ryswycks. Nachdem er bis zu seinem vierzehnten Jahr die Elementarschule besucht, kam er auf die Akademie der Künste, wo er in der Sculptur mehrere Preise erhielt. Dann erlernte er die höhere Goldschmiedkunst, welche er seit seiner den 7. April 1853 stattgefundenen Verheirathung mit Marie Antoinette Bogaerts, als Meister im Großen betreibt. Seine erste Arbeit war der Becher, welcher 1850 durch die Gesellschaft „Für Sprache und Kunst“ Conscience angeboten wurde. Im Oktober 1857

vollendete er eine schöne Monstranz für die Kathedrale seiner Vaterstadt.

„Bert," wie seine Freunde ihn nennen, müßte kein Van Ryswyck sein, wenn er nicht zugleich mit Bechern und Monstranzen auch Verse machen sollte. Folglich hängt er mit der Literatur so gut zusammen, wie mit der Kunst und dem Handwerk, und mit Recht taufte ich ihn den Benvenuto Cellini von Antwerpen. An den ersten Besuch bei ihm denk' ich noch immer mit Vergnügen. Wir zogen an dem schönsten Aprilmorgen mit Conscience, Génard und dem liebenswürdigen Bildhauer Van Arendonck in den hellen, heitern Straßen von Antwerpen umher, um Schriftsteller und Künstler zu überfallen. Bert war unser erstes Opfer. Conscience, der immer bewegliche, lief, um ihn herbeizubringen. Wir warteten auf ihn in einem kühlen dunklen Zimmerchen hinter dem Laden, ich im lederbezogenen Großvaterstuhl. Als er schlicht, freundlich und munter ankam, kletterten wir die hohen engen Treppen zu den ganz alterthümlichen Ateliers hinauf, welche neben dem schmalen grünbewachsenen Hofe lagen. Man sagt mir, Bert habe sie jetzt modernisirt, daran hat er Unrecht gethan, er lieferte mit Haus und Hof, Laden und Atelier, Frau und Kind, wie Alles eben war, das ächteste Bild des reichsstädtischen Bürgers, ein Bild, an welchem man nicht gern etwas verwischt sieht. Die Notizen über ihn ließ ich mir in Dujardins Atelier geben; Génard war der Sekretair, Van Beers der Präsident, und Bert saß und executirte sich. Am Schlusse sagte er: „und vergessen Sie nicht hinzuzufügen, daß ich mein ganzes Leben hindurch das verzogene Kind unsers Herrgotts gewesen bin." Das Wort malt den Mann, der nebenbei Präsident der „Vondelsgesellschaft" und der „Gesellschaft für Sprache und Kunst" gewesen ist und im „Sprachverband," im „Almanach des Willemsfonds" und in dem „Von Allem etwas" geschrieben hat. Die kleine Erzählung, die ich mittheile, erschien in der „Niederdeutschen Uebersicht."

Ein französischer Feldmarschall und ein vlämischer Schmidt.

Durch's Kempenland mit Hufgeschall
In vollem Trab,
Gefolgt von seinem glänzenden Stab,
Ritt einst ein französischer Feldmarschall.

Der stolze Held, der große Mann
Sah Alles mit Verachtung an,
Als wäre Nichts des Ansehn's werth,
Da stolpert plötzlich ihm das Pferd;
Ein unverschämter Kieselstein
Muß mitten auf der Straße sein,
Und wenig fehlt, so lag mit seinem Pferde
Der Feldmarschall auf vlämscher Erde.

Ein Eisen sprang vom Roß entzwei,
Man frägt, wo eine Schmiede sei,
Man hält, es kommt in hellen Haufen
Das ganze Dorf herbeigelaufen;
Es kommen Küsterin und Küster,
Es kommen sieben und mehr Geschwister,
Es kommt der Knecht und der Gard-champêter,
Es kommt der Paul und es kommt der Peter,
Es kommen Pachter und Pachterinnen,
Und selbst der Schulze bleibt nicht d'rinnen.

Der Marschall ruft: „wo bleibt der Schmidt?"
Der Schmidt heraus aus der Schmiede tritt,
Das Haar das hängt ihm lang und dicht
Und wirr um's schwarze Angesicht,
Und auch die Brust, die breit und bloß,
Ist voll von Haar wie das Dach von Moos.
Die Arme trägt er gleichfalls nackt,
An ihren Muskeln ist zu sehen:
Wenn ernstlich einen Thurm er packt,
So bleibt der Thurm gewiß nicht stehen.

Wie angeschmiedet saß die Schürze,
Die rostig seinen Leib umschloß,
So schaut er kühl auf Mann und Roß,
Und: was er soll? frägt er mit Kürze.

Der Marschall sagt: „ein Eisen schmieden,
So wie es für mein Pferd sich paßt,
Und bin ich nicht damit zufrieden,
Verdammter Kerl, wirst du gefaßt.“
Der Schmidt läßt sich's nicht zwei Mal sagen,
Das Eisen sprüht, der Hammer klingt,
Und noch kein Viertel hat's geschlagen,
Als er auch schon sein Eisen bringt.
Er zeigt's dem Feldmarschall und scheint zu fragen:
„Was läßt sich wohl dagegen sagen?“
Der Feldmarschall, der nimmt's, besieht's
Mit höhn'schem Lächeln im Gesicht,
Und faßt das Eisen und biegt's und zieht's,
Bis er es in zwei Stücke bricht.
Die Reiter, die ihm folgen, lachen,
Der Feldmarschall lacht spottend mit,
Er wirft das Eisen zu dem Schmidt,
Und heißt ihn rasch ein zweites machen.
Der Schmidt, der macht sich rüstig d'ran,
Bringt flugs sein zweites Eisen an,
Der Feldmarschall zerbricht es wieder,
Wirft gleichfalls vor dem Schmidt es nieder
Und sieht noch spottender ihn an.
Und über des Schmidts gewalt'ge Gestalt
Da rieselt der Zorn wie Eis so kalt:
„Ihr spielt mit mir Komödie, Mann?
Das ist 'was, das ich gleichfalls kann.“

Er denkt's und schmiedet dieses Mal
Das Eisen aus dem feinsten Stahl,
Der Marschall prüft's mit starker Hand,

Das Eisen leistet Widerstand,
So läßt er denn den Schmidt das Pferd beschlagen,
Und ohne weiter erst nach seiner Schuld zu fragen,
Springt in den Sattel er und wirft ein Silberstück
Dem Schmidt hinab; der Schmidt hält ihn zurück:
„He, Freundschaft, hört, so kann das Spiel nicht enden,
Erst war's an Euch, nun ist's an mir,
Laßt sehen, ob ein guter Lehrer Ihr."
Er dreht das Silberstück in seinen eh'rnen Händen
Und biegt es hin und biegt es wieder,
Und bricht's entzwei und wirft es nieder
Zu den entzweigebrochnen Eisen.
Der Feldmarschall schaut starr ihn an,
Er weiß nicht recht: was soll das heißen?
In seine Tasche greift er dann,
Und giebt ein zweites Silberstück dem Mann,
Und seinem Pferd setzt er die Sporen ein.
Allein der Schmidt beginnt zu schrei'n:
„He, Freundschaft, nicht so schnell, so sind wir noch nicht quitt!"
Und wieder fängt der starke Schmidt
Das zweite Geldstück an zu biegen,
Und läßt's zerbrochen zu dem andern fliegen.

Jetzt sind's die Bauern, welche lachen,
Des Marschalls Reiter lachen nicht,
Der Marschall zieht zuerst ein drohendes Gesicht.
Allein, bei Licht beseh'n, was will er machen?
Er wirft dem Schmidt ein Goldstück zu,
Der spricht: „das lass' ich mir gefallen,
Das ist gut Geld — jetzt reitet zu."
Und fortgestoben ist im Nu
Der Feldmarschall mit seinen Reitern allen.

Geschil tusschen my en myne rymsloor.
Nieuwerwetsche zondvloed.
Adam's ballingschap.

Goliath en David.
Judith.
Job.
Auxilium suis Deus.
Keizer Karel en O. L. V. Toren.
Taren.
De fransche veldmarschal en de vlaemsche smd.

Verhulst, (Petrus Cornelius), geboren den 6. Mai 1835 zu Contich, einem Dorfe zwischen Mecheln und Antwerpen, wo sein Vater Kornhandel treibt. Gewiß der letzte Ort, wo man ein poetisches Talent suchen sollte, und doch wird Verhulst, fährt er fort, wie er angefangen, einst unter di e besten vlämischen Dichter gehören. Obgleich er nie anderen Unterricht genoß, als den des Lehrers in seinem Geburtsort, schreibt er doch allerliebste französische Briefe, worin er sich mit so viel Geist und Unbefangenheit äußert, daß man es von einem jungen Mann aus der Gesellschaft nicht anders verlangen könnte. Dagegen ist er äußerlich ganz Landmann geblieben, und geht in Blouse und Mütze, den starken Stock auf dem Rücken, gedankenvoll längs der Hecken durch die eintönige Gegend, in welcher er mit dem Auge der Jugend „des beautés splendides“ entdeckt. Er beschäftigt sich jetzt mit dem Sammeln seiner Lieder unter dem Titel: Mymeringen myner lente,*) „Träumereien meines Lenzes.“ Das folgende Gedicht steht in der „Vlämischen Schule,“ 3. Jahrgang S. 150.

Schlaf wohl!

An einem Grabe.

Schlaf wohl, lieb' Kind! im stillen Reich der Ruh',
Du, der so früh ein Dornenkranz der Schmerzen
Gedrückt die Stirn, indeß in deinem Herzen
Die Lust des Lenzes nicht empfunden du.

*) Erschienen 1859.

Soll keine Thrän' auf deinem Grab gleich fließen,
So sollen doch Maßlieben dort entsprießen,
Die spielend küßt der Wind des Abends zu.

Gestorben, und noch keine fünfzehn Jahr!
So engelartig lieb und so unschuldig,
So minniglich von Wesen, so geduldig —
Früh ist es, und zum Weinen ist's fürwahr!
Schön, blühend schön, sah man doch nie dich spielen,
Die Freude, die der Tugend ziemt, nicht fühlen —
Du flochtest keine Kränze dir in's Haar.

Dein Sterben fiel nicht einer Seele schwer,
Kein Blutsfreund ging mit dir zum Feld der Todten,
Kein brechend Herz sank jammernd hin zu Boden,
Als länger dort das neue Grab nicht leer.
Denn du, Unsel'ge, warst allein hienieden,
Die dich gebar, die schlief schon längst in Frieden,
Und Vater, Bruder hatt'st du auch nicht mehr.

Auch ich, lieb' Kind, bewein' nicht deinen Tod,
Dir konnte doch kein Heil hier unten werden,
Gleich welkem Laub verging dein Glück auf Erden,
Du wandeltest in Trauer und in Noth;
Und Niemand konntest je dein Leid du klagen,
Du mußtest einsam es im Herzen tragen,
Gleich einer Wund', die stets vom Blute roth.

Und, Kind, wer weiß, du, die so rein und schön,
Ihr Haupt gesenkt an ihrer Sterbestätte,
Ob einst nicht auf der Sünde Rosenbette
Geglitten du von deinen Lilienhöh'n?
Jetzt hat Gott selbst aus Dornen dich gepflücket,
Bevor dich eines Frevlers Hand entrücket,
Um dich zu pflanzen auf des Himmels Höh'n.

Dort wirst du blüh'n in solcher reichen Pracht!
In einer Lust, die nie dem Weh darf weichen!
Kein Sturm hat dort die Macht dich zu erreichen,
Wo Alles in Genügen glänzt und lacht.
Wenn diese Welt kein Lieben dir gegeben,
Dort oben wirst du einer Liebe leben,
Die endlos ist — schlaf wohl, lieb Kind — gut' Nacht!

Versprecuwen, (Jean François Corneille), geboren zu Mecheln den 29. Oktober 1807. Professor des Niederdeutschen am Athenäum zu Antwerpen, hat er die vlämische Bewegung von Anfang an fördern helfen. Der „Sprachverband" erschien zuerst unter seiner Redaction, und fast bei allen Feierlichkeiten, welche die Vlamingen vereinten, habe ich seinen Namen unter denen der Sprecher gefunden. Auf seine Angaben über sich selbst habe ich nicht weniger als zehn volle Monate umsonst gewartet.

Die Rose und das Tausendschönchen.

Glänzend ziert' und stolz die Rose
Mitten in der reichen Zahl
Auserlesner Frühlingsblumen
Ihren Thron im Blüthenthal.

Alle Blumen aus dem Thale
Sah'n mit neid'schem Auge hin
Auf die schöne, selbstbewußte,
Unbewegte Königin.

Sie dagegen sah verachtend
Ueber ihrer Dornen Heer,
Nieder auf die armen Blumen
Ohne Schutz und Gegenwehr.

Ach, was wurde sie bewundert!
Wie sie angebetet schien!
Ihr nur schmeichelten mit Düften
Hyazinthen und Jasmin.

Und mit Purpur und mit Perlen,
Und mit Silber und mit Gold,
War gestickt der reiche Teppich,
Der zu Füßen ihr entrollt.

Da erkrachte Nachts der Donner,
Nieder schlug der Hagel schwer,
Und am Morgen sah der Wandrer
Keine Ros' im Thale mehr.

Einsam steht das Tausendschönchen
In dem Gras, das es versteckt,
Und mit Liebe und mit Sorgfalt
Es beschirmet und bedeckt.

Denn sobald des Nachts die Kälte
Niedersinkt auf Blum' und Kraut,
Strecken tausend Pflanzenarme
Aus sich über's Blümchen traut.

Wenn ihr vor der Glut der Sonne
Alles traurig schmachten seht,
Tausendschönchen frisch und lächelnd
In des Grases Schatten steht.

Wenn der Hagel niederschmettert,
Und vom Stiel die Blumen schlägt,
Tausendschön die weißen Blätter
Und den goldnen Kelch noch trägt.

Alle Kinder aus der Gegend
Sind dem Blümchen hold gesinnt,
Tausendschönchen klein und rosig
Gleichet einem frohen Kind.

Wenn die Mütter endlich rasten,
Müde von der Arbeit noch,
Freu'n sie, mit den Kleinen spielend,
Sich des Tausendschönchens doch.

Abends darf das liebe Blümchen
Mit den Kleinen schlafengeh'n,
Darf in Wasser bis zum Morgen
Vor des Kindes Wiege steh'n.

Und wenn dann kein Lebensathem
In dem zarten Kelch mehr blieb,
Fließen noch des Kindes Thränen
Auf das Blümchen, das ihm lieb.

In dem Prachtgewand des Purpurs
Prange denn, o Königin,
Athme Schmeicheldüfte, blicke
Stolz auf deinen Teppich hin.

Morgen reißt der Sturm, der wilde,
Dir die schöne Krone ab,
Und die Blumen, die dir dienten,
Lächeln spottend auf dein Grab.

Aber stirbt das Tausendschönchen,
Fallen seine Blätter ab,
Fallen reine Kinderthränen
Auf sein Grab im Gras hinab.

Dichterlyke mengelingen. Antwerpen 1833.

Bleeschouwer, (Louis), geboren den 18. August 1810 zu Antwerpen, wo er den gewöhnlichen Schulunterricht genoß. Mit neun Jahren kam er in eine Erziehungsanstalt in Eeckeren, wo seiner Beschreibung nach das Vlämische auf eine höchst drollige Weise holländisch diktirt wurde. Dennoch galt die Anstalt für vortrefflich, weil der Vorsteher, der mocheu mette (Monsieur le maître) genannt wurde, eine vortreffliche Hand schrieb, und als Bleeschouwer nach zwei Jahren in das elterliche Haus zurückkehrte, rief sein Vater voll Bewunderung: „die Gelehrsamkeit ist viel größer als zu meiner Zeit — die Kinder können jetzt ihre Eltern belehren." Auch beschloß er den Sohn studiren zu lassen, und vertraute ihn einem frühern Recollet, dem Pater Tischens an, damit er die Anfangsgründe des Lateinischen lernen möge. Nachdem Bleeschouwer bei diesem ehrwürdigen Manne, von welchem er mit der höchsten Erkenntlichkeit spricht, Dekliniren und Conjugiren gelernt hatte, kam er auf das Collegium von St. Nikolas im Lande Waes. Sein Vater war bald nach seiner Heimkehr aus Eeckeren gestorben, und seine Mutter, welche noch fünf andere Kinder zu erziehen hatte, würde nicht so viel an den einen Sohn haben wenden können, hätte nicht sein Onkel, der Advokat Bleeschouwer, großmüthig die Sorge für ihn übernommen, doch erstreckte sich diese Großmuth nicht bis zur Universität, und mit guten Kenntnissen in den alten Sprachen schiffte Bleeschouwer sich ein, um sein Glück in Amerika zu suchen.

Wie er es gefunden, ohne eine Stelle als Handlungsdiener zu finden, wie er in Philadelphia Stunden im Spanischen zu geben anfängt, ohne je ein spanisches Buch angesehen zu haben, wie er erst die englische Aussprache des Lateinischen lernen mußte, um das Lateinische lehren zu können, das hat er mit vielem Humor in seinen „Brocken und Stücken" er-

zählt, dem einzigen Skizzenbuche, welches bis jetzt in der vlämischen Literatur existirt. Und er lernte nicht nur Spanisch und Englisch-Lateinisch, er lernte auch die englische Literatur kennen und besonders Shakespeare würdigen.

Nachdem er von 1828 bis 1834 in den Vereinigten Staaten geblieben war, hatte er sich so viel erworben, daß er daran denken konnte, die Universität zu besuchen. Er wollte Medicin studiren, um als Arzt nach Amerika zurückkehren zu können. Einen Monat hielt er sich in London auf, dann ging er nach Paris. Seine Schilderungen von seinem Examen zum bachelier ès lettres und von seinem ersten medicinischen vor Bérard, Orphila und Deyeux sind von der höchsten Komik. In den Ferien machte er einen Besuch in Antwerpen. Er fand Belgien im Stolz des Constitutionalismus und die vlämische Literatur im Anbruch. Besonders erfaßt wurde er von den „Eigenartigen Erzählungen“ von Theodor Van Ryswyck. Kaum in Paris wieder angekommen, war es sein Erstes, an seine Mutter und seine Schwester einen vlämischen Brief zu schreiben. Unglücklicher Weise konnte Niemand den Brief verstehen, und als man ihn später dem Schreiber zeigte, verstand dieser selbst ihn nicht.

Er hatte eine ganze Ladung holländischer Bücher mit zurückgebracht und las sie mit einem solchen Eifer, daß er seine Studien ein wenig vernachlässigte. Dennoch machte er sein zweites Examen zur gehörigen Zeit, nämlich zwei Jahr nach dem ersten.

Im September 1837 faßte er den plötzlichen Entschluß, mit einem seiner Freunde nach Berlin zu gehen, wo er zehn Monate blieb, unter Dieffenbach studirte und zugleich sich mit einer schönen Begeisterung in die deutsche Literatur versenkte. Dann kam er über Hamburg, Havre, Rouen und Cambrai nach Antwerpen zurück, wo er die vlämische Literatur mächtig im Wachsen fand.

Bleeschouwer konnte sich für den Augenblick noch nicht thätig an ihr betheiligen, er kehrte gegen Ende Oktober 1838

nach Paris zurück, wo er sein drittes Examen bestand. Im folgenden Jahr machte er das vierte, und endlich war auch das fünfte überstanden, und er hatte bereits Behufs des Promovirens seine Abhandlung geschrieben, die er Dieffenbach zu widmen gedachte. Da ging er zu den Ferien nach Hause und — heirathete. Gleich zu Anfang seines Aufenthaltes in Paris hatte ein Antwerpener Maler, Marchand, ihn als Landsmann aufgesucht und dann bei dem ersten Besuche in der Vaterstadt begleitet. Schon damals lernte Bleeschouwer Marchands Schwester kennen, jetzt war sie seine Frau, und seine medicinische Laufbahn unterbrochen, denn er hatte nicht den Muth zu allen den Formalitäten, welche nöthig gewesen wären, um in Belgien Arzt zu werden.

So wandte er sich denn zur Literatur. Schon in Berlin hatte er den Entschluß gefaßt, einige der Meisterwerke der deutschen Sprache wiederzugeben. Er begann mit dem „Faust" wie er mir erzählte, das vlämische Wörterbuch in der Hand. Von allen Seiten hatte Bleeschouwer vor dem Erscheinen der Uebersetzung die lebhaftesten Sympathieen gefunden, als sie jedoch wirklich herauskam, wurden in Belgien kaum fünfzig Exemplare abgesetzt. Bleeschouwer hatte sich, um die Druckkosten decken zu können, mit der Bitte um eine Unterstützung an das Ministerium des Innern gewendet, und Willems war mit dem Bericht über die Arbeit beauftragt worden. Sein Urtheil war ein so freundliches, daß der Minister Nothomb die Unterstützung abschlug und sich damit begnügte, auf vierundzwanzig Exemplare zu unterzeichnen. Zugleich mahnte er, Willems Meinung gemäß, Bleeschouwern von fernern Uebersetzungen ab und rieth ihm, ein Originalwerk zu schreiben. Ebenso wenig tröstlich war das Urtheil Snellaerts im „Kunst- und Literaturblatt." In Deutschland und Holland dagegen fand Bleeschouwers Arbeit die verdiente Anerkennung und die Auflage wurde in beiden Ländern fast gänzlich abgesetzt.

„Ich weiß nicht wie bei so wenig Talent ich es dahin bringen konnte, gelesen zu werden," sagt Bleeschouwer sehr

ernsthaft bei Gelegenheit des ersten Kapitels seiner nordamerikanischen Reise, welches im „Nordstern“ erschien und von mehreren holländischen Blättern nachgedruckt wurde. Um dieselbe Zeit, 1840, wurde er ebenfalls auf das höchste überrascht, als nach einer Rede, welche er irgendwo gehalten, einer der Beiwohnenden, Herr Servais, ihm die Redaktion eines französischen Journals anbot, welches er zu gründen beabsichtigte. So kam Bleeschouwer, ohne eigentlich recht zu wissen wie, in die Journalistik hinein. Sein Blatt, le Controleur, welches wöchentlich zwei Mal erschien, lebte zwar nicht lange, schien aber doch bedeutend genug, um daß man zu seiner Bekämpfung ein anderes stiftete, welches Le Hebdomadaire hieß und wie im Entstehen, so auch im Vergehen dem Controleur folgte.

Bleeschouwer zog „nach dem Tode des Controleurs“ nach Brüssel, wo er mit De Jonghe, Nolet de Brauwere, Stallaert, Van der Voort u. A. vlämische Propaganda machte. Eine Aufforderung, das „Journal de Limbourg“ zu redigiren, veranlaßte ihn nach Mastricht überzusiedeln, wo er durch Briefe von Delcourt gut empfohlen wurde. Das Limburg fühlte sich damals gerade sehr unbehaglich in seiner Doppelstellung zu Holland und zu Deutschland. Entweder holländisch oder deutsch zu sein, war der allgemeine Wunsch, und in diesem Sinne redigirte auch Bleeschouwer sein Journal. Inzwischen hatte sich eine entschieden deutsche Partei gebildet, welche ein bestimmtes Organ haben wollte. Die Redaction wurde unter der Hand Bleeschouwern angeboten, der sie bestimmt ablehnte. Darauf ließ man von Antwerpen den frühern Redacteur des Précurseur, Quesne, einen Gascogner, nach Mastricht kommen, und kurze Zeit darauf erschien die „Zeitung des Herzogthums Limburg“. In noch kürzerer Zeit hatte Bleeschouwer die Zeitung sowohl wie ihren Redacteur vollkommen lächerlich gemacht.

In Mastricht bestand damals eine Gesellschaft Momery, in welcher musikalische und literarische Vereinigungen stattfan-

den und besonders humoristische Vorträge im Limburger Dialekt gehalten wurden. Behufs derselben war an einem Ende des Saales auf einer Estrade ein Pegasus als Wiegenpferd aufgestellt, welches der Redner besteigen mußte, bevor er das Wort ergriff. Mehrere Male bereits hatte Vleeschouwer vom Pegasus herab mit großem Beifall im Antwerpner Dialekt gesprochen. Eines Abends trug er eine Naturgeschichte vor, in welcher die Menschen nach ihrer Analogie mit den Thieren klassificirt wurden. Quesne, der natürlich kein Wort Blämisch verstand, ließ sich einreden, Vleeschouwer habe es besonders auf ihn abgesehen und schickte ihm eine Ausforderung. Das Duell sollte auf preußischem Gebiet stattfinden, und Vleeschouwer suchte noch nach einem Vorwande, um sich entfernen zu können, ohne seine Frau zu beunruhigen, als ein Brief seiner Mutter, welche ihn in Geldgeschäften nach Antwerpen berief, ihm aus der Verlegenheit half. Die Abreise war auf den nächsten Sonntag bestimmt, am Abend vorher schrieb Quesne, sein Zeuge sei verhindert zu kommen, und Vleeschouwer reiste anstatt nach Aachen wirklich nach Antwerpen.

Sein erster Gang war zu Theodor Van Ryswyck. „Manneken," sagte der, „es soll eine vlämische Zeitung herauskommen und Ihr sollt der Redakteur sein." Vleeschouwer glaubte an eine Mystification, doch kaum war er mit Theodor in das Hôtel Rubens gekommen, wo sich Abends die Künstler und die Schriftsteller versammelten, als der Advokat Tichelt ihm in aller Form die Redaction des „Handelsblattes" antrug, welches er gemeinschaftlich mit dem Buchhändler Van Dieren und dem Avoué Billen herausgeben wollte. Man war im August 1844, am ersten November schon sollte das Blatt herauskommen. Voller Freude eilte Vleeschouwer zurück, um seiner Frau, welche die Rückkehr in die Vaterstadt sehnlich wünschte, die gute Nachricht zu überbringen. Es war das letzte Glück der armen Frau, welche, schon lange an der Brust leidend, die Reise nicht mehr aushalten konnte und so die Hoffnung aufgeben mußte, Antwerpen wiederzusehen. Sie starb und ließ

zwei Kinder ohne Mutter. Bleeschouwer schreibt über ihren Tod: „ich habe Alles mit Muth ertragen: das Elend, die Ungerechtigkeit, den Haß, die Verläumdung, aber dieser grausame Verlust warf mich danieder. Noch jetzt, so oft ich an die sanfte hingegebene Gefährtin meiner Jugend denke, empfinde ich denselben Schmerz, und indem ich diese Zeilen schreibe, kommen mir die Thränen in die Augen."

Die erste Nummer des Handelsblattes erschien wirklich mit dem ersten November und wurde unmittelbar zu einem Ereignisse. Bleeschouwer kannte sein Publikum, er gab ihm einen kurzen und bündigen Leitartikel, von den Neuigkeiten nicht sowohl die wichtigsten, als die unterhaltendsten, eine sehr ausführliche Lokalchronik, und als Feuilleton eine Wundergeschichte aus dem Deutschen. Die Abonnenten strömten förmlich herbei, nur verloren allerdings „Der Postillon" und „Das Antwerpener Neuigkeitsblatt," fast ebenso viel, wie das „Handelsblatt" gewann. Ein drittes Blatt, „Der Antwerpner" ging ganz schlafen. Theodor gab seine Lieder statt in das „Neuigkeitsblatt" in das „Handelsblatt", Van Kerckhoven schrieb Novellen hinein und sicherte ihm so seine Anhänger.

Man sieht, daß Bleeschouwer damals mit allen vlämischen Literaten auf dem besten Fuße stand, aber das änderte sich, sobald er den „Roßkamm" unternahm. Doch war die Erbitterung gegen Conscience und De Laet immer viel heftiger als gegen ihn, obgleich sie ihre Mitarbeiterschaft stets läugneten und die Artikel, welche sie lieferten, nur in Abschriften einsandten. Bleeschouwer dagegen gestand sowohl seine Redaktion, wie seine Artikel ruhig ein, hieß vorzugsweise der Roßkamm, und wurde doch im Verhältniß weniger angegriffen, selbst vom „Schrobber", ein Wort, welches man mit allerlei mehr nöthigen als angenehmen Reinigungsutensilien übersetzen kann. In diesem Falle bedeutete es ein Blatt, welches eigens gestiftet war, um den Roßkamm und seine beiden Mitarbeiter zu bürsten. Ein geistvoller Antwerpner sagte: es sei der ein=

zige Vorwurf, welcher dem Roßkamm zu machen sei, daß er den Schrobber in's Leben gerufen habe.

Wenn von Zeit zu Zeit Bleeschouwer als Roßkamm eine der unausbleiblichen Folgen seiner geistreichen Bosheiten zu erdulden hatte, so tröstete er sich, indem er, was ihm widerfahren, als neue Geschichte in den Roßkamm setzte. Das war z. B. der Fall mit einem Besuch, welchen ein Communalrath ihm machte. Bleeschouwer hatte diesen Herrn seines kolossalen Wuchses wegen „Rieschen C." genannt, und darüber kam der Rath sich beschweren. Da der Roßkamm gänzlich im Antwerpner Dialekt geschrieben ist, hat Bleeschouwer einige Stücke daraus für mich in's Deutsche übersetzt und „Eine Visite" ist darunter. Die Art, auf welche der Roßkamm Herrn Rieschen C. beweist, daß er nur diejenigen angriffe, welche sehr schwer in der Schale der Gegenpartei wögen, ist voll allerliebster boshafter Feinheit, wie denn überhaupt der Roßkamm noch heute, nachdem er seit neun Jahren aufgehört, seinen Ruf als ebenso witziges wie heilloses Blatt behalten hat. Ein scharfgezeichnetes Portrait von Van Kerckhoven machte Aufsehen; das Gegenstück in Prosa findet man in den „Portraits nach dem Leben," mit welchen die „Brocken und Stücken" beginnen. Eine Art Ode in Prosa an Theodor, welcher sich um diese Zeit seiner Partei hatte abwendig machen lassen, ergriff besonders den Dichter selbst, welcher beim Lesen mit den Worten: „Das ist vom Louis!" in Thränen ausbrach.

Einige Zeit vorher war unter dem Namen „Heiliger Verband" eine geheime Gesellschaft gestiftet worden, deren Zweck jedoch lediglich vlämische Bestrebungen waren. Unter den Mitgliedern waren Bleeschouwer, Mertens, De Laet, Conscience, Van Beers und Andere. Van Kerckhoven, der vielleicht das Geheimniß nicht streng genug bewahrt, wurde ausgeschlossen. Er vergalt diese Ausschließung durch die von ihm vorgeschlagene und veranlaßte Ausstoßuug von Bleeschouwer, De Laet und Conscience aus der Rhetoreikammer „Der Oelzweig". Die nöthigen Formen waren dabei nicht

beobachtet worden, und da die meisten Mitglieder dieses willkührliche Verfahren tadelten und deshalb austraten, so verlor die Gesellschaft, was die sogleich neu errichtete „Für Sprache und Kunst" an Glanz gewann.

Theodor Van Ryswyck hatte für Bleeschouwer sprechen wollen, aber es nicht gewagt, weil ihm der Umgang mit dem Roßkamm untersagt worden war. Natürlich zeigte der Roßkamm selbst dieses Interdikt an. Vielleicht ist „Door" nie in seiner letzten traurigen Zeit besser geschildert worden, als in diesem melancholisch naiven „Gespräch".

Nantje, (allein auf seinem Berg*).

Der Poet, (hereintretend): „Tag, Herr Director."

Nantje. Tag, Door; bist Du's, Junge?

Door. Ja, Herr Director; haben Sie mich nicht rufen lassen?

Nantje. Ja, Door, das habe ich, Junge; setz' dich 'mal her — ich habe ein Ei mit dir zu schälen. Ich bin gar nicht mit dir zufrieden.

Door. Nicht zufrieden, Herr Director, warum denn nicht?

Nantje. Sieh, Door, du hast eine gute Stelle auf dem Berg, und ich habe viel Freundschaft für dich, das weißt du, denn ich lasse deine Kinder zu meiner Schwester kommen, um dort zu spielen. Es giebt Leute, die da sagen, daß ich stolz sei! Ich stolz! Wenn ich stolz wäre, ließe ich da die Kinder eines Menschen wie du zu der Schwester eines Mannes wie ich kommen?

Door. Aber, Herr Director, mir dünkt, daß ein Dichter wie ich doch wohl —

*) Berg der Barmherzigkeit, das Leihamt, bei welchem Theodor Van Ryswyck angestellt war.

Nantje. Schweige, Door! Wenn ich dir nicht gut wäre, würde ich es nicht geschehen lassen. Aber sage mir ein Mal, Door, wie erkennst du meine Güte? Welche Dankbarkeit bezeigst du mir für alle meine Wohlthaten? Da habe ich eine Addition von dir durchgesehen und finde einen Irrthum von zehn Centimen zum Nachtheil des Berges!

Door. Herr Director, die zehn Centimen können Sie mir von meinem Gehalt abziehen, und damit ist's gut. Ein Jeder kann sich irren, ein Pferd kann stolpern, und das ist doch ein so großes Vieh. Sie selbst, Herr Director. —

Director. Was? bin ich denn auch ein „großes Vieh?"

Nantje. Nein, Herr Director, aber Sie können auch fehlen, sogut wie ein Pferd, obgleich Sie nicht ein so großes Vieh sind.

Nantje. Door, Door! so kann das nicht bleiben. Ich weiß wohl, woher alle diese Nachlässigkeiten kommen — du hast zu viel mit dem Roßkamm zu thun.

Door. Ich, Herr Director?

Nantje. Ja, du, Door. Jedermann weiß das. Wer in der Stadt kann außer dir noch solche schöne Verse machen, wie sie im Roßkamm stehen?

Door. Nun, Herr Director, da sind Sie falsch. Eine Zeit lang habe ich auch gemeint, daß ich der größte Poet im Lande sei, und ich glaube sogar, ich war es einst. Aber seit einiger Zeit sehe ich wohl, daß es Einen gibt, der so gute Verse machen kann wie ich, und das ist der Roßkamm. Das geht selbst so weit, daß ich zuweilen denke, ich habe sie gemacht, und es nur dann vergessen.

Man sieht, daß Vleeschouwer in Theodor Van Ryswyck

immer noch den Dichter liebte, dessen Lieder ihn als Jüngling ergriffen hatten. Ebenso warm äußert er sich über Conscience, der vielleicht keinen bessern Freund hat, als Bleeschouwer. Die Fortsetzung des obigen Gespräches zu geben, trug ich jedoch Bedenken. Bleeschouwer mag es später selbst thun; er sagte mir, daß er eine Arbeit über den Roßkamm vorhabe. Auch was er bis jetzt nur für mich geschrieben, möchte ich durch ihn veröffentlicht sehen. Ich konnte aus Rücksichten viele der besten Einzelheiten nicht mittheilen, und es wäre ungemein Schade, wenn sie unerzählt blieben.

Die Gesellschaft für „Sprache und Kunst" bestand anfänglich nur aus elf Mitgliedern, welche sich im „Granatapfel" nicht weit von der Börse versammelten. Doch nach einer öffentlichen Sitzung, in welcher Bleeschouwer seinen satyrischen Aufsatz: „Was ist die Rhetorika?" vorgetragen hatte, meldeten sich so viele Mitglieder, daß augenblicklich ein größeres Lokal genommen werden mußte.

Dagegen verwandelte der „Roßkamm" sich 1848 aus Patriotismus in das „Vaterland". Er wollte nicht mehr Unfrieden stiften in einer Zeit, wo Zusammenhalten der Bürger so nöthig war. Keine Tugend wurde belohnt, er starb ein Jahr später als „Vaterland" eines ehrenwerthen Todes.

Im Jahr 1851 ersetzte Bleeschouwer De Laet in der Redaction des Journal d'Anvers, welchem er jetzt noch vorsteht.*) Der Journalist kann nur auf Kosten des Schriftstellers bestehen, Bleeschhouwer, außerdem noch durch Stunden und Vorträge in Anspruch genommen, hat seit den „Stücken und Brocken" nichts mehr geschrieben. Aus ihnen nahm ich das humoristische Stück:

Ein Vortrag über Phrenologie.

Nehmt es übel oder nicht, ich kann dabei Nichts thun, ich muß Euch einen französischen Vortrag halten. „Einen fran-

*) Gab 1860 die Redaction auf, um ein eigenes Blatt „Reinaert de Vos" herauszugeben.

zösischen!" hör' ich Euch ausrufen, „was sind das für Faxen, noch dazu in einer Gesellschaft, welche ganz besonders dazu errichtet ist, das Vlämische zu befördern!" Ihr habt Recht, aber ich habe Euch Dinge zu sagen, die ich Euch unmöglich auf Vlämisch begreiflich machen kann, ohne für einen Tölpel zu gelten, und das möcht' ich doch nicht gerne.

Unsere Muttersprache, das müßt Ihr mir eingestehn, ist dermaßen arm und einfältig, daß Ihr, mögt Ihr in ihr auch die klügsten Dinge sagen, doch keine Ehre davon habt, denn der gröbste Bauer von der Heide versteht Alles, was Ihr sagt, während Ihr auf Französisch stets gründlich gelehrt scheinen könnt, und brächtet Ihr auch das seichteste Geschwätz von der Welt vor.

Gründlich gelehrt scheinen hab' ich gesagt? da bin ich falsch, denn wer Französisch kann, der ist an und für sich ein Bronnen von Gelehrsamkeit; die Hälfte des Französischen besteht aus Griechisch und Lateinisch, und wenn Ihr das könnt, seid Ihr sicher kein Esel.

Einst besuchte ich einen meiner Freunde, da sagt' er: „ich hab' da einen Kleinen, den ich in eine französische Schule gethan habe, und ich glaube, daß ich Vergnügen an dem Jungen haben werde; er bringt manchmal Worte vor, die der Herr Pastor selbst nicht verstehen würde, so tiefsinnig sind sie. Wenn Ihr etwas Zeit übrig habt — er wird sogleich nach Hause kommen, und dann sollt Ihr 'mal hören, was für ein Vogel das ist."

Die Worte waren kaum aus seinem Mund, so wurde an die Hausthür gedonnert, als wollte man das Haus mit Sturm nehmen, und kurz darauf kam der junge Herr ganz

weinerlich herein. „Was ist das, Junge — was heult Ihr?“ frug der Vater. „Ich hab' was auf die Hände gekriegt,“ schluchzte der Kleine, „weil meine Kalligraphie nicht gut war.“

Der Vater sah mich an, als wollte er fragen: „nun wohl, wie findet Ihr ihn?“ und dann frug er seinen Sohn: „was ist das, Junge, Kalligraphie?“ „Der Lehrer hat gesagt, es sind zwei griechische Worte, die so viel bedeuten wie: „ich schreibe schön.“

Denkt ein Mal! Ein kleiner Naseweis, nicht höher als so, der kaum sein erstes Paar Hosen abgetragen hat, setzt seinen Vater mit Griechisch in Verlegenheit. Und warum? Blos weil er Französisch lernt. Die Hand auf's Herz gelegt, würde der Kleine das gekonnt haben, wenn er Nichts als Vlämisch gelernt hätte? Nicht in hundert Jahren. Anstatt Kalligraphie, wißt Ihr was er gesagt haben würde? Schlecht weg die Schreibkunst oder das Schönschreiben, und darin ist auch nicht so viel Griechisch, ja selbst nicht einmal ein Krümchen Latein. Außerdem hört nur, wie viel prächtiger es klingt, wenn man sagt: ich habe die Kalligraphie gelernt, als wenn man sagt: ich habe schön schreiben lernen! Und Ihr könnt noch verlangen, ich soll Vlämisch mit Euch reden? Ich bin sicher, daß Ihr Euch über mich lustig macht.

Nehmt ein Mal eine französische Zeitung in die Hand, ganz gleich welche, und Ihr sollt sehen, was für unergründliches Wissen darinnen steckt. Die Worte, die sie enthält, gehen oft über meinen Verstand, so erhaben sind sie, und bisweilen zweifle ich sogar, ob derjenige, welcher sie geschrieben hat, sie selbst so recht versteht.

Er will z. B. sagen, daß Kirsch mit einem Luftballon

aufgestiegen ist, und das heißt bei ihm ein Aërostat. Die erste Hälfte dieses Wortes ist lateinisch, denn aër ist im Lateinischen die Luft, und stat will sagen: er steht, so daß Aërostat eigentlich nichts Anderes bedeutet, als: Er steht in der Luft. Wie sollte es sich nun wohl ausnehmen, wenn Ihr auf Vlämisch sagen wolltet: Er ist mit einem „Er steht in der Luft" aufgestiegen? Die Leute würden Euch auslachen, und Ihr seid froh, daß Ihr das armselige Wörtchen Luftballon gebrauchen dürft.

Wenn Ihr Liebhaber vom Zeitungslesen seid, worüber ich Euch beklage, so werdet Ihr öfter als ein Mal gefunden haben, wie böse die Schreiber der Blätter bisweilen auf einander sind, und wie Einer dem Andern in den Haaren liegt. Es wird z. B. eine sehr wichtige Frage aufgeworfen, und die Leute wissen nicht, wie sie dieselbe entscheiden sollen. Diese Frage besteht darin: ist die Nase für die Brille oder die Brille für die Nase gemacht? Die ganze Welt ist im Streite; der sagt: „gäb' es keine Nasen, so bedürfte es keiner Brillen, um sie darauf zu setzen;" der Andere behauptet: „wenn es keine Brille gäbe, brauchten wir keine Nasen." — „Folglich —" sagt der Eine — „Ergo" sagt der Andere, und zwischen Folglich und Ergo bleibt die Sache schweben.

Nun kommen die Zeitungen, und die sollen eins, zwei, drei, Alles so klar machen wie Brunnenwasser. Das brilliggesinnte Blatt sagt zu dem naslichgesinnten: „Es springt Jedem in die Augen, daß die Nase ausdrücklich für die Brille gemacht ist, denn gestern noch habt Ihr gesagt, heute solle schönes Wetter sein, und Ihr seht wie es regnet." Ja aber, da kommt das naslichgesinnte und die Entgegnung: „Wißt

Ihr was? Ihr habt nicht mehr Verstand, als ein Seekrebs. Wie könnt Ihr nur so einfältig sein und schreiben: die Brille habe mehr zu sagen als die Nase? Ihr seid ein alberner Wischiwaschi — wißt Ihr das?" Dann kommt wieder das andere und sagt: „auf alle unsere Gründe und Beweisführungen wissen die Naslichgesinnten Nichts zu antworten, als daß wir ein Wischiwaschi sind. Dadurch wird genugsam offenbar, daß sie Unrecht haben, und daß die Nase um der Brille willen da ist."

Auf diese Weise fahren die Zeitungsschreiber fort, auf einander zu hacken, und unterdessen wird die Frage, um die es sich handelt, dermaßen erläutert, daß zuletzt kein Mensch mehr weiß, worüber eigentlich gesprochen wird.

Wißt Ihr nun, wie das auf Französisch heißt? Das heißt eine Polemik führen und Polemikos heißt auf Griechisch, einer, der stets zum Kampf bereit ist, so daß also eine Polemik ein Kampf zwischen Zweien bedeutet, welche statt des Schwertes die Feder führen.

Ihr könnt auf Vlämisch auch viel dergleichen Unsinn schwatzen, aber Ihr habt doch wenigstens kein griechisches Wort dafür. Alles was Ihr in unserer armen Sprache finden könnt, um die Sache zu bezeichnen, ist: Federkrieg, Federzwist, Schriftstreit, Wortkrieg, Federgefecht, Wortstreit und andere grobe nnd ungebildete Ausdrücke, die der schwerfälligste Vlaming verstehen kann, ohne in seinem Leben Griechisch gelernt zu haben.

Das Französisch aber ist nicht allein ganz voll von griechischen Worten, Ihr könnt auch, ohne von Euerm Stuhl

aufzustehen, allerlei neue Worte darin zusammenbringen, sobald Ihr nur Griechisch versteht.

Ihr habt sicherlich schon von einem gewissen Schlag Wilder in Amerika sprechen hören, welche Beefsteaks von ihren Nebenmenschen machen, oder sie am Spieß braten, um sie mit Eiersauce zu essen? Als die Franzosen zum ersten Mal hörten, daß es Menschen gäbe, die solchen sonderbaren Geschmack hätten, sagten sie sogleich: „wie sollen wir die nennen?“ Wäre nun ihre Sprache so einfältig und arm gewesen, wie die unsere, so würden sie so ein elendiges Wort gebildet haben wie „Menschenfresser.“ Fragt den dümmsten Kerl in der Welt: „was ist ein Menschenfresser?“ so antwortet er Euch: „das ist einer, der Menschen frißt.“ Aber dazu ist das Französische zu erhaben, zu vornehm und vor Allem zu reich; es mußte ein mehr gelehrter Ausdruck gesucht werden.

Die französische Akademie saß gerade in ihrem Schlafrock, und arbeitete an ihrem Diktionair. „Johann,“ sagte sie zu ihrem Burschen, „schlag 'mal das Lexicon auf, und sieh, was auf Griechisch ein Mensch ist.“ Johann that, was sie ihm geheißen hatte, und einige Augenblicke danach rief er: „Mensch auf Griechisch ist Anthropos.“ — „Anthro was?“ frug die Akademie. „Pos,“ sagte Johann, und sie schrieb das Wort Anthropos auf ein Stückchen Papier. „Such' nu 'mal,“ fuhr sie fort, „nach dem Wort: Essen.“ Johann suchte und blätterte so lange bis er es fand und dann rief er: „für: ich esse, find' ich phago.“ Und die Akademie nahm ihre Feder hinter dem Ohr hervor und schrieb dieses Wort auf dasselbe Stückchen Papier neben Anthro-

pos, dann rührte sie die zwei Worte ein wenig zusammen, und im Umsehen hatte sie Anthropophag.

Wie leicht, nicht? Und außerdem was für Vortheile in diesem Worte! Ihr begegnet Einem, der das Wort nicht kennt, und Ihr sagt ihm: „Da hab' ich von den Anthropophagen etwas gelesen, wovor mir die Haare zu Berge stehen." Versteht er Euch, will ich ein Narr sein, und Ihr steigt gewiß um so und so viel höher in seiner Achtung.

Es giebt Einfaltspinsel, die behaupten, das sei eben das Schöne beim Blämischen, daß wir zu Hause finden, worum die Franzosen bei Andern betteln gehen müssen. Aber die Leute wissen nicht, was sie wollen, und es ist deutlich, daß sie nicht auf Französisch Griechisch gelernt haben. Es wird mir nicht schwer fallen, Euch klar zu beweisen, wie weit ab vom Ziel sie treffen.

Das Griechisch ist eine schöne Sprache, nicht wahr? Ihr müßt mir das zugeben, Ihr wißt es so gut wie ich. Folglich muß eine Sprache, worin viel Griechisch vorkommt, viele Schönheiten enthalten. In welcher aber kommt mehr Griechisch vor als im Französischen? In keiner, außer im Griechischen selbst. Das Griechisch jedoch ist todt, und somit ist das Französisch die schönste Sprache in der Welt. Und sie wird noch immer schöner, denn es kommen täglich neue griechische Worte hinein, und wenn das so fortgeht, so wird es bald griechischer sein, als das Griechische selbst.

Seht Euch dagegen ein Mal das Blämische an, und wenn Ihr dann nicht bis über die Ohren roth werdet, so begreif' ich Euch nicht. Das Blämische hat auch nicht das mindeste Geschick, um sich je in eine andere Sprache zu ver-

wandeln. Es müßte denn Französisch werden; das ist möglich, denn es giebt Amateurs, welche continuirlich interessante Expressionen in die vlämische Conversation introduisiren, und das ist charmant, denn, wenn ich mich nicht trompire, ist dies das Moyen, durch welches wir in unsern Efforts, das Vlämische in das Französische zu metamorphosiren, reussiren werden.

Aber es kann noch lange anstehen, ehe diese glückliche Umwandelung stattfindet, und bis dahin werde ich mich wohl in Acht nehmen, unsere arme, ungelehrte Sprache noch zu sprechen. Wollt Ihr meinem Rath folgen, so thut Ihr dasselbe, dann hält man Euch vielleicht für einen Franzosen, und Ihr wißt, daß bei uns zu Lande ein Franzose zu Allem gelangt — er kann selbst Minister werden. Mit dem Vlämischen dagegen seid Ihr nicht ein Mal gut genug zum garde-champêtre.

Seht, das sind Dinge, welche ich Euch sagen mußte, sonst hättet Ihr nicht begriffen, warum ich, anstatt eines vlämischen, einen französischen Vortrag halte. Ueberdies, der Gegenstand, wovon ich sprechen will, ist die Phrenologie, und ich frage Euch, wie sollte ich das auf Vlämisch anfangen? Nach oben fallen ist nicht leicht, nicht wahr? Nun, das wäre eine Kleinigkeit gegen den Versuch, die Phrenologie auf Vlämisch zu erklären.

Die Phrenologie — aber Ihr könnt vielleicht nicht Griechisch genug, um dieses französische Wort zu verstehen? Hört denn, und Ihr sollt erfahren, was es eigentlich für ein Ding ist.

Nur muß ich, ehe ich fortfahre, Euch noch etwas fragen. Ist auch wer im Saal, um diese merkwürdige Auseinander-

setzung mit anzuhören? Seid Ihr noch nicht alle mitsammen fort? S'ist nur darum — ich möchte nicht, daß es mir wieder so ginge, wie es mir ein Mal gegangen ist, als ich auch einen Vortrag hielt.

Ihr müßt wissen, ich hatte mir in dem Vortrag den Zweck gesetzt, alle meine Zuhörer wohlredend zu machen. Ich erklärte ihnen die Redekunst so schön, daß mir wegen der Folgen meines Vortrags bange wurde. Es war Zehn gegen Eins zu wetten: Alle, welche meinem Unterricht beigewohnt hatten, thaten Nichts anders mehr, als vom Morgen bis zum Abend Vorträge halten. Ich dachte bei mir: wenn mir nur die Advokaten keinen Prozeß anhängen, denn wenn Jedermann seine eigene Sache zu führen versteht, würden die Armen Nichts mehr zu thun haben, und es ist die Möglichkeit vorhanden, daß ihnen die Zunge im Mund einrostet.

Am andern Tage wollte ich ein Mal sehen, was die Zeitungen über meine Tiefe sagten, und rathet ein mal, was da geschah? Ich wette, Ihr errathet es in einer halben Stunde nicht. Gebt Ihr es auf? Wohl, in dem ersten vlämischen Blatte, welches mir in die Hand fiel, stand zu lesen: sobald ich angefangen hätte zu sprechen, wäre Jedermann aufgestanden und fortgegangen. Wie schmeichelhaft, he? Und was für eine Figur muß ich da gemacht haben! Mir dünkt, ich sehe mich selbst, meine Gelehrsamkeit ausposaunend, um den Stühlen und Bänken auseinanderzusetzen, wie sie es anfangen müssen, um so wohlredend zu werden, wie einige Mitglieder unsers Stadtrathes. Seit dieser Zeit wag' ich mich nirgends niederzusetzen, denn der Sessel könnte plötzlich auf

den Tisch springen und mir nach den Regeln der Redekunst beweisen, ich habe nicht das Recht, ihm lästig zu fallen.

Ich bin nicht hochmüthig, aber ich muß doch sagen: vor einem Publikum von Stühlen und Bänken möchte ich nicht gern auseinandersetzen, was die Phrenologie ist. Also, wenn Niemand mehr im Saale ist, so sagt es mir — dann mach' ich mich lieber davon. Ha, was meint Ihr? Ihr sprecht nicht? da muß ich wohl glauben, daß Ihr noch sämmtlich da seid, denn wärt Ihr weg, so hättet Ihr es mir gesagt.

Die Phrenologie also ist — aber ich will Euch lieber erzählen, wie sie auf die Welt gekommen ist. Es war ein Mal in Deutschland ein junger Deutscher, der mußte oft in der Schule sitzen bleiben, weil er seine Aufgabe nicht konnte. Und doch war er nicht faul, denn er studirte und ochste, daß ihm der Schweiß auf die Stirn trat. Ein Esel war er auch nicht, denn er begriff mit Leichtigkeit Alles, was der Lehrer vortrug. Aber auswendig lernen, damit konnte er nicht fort.

Da dacht' er denn bei sich selbst: woher mag das nur kommen? Da sind Hans Topfheim und Heinrich Schnaufelmeier, die thun den ganzen Tag nichts als herumliegen, spielen und Dummheiten treiben, Niemand sieht sie je die Nase ins Buch stecken, und doch, wenn sie ihre Aufgaben hersagen sollen, bleiben sie nie sitzen. Ist es vielleicht, weil sie so große Augen haben, während meine so klein sind? „Donnerwetter!" rief er plötzlich, denn er fluchte auf deutsch, „ich hab' es heraus. Alle, die große Augen haben, lernen leicht auswendig, wem dagegen die Augen tief im Kopfe liegen, der behält Nichts. Das muß so sein, denn Fritz Kartoffelhausen muß oft hundert Mal conjugiren: ich kann meine Aufgabe

nicht, und dessen Augen sind so klein, daß man sie ohne Vergrößerungsglas nicht finden kann." So schloß der junge Deutsche, und das ist die Veranlassung, daß es jetzt eine Wissenschaft giebt, welche Phrenologie heißt.

Der kleine Gall (so hieß der Erfinder dieser Kunst) bekam bisweilen von seinen Schulkameraden einige Püffe. Was that er dabei? Schlug er wieder oder ging er dem Lehrer klagen? Beileibe nicht, er fing an zu grübeln: „warum prügeln die Jungen doch so gerne? Was können sie darin für ein Vergnügen finden? An ihren Augen kann's nicht liegen, denn einige haben große und die andern kleine." Gall kratzte sich am Kopfe und dachte: „wenn die Streitsucht nicht in den Augen sitzt, so muß sie anderswo sitzen, das ist ausgemacht, aber wo? — da sitzt der Knoten." Als er erst darüber einig war, suchte er, wo der Knoten sitzen könnte, und endlich fand er es heraus. Der Kopf war bei den Streitsüchtigen dick und breit hinter den Ohren, und wenn Ihr etwa auch gerne zuschlagt, so braucht Ihr nur zu fühlen, ob Ihr hinter den Ohren keinen Buckel habt.

Als Gall das heraus hatte, suchte er wieder nach etwas Anderm und suchte so lange, bis auf seinem Schädel auch nicht eine Stelle so groß wie ein Stecknadelknopf blieb, die nicht das oder dies bedeutet hätte. Er begegnete einst Einem, der über dem Auge eine dicke Beule hatte, und er sagte: „das muß ein großer Maler sein, denn seht ein Mal wie stark der Buckel von dem Organ der Farbe bei ihm ist." In der That war der Mann ein Blaufärber. Von einem andern, dem der Buckel an der Seite der Augen saß, sagte Gall: „ich bin gewiß, daß der Kerl gut rechnen kann," und er hatte es wieder

getroffen, denn es war ein garçon de billard, der den ganzen Tag rief: quatre à point, deux à quatre, und sofort bis zu vierundzwanzig, und wenn das kein großer Rechenmeister ist, so weiß ich es nicht. Als Gall nun das Alles zusammen hatte, brachte er es in ein System und das nannte er die Phrenologie, was die Verstandskunde, d. h. die Kunst bedeutet, auf Jedermanns Schädel zu lesen wie viel Verstand er hat.

Ihr werdet Euch sicher wundern, daß Gall als Deutscher für eine Wissenschaft, die er aus seinem Gehirn genommen hatte, einen französischen Namen aus dem Griechischen entlehnte. Das ist jedoch weniger befremdend als es scheint. Die Deutschen waren längst neidisch auf die Franzosen und sagten zu sich selbst: wir wollen doch sehen, ob wir das Deutsche nicht so reich machen können wie das Französische. Und damit haben sie in ihre Sprache so viel Schönheiten eingeführt, daß kein Deutscher noch Deutsch verstehen kann, ohne ein fremdes Wörterbuch zu Hülfe zu nehmen.

Es geschehen viel glückliche Dinge in der Welt. Ihr steht z. B. mit einem Messer in der Hand auf einer Leiter, um etwas an Euerm Taubenschlag zu machen. Ihr fallt und brecht den Hals — welch' Glück, daß Ihr nicht in's Messer gefallen seid! Oder die garde-civique kommt Euch alle vierzehn Tage vor's Haus, um Soldaten zu spielen — welch' Glück, daß sie nicht alle acht Tage kommt!

Aber von allen glücklichen Dingen, die da täglich geschehen, ist doch keines so glücklich, wie die Erfindung der Phrenologie. Denn überlegt ein Mal, was Ihr mit der Phrenologie Alles thun könnt. Angenommen: Ihr seid ohne Mädchen und möchtet gern ein recht gutes kriegen, wie fangt

Ihr das an? Früher hattet Ihr eine Masse Plage davon. Ihr mußtet Erkundigungen einziehen gehen und das Haus zuschließen; die Suppe brannte an, die Katze lief mit dem Braten davon, es war Niemand da, um aufzumachen, und wenn Euer Mann Mittags nach Hause kam, fand er Nichts zu beißen.

Aber wenn Ihr die Phrenologie versteht, so könnt Ihr das Alles abmachen, ohne über die Schwelle zu gehen. Sobald ein Mädchen sich anbieten kommt, sagt Ihr blos: „Mädchen, nehmt ein Mal Eure Mütze ab.“ Hat sie das gethan, so fangt Ihr an, ihr den Kopf zu befühlen. Soll sie Kindermädchen werden, so sucht Ihr an ihrem Hinterkopf nach, ob sie gerne Kinder sieht, denn das steckt da in einem griechischen Knoten, welcher la bosse de la progénésivité heißt. Spräche ich vlämisch, so würde ich Euch sagen: das ist der Knoten der Kinderliebe, aber auf Französisch kann ich doch nicht so geradezu reden. Wohl, wenn Eure neue Magd die bosse de la progénésivité nicht hat, so mag sie sehr gut Welschkohl schmoren, aber auf die Kinder wird sie nicht Acht haben — Doktor Gall hat es gesagt.

Hat Euer Mädchen die bosse de l'acquisitivité, so wird sie Alles einstecken, was sie kriegen kann, und wenn ihr die bosse de la circonspectivité abgeht, so wird sie weder Topf noch Tiegel in die Hand nehmen, ohne etwas hinzuschmeißen, denn das Sprichwort sagt: der Buckel der Vorsicht ist der Vater des Porzellanschrankes.

Ich glaube, daß ich nun genug gesagt habe, um Euch die Phrenologie klar zu machen, und daß Ihr wißt, wozu sie dient. Solltet Ihr z. B. Lust haben zu heirathen, so wißt

Ihr was Ihr bei Euerm Zukünftigen untersuchen müßt, um sicher zu sein, daß er Euch gerne hat.

Oder wäre noch Jemand einfältig genug, um zu behaupten, die Phrenologie sei nicht wahr? Demjenigen müßte ich sagen, daß ihm der Buckel des Verständnisses abgeht. Um alle die, welche noch zweifeln sollten, völlig zu überzeugen, will ich erzählen, was einem deutschen Fürsten begegnete, der auch ausrief: „das sind Alles Flausen!“ Also eines Tages kam Doktor Gall an den Hof dieses Fürsten und sagte: „ich bin der berühmte Schädelkenner, welcher die Buckellehre erfunden hat.“ — „So?“ sagte der Fürst, „seid Ihr das?“ — „Ja,“ sagte Doktor Gall, „das bin ich.“ — „Wohl,“ sagte der Fürst, „da Ihr das seid, so wollen wir sogleich ein Mal sehen was Ihr könnt.“ Er ließ seinen Wagen vorfahren und rief dem Kutscher zu: „nach dem Zuchthaus.“ Als sie dort angekommen waren, ließ der Fürst einen Gefangenen rufen und sprach: „nun Doktor, wenn Ihr Euch so gut darauf versteht, so sagt mir, warum dieser Kerl fünf Jahr sitzen muß.“ Gall kriegte den Burschen beim Kopf und sagte: „nun, das ist nicht schwer zu rathen; der Mann sitzt, weil er gestohlen hat, und sobald seine Zeit um ist, wird er wieder stehlen, denn in allen meinen Tagen hab' ich den Buckel des Aneignens noch so dick nicht gesehen, wie bei ihm.“ Als der Fürst das hörte, rief er: „Ja, nun glaub' ich an die Phrenologie, denn der, von welchem Ihr sprecht, ist mein Finanzminister, den ich, um Euch zu foppen, als Gefangenen verkleidet habe.“

Ich hoffe, daß Ihr nicht mehr den ungläubigen Thomas spielen werdet, als die deutsche Durchlaucht; daß Ihr vielmehr, sobald Ihr nach Haus kommt, Eure Männer und Frauen

bei den Köpfen nehmen werdet, um zu erfahren, wie schwer ihr Verstand wiegt, oder was sie sonst für Eigenschaften besitzen. Ich aber habe Euch in diesem Vortrag zwei wichtige Dinge bewiesen: erstens die Vortrefflichkeit und den Reichthum der französischen Sprache, zweitens den Nutzen und die Wahrheit der Phrenologie. Seid Ihr mir aufmerksam gefolgt, so werdet Ihr eingesehen haben, wie unmöglich es mir gewesen wäre, diese beiden Punkte auf Vlämisch zu erläutern.

Faust. Brüssel 1842.
Du en gy. Taelverbond 1846.
De Broederhand, tydschrift voor hoogduitsche, nederduitsche en noordsche letterkunde, door Wolf en L Vleeschouwer. 1847.
Stukken en Brokken. Antwerpen 1851.

Vuylsteke (Julius),*) gebürtig aus Gent, wo er die Rechte studirt und kürzlich auf sehr glänzende Weise seine Examina bestanden hat, schlug vorzüglich in seinen „Fragmenten," welche in „Nord und Süd," dem akademischen Allerleibuch für 1856 stehen, einen ironisch-heroischen Ton an, der im Vlämischen bisher noch nicht gehört wurde. Ich wähle aus den Fragmenten das dritte:

Albert und Isabella.

Albert und Isabella! Süße Namen!
Erinnerung an solche selige Zeit!
So oft sie mir nur vor die Augen kamen,
So schwoll mein Herz voll Sangesseligkeit.
Dann fühlt' ich, wie sie mir die Unruh' nahmen,
Dann war's, als schwämme meine Seel' in Luft,
Als drückte mich ein Mädchen an die Brust —
O male mir, mein Geist, die Herrlichkeiten
Von jenen schönen, tief betrauerten Zeiten.

---

*) Gab 1860 einen Band Gedichte: Zwygende Liefde heraus.

Doch nein, es wäre doch verlor'ne Müh' —
Wer hat das Glück, den Frieden je gesungen?
Friede und Glück ist Engelpoesie,
Zu hoch, zu rein für uns're ird'schen Zungen.
Wir schweigen denn und beugen still das Knie,
Von himmlischer Verzückung ganz durchdrungen —
Ich will Euch nur erzählen was nicht war,
Daraus wird Euch was da gewesen klar.

Freigeister gab es nicht in jenen Zeiten,
Es gab nicht Socialisten ohne Zahl,
Es gab nicht Hände von Uneingeweihten,
Die werfen wollten den polit'schen Ball,
Es gab auch keine Stimmen, zu bestreiten,
Was seine Heiligkeit der Pabst befahl,
Es brachten keine schlechten Bücher Schaden,
Vor Allem gab es keine Barrikaden.

Und Keiner war, der ab den Hut nicht nahm,
Nicht kniete und sich eilt', ein Kreuz zu schlagen,
Wenn ein Ehrwürd'ger ihm entgegen kam.
Nicht Einer war, der fromm nicht, wie ein Lamm,
In Mess' und Vesper ging an allen Tagen,
Der säumte, seine Beichte herzusagen.
Und kündigte man ein Mirakel an,
War Jedermann fein still und glaubte d'ran.

Auch gab es keine Burschen so wie wir sind,
Die alle Tage in die Kneipe geh'n;
Ein Jeder schien die Regel zu versteh'n:
„Schweig, Junge, wenn erwachs'ne Leute hier sind.“
Die Kinder bildeten sich noch Nichts ein,
Jetzt schlagen einen eig'nen Weg sie ein,
Wenn ich mir's überleg', muß ich erröthen,
Ein wenig Zucht wär' uns gar sehr vonnöthen.

Es war mit einem Worte keine Zeit
Voll Laufen, Rennen, Rufen und Getümmel,
Voll ew'ger Angst, voll ew'gem Zank und Streit,
Die Ruh' allein erflehte man vom Himmel;
Der stillen Nacht, der folgt' ein stiller Tag —
Es war ein Engelsschlaf, worin man lag,
Kein Wühlen, nein ein süß Glückseligsein,
Kein Sonnenbrand, nur sanfter Mondenschein.

O käme diese goldne Zeit einst wieder,
Wie würd' es gut in unserm Lande steh'n!
Der Fortschritt läge also gleich danieder,
Und um die Liberalen wär's gescheh'n.
Die Parlamentaristen wären vergessen,
Genug, der Segen wär' nicht zu ermessen,
D'rum wendet Euch zum Herrn mit brünst'gem Flehen,
Daß wir die gute Zeit bald wiedersehen.

Doch nein, das Bitten wäre Ueberfluß,
Ein Dankgebet nur dürfen wir erheben,
Was wir erfleht, ward uns bereits gegeben,
Wir zappeln schon im ganzen Vollgenuß.
Der Himmel schenkt, wenn auch nicht allzuoft,
So doch manchmal das Gute unverhofft,
Er hat's auch jetzt gethan — der Tag bricht an.
So beuget denn die Knie' und betet an.

Ich brauche nicht zu bemerken, daß ich nicht die Verantwortlichkeit dieser Verse und der in ihnen enthaltenen Gesinnungen über mich nehme, sondern sie nur als Probe von dem Geist mittheile, welcher auf der Genter Hochschule der vorwaltende ist.

Willems (Seraphinus Cornelis Amandus), geboren 1818 zu Brüssel, wo er bei der Compagnie du Centre angestellt ist. Als Schriftsteller schuf er ein im Vlämischen neues Genre, welches er Tooneelliederen nannte. Es sind mit Gesang untermischte Scenen für Einzelne, welche irgend eine Situation komisch darstellen. Wir haben sie vorzüglich in Oesterreich auf den Sommertheatern. Im Vlämischen fanden die Tooneelliederen, wörtlich: dramatische Lieder, so viel Beifall, daß auch andere Dichter sich in diesem Fach versuchten, und man S. Willems den Namen Volksschriftsteller geben kann.

Mit seinem geschichtlichen Stücke „Der Herzog von Alva" gewann S. Willems den Preis in dem ersten dramatischen Wettstreit zu Zomerghem 1847. Mit E. Stroobant zusammen schrieb er das erste vlämische Originalsingspiel, „Willem Beukels," mit F. Roelants „List gegen List" und „des Dieners Wille ist des Herren Wille." Mehr als zwanzig fremde Stücke bearbeitete er so nationell, daß sie für ursprünglich gelten können. Unter ihnen sind zwei vaterländische Dramen von Belgiern französisch geschrieben: „Agneesens" und „Jan Breydel". Mehrere Romanzen von ihm wurden von den besten Componisten gesetzt. In Tagesblättern und Zeitschriften lieferte er Aufsätze über Geschichte, Literatur und dramatische Kunst, so wie eine Menge Novellen und launiger Erzählungen, welche unter dem Namen Seraphinus Van Brussel erschienen. Von ihnen wurden besonders folgende: „Was hinter dem Vorhange ist", „Mein Nachbar" und „Ein Aprilfisch" vielfach nachgedruckt und übersetzt. Seit mehreren Jahren schon arbeitet Willems an einem sehr umfangreichen Werk über den Ursprung, die Einführung und die Verbreitung einiger Erfindungen, Gewohnheiten und Gebräuche, hauptsächlich in Bezug auf die Niederlande.

Uebersetzen oder vielmehr versuchen zu übersetzen, denn das ganz Volksthümliche sträubt sich stets gegen ein fremdes Kleid, will ich ein ächt Brüsselsches Tooneellied, zu welchem der Verfasser selbst größtentheils die Anmerkungen geliefert hat.

Der Kirmeß-Vogel,*)
oder
das Parochiale-Fest von Unserer lieben Frau Ten Roode.**) 1845.

Musik von Ev. Van Maldeghem.

O schöne Kirmeßzeit,
Was bringst du für Vergnügen:
Es trinkt hier Fröhlichkeit
Ein Jeder in langen Zügen.
Von Jedem hörest du:
Was geht's hier lustig zu!

Ja, s'ist gewiß:
Kein schöner Fest
Als unser Fest;
Die ganze Stadt
Kein Gleiches hat.

Wie munter ist das Kirmeßfest,
Das wir hier jährlich feiern,
Ein Jeder müht sich allerbest',
Sein Haus schön zu verschleiern.
Was man auch sieht, es hat 'ne Art,
Man sieht, es ward kein Geld gespart.

O ja, es ist Nichts zu gut, Nichts zu schön für die Kirmeß der Kirmessen, für die Erste, für die Allererste. Vier-

*) Brüsseler Ausdruck für einen lustigen, sorglosen Gesellen.

**) Eine Statue, welche zuerst in der Kirche Saint-Gery verehrt wurde und sich jetzt in der de Bon Secours befindet. Das Fest von Onze lieve Vrouw ten Roode, oder Notre-Dame au Rouge wird im August gefeiert und zwar hauptsächlich in der Straße, welche zum Thore von Anderlecht führt und den gleichen Namen trägt.

zehn Tage vorher schon geht Alles d'runter und d'rüber, da wird geweißt, gewaschen, gescheuert, gemalt und geleimt, daß es eine Freude ist — und Alles geht Hals über Kopf, gerade als wär's Revolution. Selbst die, welche das ganze liebe Jahr keine Hand rühren, kommen und — gucken zu. Und natürlich wissen sie allerlei zu reden. Der Himmel *) hängt schief, die Krone ist schon recht gut, aber sie hätte noch können besser sein, die Bäumchen stehen zu weit auseinander, die Kasten**) hängen zu tief oder zu hoch, sie sind auch nicht allzuschön gemalt — ih du liebe Zeit, es ist noch gut, daß nicht Stücken von Rubbes***) d'rauf sein sollen — aber das ist heut zu Tage so: manche Menschen wissen gar nicht mehr was sie wollen — denn selbst über das Versemachen, wovon sie doch auch nicht so viel verstehen, wissen sie klug zu sprechen — s'ist zum Lachen. Aber wir machen uns Nichts d'raus, wir kennen die Subjekte schon, s'ist der pure Neid, weil sie gegen uns nicht aufkommen können, weiter Nichts — wir wissen, woran wir sind, wir wissen, daß wir's schön machen, und wir werden auch immer unser Bestes thun, und soll auch der letzte Groschen d'rauf gehen, darum scheeren wir uns nicht, die Kirmeß über Alles, und Vivat Unsere liebe Frau!

---

*) Die Himmel werden mit vieler Geduld und vielem Geschmack von langen Papierstreifen verfertigt und Abends mit bunten Glaslampen erleuchtet.

**) Die Kasten hängen quer über die Straßen, sind aus feinem weißen Papier gemacht und meistens mit den drolligsten Anachronismen bemalt, die Helden und Heiligen erscheinen darauf ohne Umstände in heutiger militairischer oder bürgerlicher Kleidung.

***) Rubbes, Volksname für Rubens.

O schöne Kirmeßzeit! u. s. w.

Die ganze Woche findet man
Nicht Einen, der was thue,
So daß man leicht bemerken kann,
Es sei jetzt Festesruhe.
Von Morgens früh bis Abends spät
Es singend durch die Straßen geht.

O ja gewiß, es wird gesungen, geschrieen und gerufen:
Uns're liebe Frau Ten Rooijen lebe!
Wir brauchen nicht, daß man uns gebe!*)
das ist unser altes Sprichwort — auch kommt hier alle Jahre ein Volk, ein Volk — und ein Gedränge ist, daß man nicht treten kann — wer Hühneraugen hat, der soll sich vorsehen, denn was Beine hat, kommt her. Und es geht hier nicht etwa so zu, wie bei andern Kirmessen, die ich nicht nennen will, weil ich den Buckel nicht gern vollkriege, und wo man Nichts sehen kann, ohne daß einem die Rockschöße abgerissen werden, so wird gebettelt! Meen Herr, 'n Cens*) vor'n Park,**) Madame, 'n Cens vor's Kapelleken, och! 'n Cens vor de Krone!" Na und was für Kronen sind's dann noch? Zwei oder drei Reifen mit buntem Papier oder Hobelspänen umwickelt — du mein Heiland, 'ne Misère! Aber auf unserer Kirmeß, da ist's gleich ein anderes Ding, da hängen Krönchen und Himmelchen, die sich können sehen lassen — da

---

*) Vivat Onze lieve Vrouw ten Rooijen!
We bedelen nog we schooijen.
Wörtlich: Es lebe unsere liebe Frau
Wir betteln weder noch bitten wir.

*) Cens — Stück von zwei Centimen.

**) Park — Gärtchen in der Straße zu Ehren der Prozession.

ist's der Mühe werth. Auch auf den Kasten bei uns findet man immer schöne Vorbilder von Edelmuth, Tugend und Reinheit. S'ist hier wahrhaftig schöner als in der Kunstausstellung, man kann sich die Augen aus dem Kopfe sehen. Von Thür zu Thür sind Geländer gemacht, aus allen Fenstern hängen Fähndel heraus, ja, es giebt sogar Straßen, wo sie Männer und Frauen 'raushängen — närrische Dinger aus Flecken. Aber's Schönste von Allem ist doch der kleine bontanische Garten,*) den sie alle Jahre auf'm Platze machen. Alle Nachbarn bringen ihre Blumentöpfe und Posturchen**) an, und oben ist ein papiernes Lustschloß, wo Manneken=pis***) auf eine Wassermühle pißt, die rundum geht, und was weiter ist der General Tom Pouce — na, das ist mir der Rechte! Mir kommt's vor, daß viel mehr von den kleinen Knirbsen geredet wird, seit ein Jeder ein großer Mann sein will — s'ist wahr, s'ist nicht so gemein. — Doch am Tage da ist es noch Nichts, aber 's Abends — o 's Abends, was ist das da für 'ne brillante Lumnation von bunten Gläserchen und Lämpchen und Laternchen und — Fetttöpfen! Ja, an Fett und Oel ist kein Mangel, denn wenn Ihr nicht so gut

*) Der „bontanische Garten" ist nicht der große „Kräutergarten", er besteht aus einer Art von Rosenhügel, auf welchen Blumentöpfe und Gesträuche gesetzt werden. Einige Männchen und Polichinellen von Thon machen die Bevölkerung aus, von Felsen aus Steinkohlen und Metallschaum strömen Wasserfälle, die eine zinnerne Wassermühle drehen, und soll es recht prächtig sein, so kommt auf die Spitze des „Kiesberges" ein Lustschloß aus Pappe.

**) Postuerken Statuen.

***) Manneken-pis, die berühmte kleine Statue, welche der älteste Bürger von Brüssel heißt.

aufpaßt, so läuft es Euch von allen Seiten auf den Leib. Ja, es ist dann hier so hell erleuchtet, daß man, wenn es gerade Mondschein ist, beinah die Straßenlaternen nicht brauchte. Und obenein ist noch in allen Wirthshäusern Bauernball! Na, ist das eine Erfindung! Und gar nicht theuer — s'ist Alles nur mit Stroh behangen und Keiner darf 'rein, der nicht 'nen Kittel anhat, und von den Frauen keine, außer in Rock und Jacke, wie die Bauerweiber, dann sind da zwei Musikanten, 'ne Violine und eine große Trommel, und da wird 'mal fix getanzt und gesungen und gesprungen! Hui!

O schöne Kirmeßzeit! u. s. w.

Von Straß' zu Straße man dann sieht
Cartouche und Genoveva,
Marlbrouck, der aus zum Kriege zieht,
Und Moses oder Alva.
Ja, Keiner steht gemalt, den man
Nicht in den Büchern finden kann.

Ja gewiß, was man auf den Kasten sieht, das ist Alles wirklich geschehen, Geschichten wollen wir nicht, das ist nur für Kinder, wir wollen ordentliche Begebenheiten. Da giebt's denn so alle Jahre was anders; mag's nun sein vom Doktor Faussius oder Blaubart,*) oder von Panurg auf der Laternen-insel, oder vom kleinen Däumling, oder endlich von Robert dem Teufel.**) Ja, meistens ist's immer so was aus der Geschichte unsers Landes, oder aus dem neuen und dem alten Testament, ja, sogar aus der Bibel. Besonders in unserm

*) Barebo Bleu.

**) Robert le Diabre.

Gäßchen da war's prächtig — ho! ho! da hatten wir das Leben vom seligen Herrn Simson. Tausendsasa, das muß seiner Zeit ein Bursche gewesen sein! Auf dem ersten Kasten sieht man ihn mit einem papageigrünen Rock und einer kurzen gelben Hose, und zum Zeitvertreib zerreißt er einen Löwen, als ob's ein Kaninchen wäre. Auf einem andern Kasten spielt er noch mehr den Nerkul, da schlägt er das ganze Lager des Großtürken kurz und klein. Mit dem Kinnbacken eines Esels in der Hand giebt er einem ganzen Regiment Pompiers*) eine solche Tracht Schläge, daß sie wie die Kegel über einander hinpurzeln — im Hintergrunde stehen die Kanoniers bei ihren Stücken — ich wußte nicht, daß man das Pulver schon so früh gekannt hätte. Nun, zufolge der Geschichte sind die Hasen davongelaufen, weil sie dachten, sie könnten von demselben Tuche Hosen gemacht kriegen. Und auf einem andern Kasten da hat Meister Simson noch wieder mehr zu thun. Er ist in Hemdsärmeln und lauft mit einer Art von großem alten Kleiderschrank einen hoogen Berg hinauf.**) Was das bedeuten soll, daraus wird kein Schwein klug. Aber der nächste Kasten — was da d'rauf steht, das begreift man leicht — da sitzt er in einem langen rosenrothen Schlafrock, und was wieder garstig ist, ein Weibsbild schneidet ihm die Haare à la Malcontent. Er scheint auch sehr wenig damit zufrieden, denn man sagt, daß er dadurch seine Kraft verlor. Wäre es heutzutage noch so, daß die Kraft in den langen Haaren stäcke, was für Simson's würd' es geben!

*) Irrthum, entstanden aus den Helmen der Philister.

**) Ein „hooger" Berg wird im Schlesischen so gut gesagt wie im Vlämischen.

Es giebt Menschen, die würden dafür Alles geben was sie hätten — ich auch, wenn ich nur was hätte. Ja, und da ist auch noch der Schwiegersohn vom rothen Hans, vom Holzhacker, der hat mehr als ein Mal seine Uhr versetzt, um in der Kalvekade mitzureiten; aber das war ein Mal ein Mameluck! er war noch dazu Korporal — aber, heiliger Steinweg! da wußten sie wieder was auf sein Pferd zu reden — da hieß es: „na, das ist auch ein schöner Kleiderrechen! es wird doch nicht den Kopf zwischen die Beine nehmen? paßt nur gut auf, daß es nicht umfalle!" Und es war doch mit einem reinen Tischtuch behangen, aber von seinem Konstum — nein, darüber konnte nicht kretikirt werden — ganz weiß und 'nen papiernen Türkenchako auf mit einem großen Federbusch d'rauf, und seine Frau hatte ihm einen mousselinen Halskragen geborgt und ihre goldene Kette und Ohrringe und außerdem noch ein Paar schwarze Baumwollenhandschuh — nein, er sah Euch aus! Wie einer von den heiligen drei Königen — Ihr wißt, auf dem Aushängeschild von dem einen Tabaksladen? O Himmel, wenn ich doch auch noch ein Mal so weit kommen könnte! Und wenn ich auch nur Lancier wäre, oder — ja, das paßte mir noch besser, wenn ich mit auf den Bauerwagen könnte, denn da wird immer brav getrunken. Ja, von nun an fang' ich an zu sparen, und's nächste Jahr bin ich dabei, und dann — dann soll's was geben.

O schöne Kirmeßzeit,
Was bringst du für Vergnügen,
Es trinkt hier Fröhlichkeit
Ein Jeder in langen Zügen!
Von Jedem hörest du:
„Was geht's hier lustig zu!"

Ja, s'is
Gewiß:
Kein schöner Fest,
Als unser Fest!
Die ganze Stadt
Kein gleiches hat.

De Hertog van Alva, bekroond in 1847. Tooneelbundel. Gent 1848.
Karel en Robrecht, vervlaemscht volksdrama. Brussel 1848.
Een hartstogt, vervlaemscht blyspel in een bedryf. Brussel 1848.
De Eerepost, vry vertaeld blyspel in een bedryf. Brussel 1849.
Karel de Goede naer het fransch van Polain. De Voorstander des landbouws, 1849.
Vrouwkens-avond. Voorstander des landbouws, 1849.
De Steltenloopers van Namen. Broedermin 1849.
De Onze-lieve-Vrouw-brug, naer het fransch van den Bibliophile Jacob. Broedermin 1850.
De Schaterlach, vervlaemscht burgerdrama in dry bedryven. Brus. 1850.
Myn Buerman, wederwaerdigheden uit het leven van een echten tooneelliefhebber, verhael. Broedermin 1850.
Een Zeemansverhael. Broedermin 1851.
Eene Sneeuwmaend. Broedermin 1851.
Broek, reisbeschryving. Broedermin 1851.
Een arm huisgezin. Broedermin 1851.
Zwitschersche volksoverleveringen naer Marmier. Broedermin 1841.
Eene vlaemsche tooneelvertooning in het begin der verledene eeuw. Broedermin 1851.
Rederykers en rederykkamers, historische schets. Broedermin 1851.
Brussel tydens de Sans-Culotten. Vlaemsche Stem 1851.
Een Aprilvisch, Novelle. Vlaemsche Stem 1851.
Jacoba van Beyeren, geschiedkundig verhael. Vlaemsche Stem 1852.
Esoop de Phrygier. Broedermin 1852.
Eene Wraek, historisch verhael naer Berthoud. Broedermin 1852.
Regulus. Broedermin 1852.
Oorspronkelyke boertige Tooneelliederen. Brussel 1852.
De Zywormen. Vlaemsche Stem 1852.
Kleine byzonderheden nopens groote mannen. Broedermin 1852.
List tegen list, blyspel (als medewerker met J. Roelants). Brussel 1852.
Godfried van Bouillon, eene waere vaderlandsche gebeurtenis, nauwkeurig verhaeld, kluchtig tafereel. Almanack van het Willemsfonds. Gent 1853.
Willem Beukels, oorspronkelyk zangspel (met de medewerking van Eug. Stroobant). Brussel 1853.

's Knechten wil is 's meesters wil, tooneelspel (als medewerker met J. Roelants. Brussel 1853.

Agneessens, vaderlandsch drama, in vyf bedryven en tien tafereelen naer G. Vaez. Brussel 1853.

Het vlaemsch tooneel, eene ligte schets. Broedermin 1853.

Leonidas de duiker. Broedermin 1853.

Angelina, romantisch verhael. Broedermin 1853.

De kerkgestoelten te Vilvoorden. Broedermin 1853.

Rybroek en Spillebout, omgewerkt kluchtig zangspel. Brussel 1854.

Jets van achter de gordyn, eene schets naer de waerheid. Reis- en huisbibliothek, 9. levering. Gent 1854.

Vlugtige oogslag over de invoering der zydestoffen in Europa. Broedermin 1855.

Een toevallige treurspeler, kluchtige novelle. Nederduitsch letterkundig jaerboekje, 1855.

Verhandeling over de vroegere ontdeckingsreizen. Broedermin 1855.

Jan Breydel, vaderlandsch drama, vry naer Cl. Michaels. Gent 1856,

Een Morgenuitstapje, wandelings-herinneringen. De Tyd. Brussel 1856.

Een Vastenavondzot, omgewerkt kluchtspel in een bedryf. Gent 1856.

Een gelukkige huwelyksgetuige, tooneellied. Gent 1856.

Eene bladzyde uit de geschiedenis van een' matrassenklopper, die nog leeft, kluchtig verhael. Die Leeskamer, 21. aflevering. Gent 1857.

Wat sommige franschen zoo al van hunne tael denken. Letterkundige bydrage. De Tyd. 1857.

Zetternam (Eugen Judocus Joseph Diricksens), geboren zu Antwerpen den 4. April 1826, wurde zum Handwerk eines Haus- und Möbelmalers erzogen. Es ist dem eigenthümlichen Antwerpner Leben zu danken, daß der junge Handwerker mit einigen Mitgliedern der Gesellschaft „Die Verachteten“ in Berührung kam. Der Umgang mit diesen vaterländisch-gesinnten Männern machte ihn zum glühenden Vlaming und zugleich zum Schriftsteller. Zetternam war neunzehn Jahr, als sein erstes Buch erschien. Es gab ihm einen Namen. Van Beers und Conscience wurden nicht nur seine Beschützer, sondern auch seine Freunde. Der Kreis der Antwerpner Li-

Literaten nahm den Handwerker auf. Auch als die Conscription ihn aus demselben entführte, wurde er nur äußerlich Soldat. In der Kaserne zu Dendermonde schrieb er den Roman, welcher in dem Preiskampf der Genter Gesellschaft „Die Sprache ist ganz das Volk" den goldenen Ehrenpreis gewann. Van Beers hatte seinen Freund zu dem Versuch ermuthigt. Während Zetternam schrieb, schrieb Van Beers ab, und „Mynheer Luchtervelde" wurde glücklich zur rechten Zeit fertig, um einen jungen Korporal in einen bekrönten Schriftsteller zu verwandeln.

Seine Freunde hatten inzwischen nicht geruht, bis er frei und der Literatur gänzlich wiedergegeben wurde. Gänzlich? Nein. Sie mußte ihn mit dem Handwerk theilen, welchem er den Tag über angehörte. Erst wenn es Nacht wurde, erst wenn er die Nothdurft für den nächsten Tag erworben hatte, war es ihm erlaubt, Schriftsteller zu sein.

Und so begann denn eine Thätigkeit, welche nicht anders konnte, als ihn verzehren. Zetternam wurde, um so zu sagen, der Reisende der vlämischen Sache. Er warb Kämpfer an, er machte Proselyten. Van Melckebeke in Mecheln sagte mir mehrmals: „Zetternam allein ist es gewesen, der mich für die vlämische Literatur gewonnen hat." Er war bei dem „Midden-Komiteit", er half die „Vlämische Schule" gründen, und er schrieb ohne Ruhe und Rast. Seine literarische Laufbahn währte nicht länger als zehn Jahre, und er hat über dreißig größere und kleinere Werke hinterlassen.

Vielleicht wäre er der Arbeit nicht erlegen, aber zu der Arbeit kamen Sorgen. Um zwei Kinder zu legitimiren, verheirathete er sich am 29. August 1849. In jedem Falle wäre es zu früh gewesen, in diesem war es zu seinem Unheil. Bald sollte er für drei Kinder das tägliche Brod verdienen, und wenn er heimkam, wurde er nicht getröstet, nicht erquickt, und so ward es der Mühe zu viel. Am 10. Oktober 1855 starb Zetternam an einem dreimonatlichen Brustleiden. Von der treuen Pflege, welche man ihm angedeihen ließ, habe ich bereits gesprochen. Am 13. Oktober um 10 Uhr Morgens

wurde er zur Ruhe gebracht. Nicht nur alle literarische Gesellschaften der Stadt, auch mehrere der bedeutendsten aus Brüssel und Gent waren bei der traurigen Feierlichkeit vertreten. Jakob Karsman legte eine Lorberkrone auf den Sarg. Mehrere Redner sprachen die allgemeine Trauer aus. Der letzte war Conscience. Nachdem die Pflichten gegen den Todten erfüllt waren, gedachte man derer gegen die Familie. Conscience und Van Beers gaben, der Erste „Die Sendung der Frau," der Zweite „Zetternams Schwanengesang" in einem Bändchen heraus, dessen Ertrag den Waisen zu Gute kam. Frau Van Ackere hatte bereits früher in dem Wochenblatt von Dixmude einen Aufruf zur Unterzeichnung auf eine Dichtung „Eugen Zetternam" ergehen lassen, welche 1857 erschien. Der Volksdichter Clesse forderte zu Zeichnung von Beiträgen in folgenden einfachen und herzlichen Worten auf:

Bon Zetternam! à ses derniers moments,
Auteur sorti de la classe ouvrière,
Avec sa gloire aux écrivains flamands
Il a légué ses enfants et leur mère.
Nous aussi nous les adoptons!
Dans nos yeux une larme brille,
En répétant: Flamands, Wallons,
Ce ne sont là que des prénoms:
Belge est notre nom de famille,
De famille.

Auch verzichtete Eugen Van der Haeghen in Gent, der Verleger von Zetternams letztem Roman, zu Gunsten der Familie völlig auf den Ertrag dieses Buches.

Aus der reichen Nachlassenschaft Zetternams wähle ich zuerst einige Bruchstücke seiner „Abhandelung über die niederländische Malerschule", welche bei Gelegenheit des vierhundertjährigen Jubiläums der St. Lucasgilde geschrieben, von ihr bekrönt wurde und in ihrem „Album" erschien. „Dieses Werk", sagt P. Génard, nach dessen Artikel über Zetternam

in der Vlämischen Schule der meinige geschrieben ist, „dieses Werk kann als ein Meisterstück angesehen werden und übertrifft weit Alles, was in dieser Art selbst in fremden Sprachen geschrieben worden ist.“

Das ist es, was Zetternam sogleich im Anfange über Johann Van Eyck sagt.

„Johann Van Eyck wurde gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts (1390?) zu Maeseyck geboren, also in einer für die Künstler ungemein günstigen Zeit. Europa arbeitete sich langsam unter dem Druck hervor, welcher Jahrhunderte von Barbarei hindurch auf den Seelen gelastet hatte. Mit dem Aufhören der wilden Kämpfe um das Leibliche verloren auch die leiblichen Genüsse viel von ihrem allzugroßen Werth. Sobald die Sitten friedsamer wurden, empfanden die Menschen das Bedürfniß, die eingeborne Poesie wiedergespiegelt zu sehen. Die Erscheinung eines ausgezeichneten Malers, eines ausgezeichneten Denkers, eines ausgezeichneten Dichters galt noch als ein Wunder. Die Sehnsucht der Menschheit war noch nicht durch Tausende von Meisterstücken gesättigt; man betrachtete den genialen Menschen als einen von Gott Gestempelten und schätzte ihn im Verhältniß seiner Schöpfungen. Wo ein Talent sich offenbarte, da fand es, um sich entfalten zu können, Beschirmer, um Frucht bringen zu können, Helfer. Die Großen der Erde wetteiferten mit einander, hervorstechende Geister in ihren Häusern aufzunehmen. Und wie groß der Eindruck der Künstler auf die Masse sein mußte, kann man daraus abnehmen, daß man beim Ausgraben der Leiche von Huibrecht Van Eyck seinen rechten Arm als eine Reliquie an der Thür der heutigen St. Baefskirche in

Gent zur Schau stellte, wo er an drei Jahrhunderte hinter einem eisernen Gitter zu sehen blieb.

„Dieser Huibrecht war der ältere Bruder Johanns, wie man sagt, sein Lehrmeister, gewiß sein Mitarbeiter. Vielleicht ging er seinem Bruder im Ruhme voraus, aber als Beide gemeinschaftlich mit ihrer Schwester Margarethe sich in Brügge niederließen, waren sie alle Drei gleich berühmt. Sie genossen bereits die Früchte ihrer Begabung, als das Erfinden der Oelfarbe sie so weit über alle ihre Nebenbuhler erhob, daß von diesen nicht ein Mal eine Ueberlieferung bis zu uns gekommen ist.

„Von nun an kannte ihr Ruhm keine Grenzen mehr. Ueberall, wo die Kunst empfunden wurde, gerieth man in Entzücken über die Töne, welche die Van Eycks auf die Leinwand zauberten, und welche an Reichthum und Pracht Alles übertrafen, was man bis dahin gesehen hatte. Von allen Seiten kamen die Liebhaber herbei, um die seltsamen Menschen zu besuchen, welche solche Wunder schufen, und Italien sandte seinen Antonello da Messina ab, um diese Kunst nach der Halbinsel herüberzuholen. Die Van Eycks standen in dem größten Ansehen, ihr Reichthum nahm zugleich mit dem Ansehen zu, und nachdem Huibrecht und Margaretha das Zeitliche mit dem Ewigen vertauscht hatten, trat Johann in persönliche Freundschaft mit Flips dem Guten*), und nahm bei ihm, wie man sagt, den Platz des Kämmerlings ein.

„Der Aufenthalt am Hofe, der Einfluß, welcher daraus entsprang, der Reichthum, der die Folge davon war, konnten

*) Philipp.

nicht verfehlen, in dem Künstler hohe Gesinnungen zu entzünden. Der Geist, welcher ehedem in unserm Lande herrschte, war unter der Regierung der Burgunder verschwunden. Frankreich flößte uns seine aristokratischen Neigungen ein, und unser Maler mußte dem Strome folgen. Auch findet man auf seinen Bildern keinen einzigen Volkstypus, nichts von dem Bürgergeist, welcher später unserer Kunst so viele Meisterstücke eingab. Reichthum und Pracht, das ist es, was Van Eyck am liebsten darstellte: man sieht es allen' seinen Werken an, daß seine Neigung ihn antrieb, die kostbaren Teppiche, die goldenen Sessel, die brokatnen Throne, die anmuthigen Gärten zu malen, an welchen sein Gemüth sich erfreute. Seine Kunst drang einzig durch das religiöse Gefühl bis in die Masse, und ebenso war es das allein, wodurch er schon bei Lebzeiten den überraschendsten Ruf unter dem Volke bekam.

„Und in der That ist Johann Van Eyck vielleicht der gottesfürchtigste Künstler, den es je gegeben hat. Er verstand es vor Allen, in der Kunst das Geistige vom Körperlichen zu trennen, und unabhängig von der Schönheit oder Häßlichkei des Antlitzes die innere Vortrefflichkeit darzustellen. Darin liegt das große Uebergewicht, welches seine Schule über die nadern gewann; darin liegt die Ueberlegenheit der reinen christlichen über die heidnische Kunst.

„Die Alten begriffen die Seele ohne körperliche Eigenschaften nicht; die Sterblichen brachten, ihrem Glauben nach die Vorzüge und die Gebrechen des Leibes mit in den Himmel oder in die Hölle. Vulkan ging lahm. Ist es zu verwundern, daß sie ihre Gedanken durch die Form allein auszudrücken wußten, daß sie gute Eigenschaften durch Schönheit

schlechte durch Häßlichkeit darzustellen suchten? Ja, selbst die Gestalten der Thiere nahmen sie zu Hülfe, um ihre Begriffe zu veranschaulichen: die Macht Jupiters wurde durch eine Stierstirn angedeutet, den Satyrn setzten sie Bockshörner auf.

„Ganz anders empfindet der Christ. Für ihn bleibt die Seele stets vollkommen, so gebrechlich auch der Körper sein möge. Und das war es, was Johann Van Eyck in seinen Meisterstücken beabsichtigte; zu sehr Dichter, um das Schöne allein in der Idealisirung der Form zu suchen, war es ihm hauptsächlich zu thun, aus den Zügen seiner Gestalten die Seele scheinen zu lassen.

„Auch ein viel zu ernster Denker war Van Eyck, um außer dem Wesentlichen Hülfsmittel für die Poesie unserer Gottesverehrung zu suchen. Er begriff Christus in der Vollkommenheit seiner göttlichen Aufopferung. Gleich allen Malern des Mittelalters stellte er Jesus bei der Anbetung der heiligen drei Könige als ein neugebornes Kind dar. Später hat man diese Genauigkeit nicht erhaben genug für den Gottmenschen gefunden: die Italiäner, denen die übrigen Nationen darin nachfolgten, machten aus dem eben zur Welt gekommenen Christus ein Kind von drei Jahren. Die Italiäner waren der heidnischen Kunst zu nah, das körperlich Schöne ist zu leicht faßbar und für den Menschen zu anlockend, als daß sie nicht hätten suchen sollen, das heidnische Ideal mit dem christlichen zu vereinigen und einer Religion, deren Größe eben in dem abstrakten Begriff besteht, den Schmuck der äußeren Schönheit beizufügen.

„Uns dünkt, man habe den Erlöser durch diese Veränderung verringert. Das neugeborne Jesuskindchen trägt bereits

auf dem Schooße seiner Mutter große Gedanken in sich. Man ist bewegt, daß man Gott so ächt Mensch geworden sieht, man fühlt bei dem Anblick seiner kindlichen Schwäche, wie er sich vorbereitet, um durch körperliches Leiden den Flecken der Menschen wegzubüßen. Bereits in der Wiege sieht man ihn seine Gottheit verläugnen und mit den Kindern Kind sein, um später mit den Menschen Mensch zu werden. Hierin liegt die unermeßliche Größe des Christenthums.

„Wie unendlich hat man dagegen durch das italiänische sogenannte Idealisiren des göttlichen Kindes den Hauptgedanken unserer Religion in das Prosaische herabgezogen! Es liegt darin eine Bevorrechtung vor uns Allen. Gott scheint nur Mensch geworden, um es blos halb zu sein, und sein Ursprung strahlt bereits bei seiner Geburt hervor.

„Wir halten dafür, daß Van Eyck ein mächtigerer Denker, ein größerer Dichter war, als unsere spätern Maler, und daß er durch keinen Hauch italiänischer, d. h. halbheidnischer Kunst besudelt, die Kunst religiöser auffaßte und besser als Alle die Aufopferung des Gottmenschen verstand."

Diese Stelle muß, um keinen Anstoß zu erwecken, vom vlämischen Standpunkt der Kunstanschauung aus angenommen werden. Unparteilichkeit darf man von Zetternam so wenig erwarten, wie von irgend einem ächten Vlaming.

Sehr gut ist, was er über Adrian Brauwer sagt.

„Adrian Brauwer war er selbst. Man kann weder seinen Ton, noch seine Art zu malen, noch seine Zeichnung, noch seine Composition mit denen eines früheren Meisters vergleichen. Er war sparsam wie die Einfachheit, fröhlich wie das Volkslied, wahr wie die Natur, mannichfaltig wie die Gemüthsart

der Menschen. Er durchlief die ganze Tonleiter der Wirthshauslust von dem dumpfen Gezänk bis zu dem gellenden Gesang. Er brachte Poesie in das vlämische Wirthshausleben, wo die Brüderlichkeit wohl auf Sekunden durch Zwist gestört werden kann, aber wo die Streitenden augenblicklich wieder zusammen trinken und Alles vergessen."

Hier noch die Schilderung eines Bildes von David Ryckaert aus Antwerpen.

„An der Thür eines Gehöftes sitzt rund um einen Tisch mit Kirmeßschinken eine Bauernfamilie unter dem Schatten eines Nußbaumes, welcher seine Zweige über das ganze Bild ausstreckt. Links sitzt der alte Vater, neben ihm, hinter dem Tisch, in einem Binsenlehnstuhl die alte Mutter, vorn, mit dem Rücken dem Beschauer zugekehrt, der Sohn, rechts, mit ihrem Kindchen auf dem Schooße, die bereits verheirathete Tochter, und zwischen ihr und der Mutter die Schwester, welche von dem jungen Ehemanne lachend einen Kuß empfängt.

„In der Entfernung sieht man noch verschiedene Personen, aber die haben mit dem philosophischen Gedanken der Gruppe Nichts zu thun, sie sind nur da, um anzudeuten, daß Kirmeß ist.

„Hinter dem Sessel der Großmutter hat ein Mann Platz genommen, und während er Trommel und Flöte rührt, fangen zwei arme Kinder, zwei arme Schäfchen, durch die Noth getrieben, zur Belustigung der Gesellschaft an zu tanzen.

„Der Großvater, welcher eben das Glas an den Mund bringen wollte, hält auf halbem Wege inne und sieht sich verwundert um; das bereits gebrechliche Mütterchen sucht sich im Sessel aufzurichten, um, über den Tisch gelegt, die Kinder

lachend anzufeuern; das Kindchen setzt sich auf dem Schooße der Mutter zurecht, um das schnurrige Spiel mit anzusehen, und der Sohn biegt sich mit seinem Stuhl zurück, um den kleinen Jungen besser sehen zu lassen.

„In diesen so einfachen Vorwurf hat der Maler eine Welt von Gedanken zu legen gewußt.

„Die unseligen Kinder, welche dort um des lieben Brodes willen tanzen, sind gealtert durch die Armuth, niedergedrückt durch das Elend; innerer Jammer, die Bitterkeit ihres Lebens verräth sich trotz des angenommenen Lachens. Ihr Blick erweckt schon das Mitleiden, und sicher kann man solchen Unglückseligen das Almosen der christlichen Liebe nicht verweigern.

„Der Großvater ist das echte Bild des sittlichen Elends, welches nur nach dem Brode aussieht. Nie sahen wir einen Kopf, auf welchem die Noth düsterer gezeichnet stand. Das ist der ächte Arbeiter, welcher sein ganzes Leben hindurch gestrebt hat, sich aus der Armuth emporzuarbeiten, dem es jedoch damit nicht geglückt ist. Das sagt uns die Verschmitztheit, welche aus seinem Gesicht blickt, die tiefgefurchte Stirn, der bittere Blick, welchen er auf die tanzenden Schäfchen wirft und das scharfe Lächeln, womit er ihn zu mildern sucht.

„Der Mann ist herzlos geworden in der Welt, die herzlos für ihn war, und daß er das Glas nicht zurück auf den Tisch stellt, um dem Tanz der Kinder gemächlicher zuschauen zu können, das kommt daher, weil er im Trunke Vergessenheit für seine Entmuthigung sucht.

Seine Frau empfindet so wenig den Zustand ihres Mannes, wie ihren eigenen. Die Alte hat vielleicht ihr ganzes

Leben hindurch nicht ein einziges Mal daran gedacht, einen Schritt höher zu thun. Auf die Erde gestoßen, mit der Hoffnung jenseits einst glücklich zu sein, hat sie niemals trübe gesehen, sondern bei Allem, was lustig ist, gelacht. Jetzt lacht sie wieder über das artige Springen der Kinder, welche um ein Stückchen Brod tanzen.

„Wehmüthiger dagegen kann man Nichts sehen, als die verheirathete Tochter. Sie ist das Ebenbild ihres Vaters. Was hat sie in ihrem Leben nicht Alles geträumt! Nichts was um sie her vorgeht, zieht ihre Aufmerksamkeit an, ihr Blick irrt im Ungewissen, und auf ihrem lieben Gesicht liest man das poetische, aber traurige Sinnen, welches weh thut und dennoch Reiz hat.

„Denkt sie vielleicht, daß der heutigen lustigen Verschwendung der Mangel folgen wird? Fürchtet sie, daß an die Stelle des Schinkens das trockne Brod folgen, daß sie keinen leckeren Bissen mehr haben wird für das Schäfchen, welches auf ihren Knieen spielt und welches sie so achtlos festhält, während es nach den springenden Kleinen sieht? Wer weiß! Aber sicher ist es, daß sie innerlich leidet, daß die Zukunft ihr bang macht, nur ist sie zu gut, um durch beißende Bemerkungen die geheiligte Kirmeßfreude zu stören.

„Ihr Mann denkt nicht wie sie. Er ist lustig, aufgeräumt, ausgelassen, er lacht, er jauchzt, er springt, er tanzt, er umarmt seine Schwägerin, welche gleich der Mutter vorn übergebogen, in seine Lust einstimmt und ebenso laut jubelt, wie er. Vielleicht, daß ein wenig Eifersucht darüber auch noch im Herzen der jugendlichen Mutter ist."

Diese während des Blätterns gewählte Proben werden, glaub' ich, genügen, um auf die Arbeit des Antwerpner Kunstkritikers aufmerksam zu machen. Eine Probe von Zetternams novellistischer Schreibweise zu wählen, war schwerer. Er ist so mannichfaltig. Bald phantastisch-philosophisch, wie in den „Schwänen" und in der „Zauberdose," bald melancholisch-burlesk, wie in den „Abenteuern eines alten Gemäldes" und in „Wie Pietje Triste Glück machte," bald wieder antigesellschaftlich-pathetisch, wie in „Wegen zwei Centen minder," „Meinherr Lüchterveldе," „Tantchen Mortelmans." Diese letztere Geschichte hätt' ich gern übersetzt; ich steige nie an der Station von Antwerpen aus, ohne an die meisterhafte Schilderung derselben zu denken, mit welcher „Tantchen Mortelmans" anfängt. Ebenso stark versuchte mich „Rowna", dieses unübertroffene Erstlingswerk Zetternams, in welchem es durch die gelassene Kühnheit seiner Behandlung ganz einfach und natürlich scheint, daß die Zigeuner aus ihrem wüsten Lager auf unirdischen Ungethümen durch die Luft und durch die Mauern von Schloß und Kapelle reiten. Aber auch für „Rowna" hatte ich nicht Raum, und so gebe ich denn eines jener Playdoyers für die arbeitende Klasse, welche Zetternam, mit ehrlichem Herzen, aber bisweilen mit allzugroßer Bitterkeit schrieb. Es ist aus dem „Niederdeutschen Jahrbüchlein für 1847," und heißt:

Eine Skizze aus dem Arbeiterleben.

Koben Huysens und Petrus Kools waren von Klein auf gute Spielkameraden gewesen und später als Arbeiter unzertrennbare Gefährten geworden. War Kirmeß, oder fand sonst ein Volksfest statt, traf man nie den Einen ohne den Andern; sie würden sich jedes Vergnügen vorgeworfen haben, welches sie nicht gemeinschaftlich genossen hätten. Das ging so fort, bis Beide in den Ehestand traten, wo denn Jedem ein völlig anderes Loos beschieden war.

Petrus Kools hatte eines jener unseligen Frauenzimmer geheirathet, die da meinen, mit der Heirath sei Alles gethan, und sie kämen nun von selbst durch die Welt. Kaum Frau, wurde sie unsauber, faul, hielt nicht Haus und versäumte die Zeit mit Klatschen bei den Nachbarn. Petrus, der es bei seinen Eltern gewohnt gewesen war, daß man ihm Alles ordentlich gemacht hatte, sah jetzt, wo seine unordentliche Frau für ihn Sorge tragen sollte, ganz abgerissen aus. Und doch wurde es noch ärger, als sie ihn mit einem Söhnchen allein auf der Welt ließ. Da er sich nicht wieder verheirathen wollte, weil es ihm in der Ehe gar zu schlecht gegangen war, gab Kools sein Kind auf's Land in Kost, kaufte sich Mittags irgend etwas, oder kochte sich Abends selbst sein Essen für den nächsten Tag, wo er es dann, wie es gerade kam, kalt oder aufgewärmt genoß. Dieselbe Unordnung wie in seinen Mahlzeiten herrschte auch in seiner Kleidung, und da das Waschen und Ausbessern der Sachen ihm theuer kam, er für das Kind bezahlen mußte und denn doch auch gern seinen Schoppen trank, so konnte er nicht viel auf sich wenden und ging sowohl Sonntags wie Werktags sehr unscheinlich.

Dem Koben Huysen war es ganz anders ergangen. Seine Frau war zwar nicht so schön, wie die von Petrus gewesen war, aber sie war sparsam, fleißig und ordentlich. Man sah es auch bald an Kobens Kleidung, daß es mit dem Haushalt gut stand, obwohl Koben bisweilen zu tief in die Kasse griff, um sich etwas Schönes, das über seinen Stand war, auf den Leib zu schaffen. Man sieht daraus, daß die heutige Kleidersucht ihm in den Kopf gestiegen war und kann sich leicht vorstellen, daß er, der sich als ein Herr trug, seinen

liederlich aussehenden Kameraden von oben herunter ansah. Wenn er Petrus begegnete, drehte er den Kopf weg, und wollte ihn Petrus ja noch einmal anreden, so ließ er ihn hochmüthig ablaufen. Anfangs nahm Petrus sich das blos sehr zu Herzen, allmählich, da es ihm immer schlechter ging, fing er an, neidisch auf seinen ehemaligen Freund zu werden, und endlich haßte er Koben geradezu und schwor es sich hoch und theuer, daß dieser Haß von Kind auf Kindeskind forterben solle.

Das Geschick schien seinen feindlichen Gefühlen günstig, Koben starb bald, und seine Frau, die in Folge seiner Verschwendung die Kasse leer fand und für ein liebes Töchterchen zu sorgen hatte, erkannte die Nothwendigkeit der Einschränkung.

Sie verließ daher ihre bisherige Wohnung und zog in ein Bodenkämmerchen des Hauses, wo Petrus Kools zur ebnen Erde wohnte. Fern war sie davon, in ihrem Hausgenossen einen Todfeind zu vermuthen, denn sonst würde sie sich wohl eine andere Wohnung ausgesucht haben. Ebensowenig wußte Petrus, daß die Wittwe seines Feindes über seinen Kopf ziehen könne, denn sonst hätte er den Hauswirth sicherlich gegen die Einziehende aufgeredet. Wie es nun ein Mal war, konnte sie sich bald von den feindlichen Gesinnungen ihres Nachbars überzeugen. Kein Tag verging, daß Petrus sie nicht mit Absicht kränkte oder nicht irgend einen Wortwechsel in einen heftigen Streit zu verwandeln suchte. Das betrübte Martha, und noch mehr ging es ihr zu Herzen, daß Petrus, von dem sie doch wußte, daß er sich selbst kochte, nie siedend Wasser zum Kaffee von ihr verlangte, oder sie bat, ihm aufzuwaschen, denn Martha war äußerst dienstfertig und hatte noch überdies

Mitleiden mit dem Unbeholfenen, dem die Hülfe einer Frau so unentbehrlich gewesen wäre.

Trotz ihrer Gutmüthigkeit und Verträglichkeit nahm jedoch Petrus böser Wille dermaßen zu, daß eine minder geduldige Frau sich gewiß nach einer andern Wohnung umgesehen haben würde. Vielleicht hätte selbst Martha sich dazu entschlossen, hätte sie sich nicht versprochen gehabt, soviel wie möglich für ihre Tochter zu sparen, und wäre sie deshalb nicht vor den Kosten zurückgewichen, die ein Umzug von Frauen immer mit sich bringt. Auch wußte sie, daß sie bei dem jetzigen theuern Miethszins nicht leicht ein so nettes Stübchen für einen so geringen Preis finden würde, und so blieb sie denn wo sie war, obgleich Petrus noch unleidlicher wurde, als erst sein Sohn Franz anfing, beim Hausmalen etwas zu verdienen und so den Vater von der Nothwendigkelt befreite, für ihn sorgen zu müssen. Seitdem konnte Petrus mehr auf sich selbst wenden, und nun suchte er die Wittwe durch seinen Staat zu demüthigen, wie früher ihr verstorbener Mann ihn durch den den seinigen gedemüthigt hatte. Da ihre Tochter, obwohl sie ihr Bestes that, doch immer noch minder oder mehr der Mutter zur Last fiel, so konnte Martha sich nur das Allernothwendigste anschaffen, und nie verfehlte Petrus, wenn er des Sonntags ausging, sie wegen ihrer ärmlichen, obgleich netten saubern Kleidung zu verhöhnen. Die Wittwe begriff nun endlich, wodurch sein Haß entstanden war, und ihr Mitleiden für den groben Menschen machte einer geringschätzigen Gleichgültigkeit Platz.

Die Uneinigkeit der Eltern war jedoch nicht auf die Kinder übergegangen. Obwohl Petrus Alles that, um seinen Sohn

gegen die Wittwe und ihre Tochter aufzureden, obwohl auch Maria ihre Mutter mit Entrüstung von ihrem Feind und selbst von dessen Sohn sprechen hörte, hatten die jungen Leute einander doch gern und liebten sich sogar bald recht von Herzen. So lange er noch Gassenjunge war, hatte Franz allerdings, durch seinen Vater angehetzt, die kleine Maria auf alle mögliche Weise gequält, aber als er aufwuchs und zugleich vernünftiger wurde, lernte er bald ihre guten Eigenschaften einsehen und schätzen. Er sah, daß sie nicht sowohl aus Armuth, wie aus Vernunft sich von dem Aufwand zurückhielt, der für die Mädchen der arbeitenden Klasse so verderblich ist. Er sah auch, wie gut sie das Hauswesen verstand, und diese Eigenschaft wußte er, der immer in der Unordnung leben mußte, vorzüglich zu würdigen. Genug, er fand, daß es nicht so dumm sein würde, Maria einst zu seiner Frau zu nehmen. Da das junge Paar sich täglich begegnete, und jedes Mal ein oder das andere Wort gewechselt wurde, gelang es Franz bald, Maria zu seiner Meinung zu belehren, und allmählig war es dahin gekommen, daß sie jeden Abend vor der Heimkehr des Vaters, der eine halbe Stunde länger arbeitete als Franz, einige Zeit lustig miteinander plauderten.

Eines Abends standen sie wieder beisammen und kamen, nachdem sie einander das und jenes erzählt, auf die Heirath. Franz hatte eine Menge Pläne dafür, Maria aber sagte: „ach, Franz, ich glaube, mit uns wird es nie 'was werden, und Mutter warnt mich so oft, von Euch zu lassen, bevor es zu spät sei und Ihr meine Unbesonnenheit benutzt habt, um —“

„Was?“ fiel Franz ihr in's Wort, „das sagt Eure Mutter? Nein, das ist doch garstig. Seht, Mie, junge Schrei-

der und glatte Herrchen thun das, auch wohl Arbeiter, die höher hinaus wollen, aber ein ehrlicher Handwerksmann wie ich, der denkt an Nichts als an die Heirath. Nein, das vergeß' ich nicht; es ist nicht schön von Eurer Mutter, daß sie denkt, ich könnte Euch unglücklich machen wollen, weil mein Vater ihr gram ist."

„Ich weiß es, Franz, und Mutter wird es auch nicht so schlimm gemeint haben, aber Euer Vater wird es doch nie zugeben, daß wir uns heirathen."

„Ich sage nicht, daß er es gerade gern sehen wird," erwiederte Franz, „denn er hat mir schon gedroht, mir den Kopf einzuschlagen, wenn ich noch mit Euch spräche, aber, Gott lob! ich bin schon zu alt, um mich noch schlagen zu lassen, und das kommende Jahr bin ich selbst alt genug, um auch ohne seine Zustimmung zu heirathen — wie ich gehört hab', kommt das vor."

„Ach, Franz, das möcht' ich doch nicht — man sagt immer, daß auf solchen Ehen kein Segen ruht," sagte das Mädchen traurig.

„Nun, ich meint' es auch nicht gerade so — Vater wird schon wollen, ich werd' ihn schon dazu bringen, Ihr werdet's seh'n, Mie; er ist nicht so schlimm, wie er aussieht. Habt nur guten Muth, es wird Alles gehen, nur müssen wir uns in Acht nehmen, daß Vater uns nicht sieht —"

„Und wir haben so lange geschwatzt — er ist sicher schon längst zu Hause."

Ohne auf Antwort zu warten, lief Maria die Treppe hinauf, kaum war sie einige Stufen oben, so hörte sie Franz erschrocken rufen: „Ach, Mie! Gott helf mir! Kommt und seht

doch 'mal! Sie bringen meinen Vater geführt, und er geht lahm — was um Gotteswillen muß geschehen sein?"

Das Mädchen kam zurück gelaufen, und sah in der That, daß zwei Arbeiter Petrus, der nur mit Mühe fortkonnte, nach Haus brachten. Sie folgte dem Beschädigten mit Besorgniß in seine Stube, um zu hören, was geschehen wäre, aber kaum wurde Petrus sie gewahr, so rief er: „was thut die Schlange hier? Werft sie aus der Thür, Franz, die neugierige Schalaster, die."

Traurig ging das Mädchen zur Mutter und erzählte der das Vorgefallene. Martha antwortete, sie hoffte, daß es weiter nicht so schlimm mit Petrus sein würde, denn sonst würde er großen Schaden dadurch haben. Sie zuckte die Achseln, als die Tochter ihr klagte, wie Petrus sie geschimpft, und rieth ihr nochmals, von Franz abzulassen.

Unterdessen hatte Franz erfahren, was geschehen war. Petrus arbeitete bei dem Herrn Bommel, einem reichen Kaufmann, der mit Colonialwaaren handelte. Gleich Allen, die Arbeiter unter sich haben, mißbrauchte auch dieser Herr es, daß es keine Arbeitsordnung giebt. Mehr als ein Mal schon hatte er seine Arbeiter über die bestimmte Zeit hinaus arbeiten lassen, ohne ihnen darum höhern Lohn zu geben. Auch diesen Abend war das geschehen; wie immer in solchen Fällen, hatten die Arbeiter sich gesputet und weniger Vorsicht als gewöhnlich angewandt, und so war eine Rosinkiste Petrus, der oben unter der Leiter wegspringen wollte, auf das rechte Bein gefallen. Schwer beschädigt, mußte er sogleich nach Haus gebracht werden.

„Aber es wird weiter Nicht sein," setzte er hinzu, nach-

dem er auserzählt hatte, „das ist morgen wieder gut. Da, Kameraden, trinkt ein Glas für Eure Mühe," sagte er zu seinen Gesellen, „und gehet nun."

Die Arbeiter gingen, aber Franz jammerte noch über das verletzte Bein, welches er mit Wasser badete. Der Vater schnauzte ihn an: „was wollt Ihr denn, Kleiner? Auf dergleichen müssen wir vorbereitet sein — morgen könnt Ihr Euch von Eurer Leiter herunter todt fallen. Wer davor Furcht hat, muß sehen, wie er sich ohne Arbeit sein Leben verdienen kann. Wir müssen nun ein Mal dergleichen Zufällen Trotz bieten, um unser Brod zu erwerben — wer das nicht will, kann Hunger leiden." Damit legte er sich knurrend zu Bett, in der Meinung, daß er nach zwei oder drei Tagen wieder an die Arbeit können würde. Aber darin hatte er sich schwer verrechnet.

Die Tage gingen hin, und es wurde nicht besser. Franz mußte auch zu Hause bleiben, um seinen Vater zu pflegen, und die Hausmittel, welche von Freunden und Nachbaren angerathen wurden, zuzubereiten und anzuwenden. Aber je mehr man an dem verletzten Beine herumkurirte, je schlimmer wurde es damit, und endlich fürchtete Petrus sogar den Brand hinein zubekommen, indem es, wie er sagte, drinnen wie mit tausend Nadeln stach. So wurde denn endlich beschlossen, den Armenchirurg zu rufen. Nach zwei Tagen und nachdem er drei Mal gerufen worden war, kam er endlich in aller Eile an, besah und betastete das Bein, schüttelte den Kopf und sagte endlich: „Ihr müßt in's Hospital."

„Nach dem Hospital?" frug Petrus erschrocken. „Nein,

Meinherr, das thu' ich nicht," setzte er nach einem Augenblick mit Festigkeit hinzu.

„Warum nicht?" fragte der Chirurg.

„Weil man da zu viel schneidet, um die Lehrlinge in der „Siruzie" zu unterrichten, und nicht daran denkt, daß die armen Arbeiter ihre Gliedmaßen brauchen. Da war Tistje Vink, der hatt' es am ersten Finger an der rechten Hand, und sie haben ihm den Finger abgenommen, obgleich Viele sagten, er hätte noch geheilt werden können. Und Franz D. Threes, dem haben sie sein gebrochen Bein dreimal geschient, und so schlecht, daß es zuletzt auch hat müssen abgesägt werden, und Jaek Lorre, der sich den Arm verrenkt hatte —"

„Nun, nun," sprach der Chirurg, „für das Alles kann ich Nichts, Euer Bein muß operirt werden, und Ihr habt weder die Mittel, noch ist es meine Sache, das hier zu thun Ich werde Euch einen Zettel geben, auf den man Euch im Hospital aufnehmen wird, und ein Receptchen, welches Ihr brauchen könnt, bis Ihr dort seid." Darauf nahm der Chirurg seinen Hut und ging. Franz und sein Vater wußten nicht mehr, wo aus und wo ein. Die wenigen Sparpfennige, welche sie bei ihrem unordentlichen Hauswesen hatten sammeln können, waren längst ausgegeben, und da Franz Nichts mehr verdienen konnte, hatte man selbst schon Sachen verpfänden müssen, und auch das dafür erhaltene Geld war bereits wieder zu Ende. Bei den Kameraden borgen konnten sie nicht — es war für Alle eine schlechte Zeit, und so mußte endlich Franz, wenn gleich mit widerstrebendem Herzen, sich entschließen, Herrn Bommel um Hülfe zu bitten. Dieser hatte den jungen Menschen kaum gesehen, so rief er auch schon: „Kommt Ihr

nach Arbeit, Freund? Bei mir ist keine. Ich habe eher noch zu viel Arbeiter."

„Nein, ich komme nicht wegen Arbeit," sagte Franz, „ich bin der Sohn von Petrus Kools, der sich hier bei Euch das Bein beschädigt hat, und der Euch ersuchen läßt, ihm etwas Geld vorzuschießen."

„Geld vorschießen!" rief Herr Bommel erstaunt. „Und wann würde er mir dieses Geld wiedererstatten?"

„Wenn er wieder gesund geworden ist, Meinherr, wird er es abarbeiten."

„Das kenne ich," sprach Herr Bommel geringschätzig.

„Wir sind immer ehrlich geweseu," sagte Franz mit Festigkeit. „Ich, Meinherr, werde mein Bestes thun, um Euch das Geld wieder zu bezahlen."

„Ihr?" fragte der Hartherzige lachend. „Euer Vater hat mir gesagt, daß Ihr Hausmaler seid, folglich habt Ihr das halbe Jahr über keine Arbeit — wo solltet Ihr das Geld hernehmen? Und dann — warum geht der Vater denn nicht in's Hospital? Er ist nicht besser als Andere."

„Aber, Meinherr, er hat davor solche Angst! Der Gedanke allein macht ihm schon Krämpfe. Ach, Meinherr, er hat bei Euch doch so lange gut gearbeitet, und wenn er wieder gesund ist, wird er so fleißig sein — helft uns doch — wir haben nichts mehr."

„Arbeitern borgen thu' ich nicht — sagt Euerm Vater, daß ich ihm rathe, in's Hospital zu gehen."

So sehr es Franz auch peinigte, gleichsam betteln zu müssen, wiederholte er doch seine Bitten, aber Herr Bommel, der wohl sah, daß er den lästigen Bittsteller nicht anders los

werden konnte, rief seinen Bedienten und sagte: „Laurens, laßt den Jungen 'mal hinaus."

Zitternd vor Zorn und Aerger ging Franz mit getäuschter Hoffnung nach Hause. Er wagte dem Vater die harten Worte nicht ganz zu hinterbringen, und suchte ihn zu überreden, daß er sich in's Hospital bringen lassen möchte.

„Lieber sterb' ich hier wie ein Hund," rief Petrus. „Wir sind ja doch nichts weiter als Hunde," fuhr er weinend fort. Zugleich verursachte sein Bein, welches durch das Mittel des Chirurgen gänzlich entzündet worden war, ihm solche Schmerzen, daß er heftig zu schreien anfangen mußte.

Franz konnte nichts als weinen, und sein Unglück der Geliebten klagen, welche ihm zufällig hinter der Plumpe begegnete. Natürlich lief Maria gleich zu ihrer Mutter, um der Alles wiederzuerzählen.

Martha hatte schon mehr als ein Mal dem Kranken einen Topf mit Tisane oder selbst ein Schälchen Chocolade zukommen lassen, welches sie ganz besonders für ihn zubereitet hatte. Denn nicht sobald hatte sie gehört, daß es mit Petrus wirklich schlimm stehe, als sie auch Alles, was er ihr angethan, vergessen hatte und nur darauf bedacht gewesen war, ihm Erleichterung zu verschaffen. Das ist meistens so bei den Arbeitern. Wo Hülfe nöthig ist, vergessen sie, um zu helfen, selbst alten Groll, denn sie wissen nicht, ob sie nicht ihrerseits bald der Hülfe bedürftig sein werden. Martha handelte dieser Gesinnung gemäß. Daß Petrus nicht in's Hospital wollte, begriff sie ganz. Auch sie würde in einem ähnlichen Falle denselben Widerwillen gefühlt haben. Sie überlegte es sich eine Weile, und dann griff sie, entschlossen zu helfen, und

keinen anderen Ausweg sehend, nach der Sparbüchse, welche den mühsam gesammelten Verdienst so mancher sauern Nachtwache enthielt. Noch einmal zählte sie den Inhalt, sicher nicht ohne tiefe Betrübniß, aber das hielt sie nicht ab, hinunterzugehen, Franz zu sagen, daß er einen „Sirurs" holen solle, und ihm das nöthige Geld gab, sowohl um den Chirurg zu bezahlen, wie auch um das Unentbehrlichste für den Kranken anzuschaffen. Der Arzt, welchen Franz nun hatte, fand das Bein in einem sehr schlechten Zustand, er brummte, daß man ihn so spät gerufen, und sah sich genöthigt, den beschädigten Knochen herauszunehmen. Die Operation war natürlich sehr schmerzhaft, und Petrus, der durch das Leiden und die Entbehrungen bereits geschwächt war, erwachte aus seiner Ohnmacht nur, um in ein hitziges Fieber zu verfallen.

Als Martha das hörte, kannte ihr Mitleiden keine Grenzen mehr. Sie hieß Franz wieder an die Arbeit gehen, damit er doch etwas zu den Kosten beitragen könne, und sie selbst richtete sich bei dem Kranken ein und pflegte ihn, nicht als ob er ihr Feind, sondern als ob er ihr Sohn gewesen wäre. Wenn er in seinen Phantasieen Verwünschungen gegen sie ausstieß, suchte sie ihn durch die sanftesten Worte zu beruhigen. All' ihr Geld gab sie aus, um ihm die kleinen Dinge zu verschaffen, welche für einen Kranken so wohlthuend und besonders für einen Leidenden aus der niedern Klasse ihrer Ungewöhnlichkeit wegen so heilsam sind. Des Nachts noch wachte sie bei ihm, und nur wenn die Ermüdung sie überwältigte, gestattete sie einigen Nachbarn sie abzulösen. Wohl thaten auch diese Alles, was sie konnten, wohl kamen auch die Kameraden bei Petrus wachen, während die, welche daran

irgendwie verhindert waren, ihn bei Tage besuchten und dann mitbrachten, was sie nur entbehren konnten, wohl nahm selbst der Arzt nichts für seine Besuche, aber das größte Verdienst kam doch immer Martha zu. Da sie so viel mit dem Kranken zu thun hatte, und deshalb nur wenig nähen konnte, kam sie endlich selbst in Verlegenheit und mußte sogar einige Kleidungsstücke versetzen. Aber sie tröstete sich; es war ihr eine Genugthuung, sich aufzuopfern, und sie durfte glauben, daß es nicht fruchtlos sein würde. So viele Bemühungen, die Geschicklichkeit des Arztes, und vorzüglich die starke Natur Petrus', Alles kam zusammen. Bald war die völlige Herstellung zu hoffen.

Als das Fieber ihn verlassen hatte, konnte Petrus nicht anders, als Martha erkennen, aber selbst als er schon vollständig in der Besserung war, hatte er noch nie ein Gespräch mit ihr angefangen, sondern sich damit begnügt, ihre Frage: „wie geht es, Peer?“ kurz zu beantworten. Dies that der Wittwe leid; entweder Petrus schämte sich, oder der Haß stritt in ihm noch wider die Erkenntlichkeit. Endlich brach das Eis dennoch.

Es war an einem Abende, Franz und Maria saßen ihrer Gewohnheit nach, am Tische schwatzen; Martha nähte am Bette. Aus einem erquickenden Schlaf erwacht, sah der Kranke sie eine Zeit lang an, dann sagte er: „nun, Martha, das hätt' ich doch nicht von Euch gedacht, daß Ihr so gut wärt. Es war doch recht häßlich von mir, daß ich Euch so geärgert habe.“

„Das ist lange vergessen,“ antwortete die Wittwe.

„Bei Euch, aber bei mir nicht. Jesus Maria, was hätt ich wohl anfangen sollen, wenn Ihr nicht gewesen wärt.“

„O da hättet Ihr andere Leute gefunden, die Euch geholfen hätten, Peer."

„Ich glaub's nicht so recht. Der Herr Bommel, den ich habe helfen reich machen, der hat mir doch nicht geholfen: ich hätte in's Hospital gemußt. Seht, es thut mir sehr leid, daß ich Euch so häßlich getraktiert habe," setzte er wehmüthig hinzu, „aber Euer Mann war doch ein Unflat, daß er sich von mir abwendete, weil ich schlecht gekleidet ging. Das hat mich verführt, und weil es ihm durch Euch so gut ging, da war ich Euch gram, und wollt' auch, daß mein Junge es sein sollte. Aber jetzt ist's vorbei damit, Martha, glaubt mir, jetzt ist's vorbei damit. Und Alles wiedergeben werd' ich Euch natürlich, aber ich möcht's Euch auch zeigen können, daß ich's jetzt gut mit Euch meine, und ich weiß nicht wie. Wisst Ihr, ich möchte, daß Ihr auch krank würdet, und daß ich Euch pflegen könnte — da solltet Ihr sehen, daß wirklich alles vorbei ist."

„Pfui," sagte nun Franz, „was für ein garstiger Wunsch, Vater. Ihr könnt Martha Euern guten Willen besser beweisen; Ihr wißt," fuhr er blöde fort, „daß ich mit Mie schon lange so was im Einverständniß bin, und ich glaube nicht, daß Martha denkt, ihr Kind werde schlecht mit mir fahren, und so — so laßt's zu, daß wir uns heirathen."

„Ich hab' schon so was von der Geschichte gemerkt, und hatte wohl so allerlei dagegen," sprach der Vater, „aber jetzt ist mir's ein Plaisir, Junge, daß Ihr so nach guter alter Art freit, ehrlich und geradezu. Wenn ich erst wieder gesund bin, und unsere Schuld an Martha bezahlt ist, und wir auch noch was zurückgelegt haben für Euern neuen Hausstand, so hab'

ich Nichts dawider, daß Ihr Euch heirathet. Was sagt Ihr dazu, Martha? Schlagt Ihr ein?" frug er und hielt ihr seine abgezehrte Hand hin. „Dann werden wir sicherlich gute Freunde sein; es wird fast sein, als wären wir auch verheirathet, weil wir doch dieselben Kinder haben werden." —

„Nun, wenn es so sein muß," sagte Martha und gab ihm auch die Hand, „so hab' ich Nichts dagegen."

Man kann sich denken, wie froh das junge Paar war, und wie vergnügt man den Abend hinbrachte, erstens wegen der beschlossenen Heirath, zweitens wegen der Besserung des Kranken und endlich wegen des Aufhörens der Feindschaft.

Petrus wurde nun täglich besser und konnte sogar bald ausgehen. Sein erster Gang war natürlich nach seinem Waarenhause. Er wollte den Kameraden für Alles danken, was sie für ihn gethan hatten, und ihnen zugleich zeigen, daß er nun wieder gesund sei.

Herr Bommel war zufällig da, und sobald er den Genesenen gewahrte, fragte er freundlich: „siehe da, Peer! Nun guten Tag — wie geht's mit Euch?"

„Nun so ziemlich, Meinherr," war die Antwort.

„Das freut mich, Junge, und da Ihr nun gänzlich wieder hergestellt seid, so könnt Ihr auch wieder bei mir arbeiten."

Ich wiederhole es: man kann nach dieser einen Probe die Vielseitigkeit von Zetternams Talent nicht beurtheilen, nur seine Weltanschauung, denn die war einseitig, das läßt sich nicht läugnen. Jeder Fabrikherr z. B. hatte in seinen Augen das unverzeihliche Unrecht, Fabrikherr zu sein. Nur in

seinem letzten Roman zeigt er sich etwas menschlicher gegen die armen Reichen, aber sein letzter Roman ist auch sein schwächster. Zetternam war eine leidenschaftliche Kraft, die sich noch nicht bändigen konnte, weder durch die Unparteilichkeit, noch durch den Geschmack. In allen seinen Schöpfungen, „Rowna" ausgenommen, finden sich Stellen, welche gegen die künstlerische Harmonie verstoßen. Wäre Zetternam je ein Künstler geworden? Ich glaub' es kaum. Man hat mir erzählt, wie er bei jedem neuen Buche seinen Freunden mit der naivsten Ueberzeugung versichert habe: so etwas Schönes hätte er noch nie gemacht. Ebenso ist mir seine Persönlichkeit, selbst seine Stimme als unharmonisch geschildert worden, folglich glaube ich nicht, daß er eine schleifbare Natur gewesen ist, aber eine reiche, starke und wie die Vlamingen sagen: eigenartige war er, und die Literatur seines Stammes hat noch keinen Zweiten wie ihn hervorgebracht. Hätte Zetternam in einer Sprache schreiben können, in welcher nicht mehr so viele erste Schwierigkeiten zu überwinden gewesen wären, in welcher seine Originalität einen fertigen freien Raum gefunden hätte, er hätte mehr solche geniale Griffe gethan wie „Rowna," mehr solche fast vollendete Schilderungen geschrieben, wie „Tantchen Mortelmans." Ueber sein Drama: „Margaretha von Constantinopel" las ich großes Lob und scharfen Tadel, jetzt spricht man nicht mehr davon, aber wohl noch von ihm. Sein Name ist fast eben so populair, wie der von Theodor Van Ryswyck, und bald wird auch auf seinem Grabe das Denkmal nicht fehlen. Mir persönlich gewährt es eine gewisse innerliche Befriedigung, daß gerade in einem Hause, wo Zetternam mehr als ein Mal gewohnt hat, in dem „Großen

Storch" im alten Mecheln, dieses erste umfassende Buch über seine geliebte vlämische Literatur geschrieben worden ist.

Rowna. Antwerpen 1845.
De Zwanen. Novelle. Taelverbond 1846.
Voor twee centen minder. Taelverbond 1846. Antwerpen 1847.
Schets uit het werkmansleven. Nederduitsch letterkundig jaerboekje. Gent 1847.
Bernhard de Laet. Antwerpen 1847.
Hoe Pietje Triste Fortuin deed. Taelverbond 1847.
Margaretha van Constantinopel, drama. Antwerpen 1847.
De Tooverdoos. Taelverbond 1848.
Redevoering, uitgesproken by het nationael vlaemsch feest der maetschappy „Voor Tael en Kunst" te Antwerpen, ter gelegenheid der hulde opgedragen aen Hendrick Conscience. Taelverbond 1851.
Pryskampbeoordeeling. Taelverbond 1851.
Boekoverzicht. De arme Edelman door H. Conscience. Taelverbond 1851.
Burgerrecht. Antwerpen 1851.
Redevoering over den Nederlandschen Boekhandel, uitgesproken op het derde Nederlandsch letterkundig Kongres, gehouden te Brussel, den 30., 31. aug. en 1. sept. 1851.
Boekaenbeveling. Londres au point de vue belge, par L. Jottrand. Taelverbond 1852 und lobend abgedruckt im Tydspiegel.
Eenige goede schilderyen uit de tentoonstelling van Antwerpen. Taelverbond 1852.
Arnold de droomer. Antwerpen 1852.
Modezucht, drama. Nederlandsche Reisbibliotheek. Gent 1853.
Een middeltje om ryk te worden, volksverhael. Gent 1853.
De kimrische diluvie. Antwerpen 1853.
De wonderbare avonturen eener oude schildery. Taelverbond 1853. Antwerpen 1854.
Handboek voor huis-en meubelschilders, vergulders enz. Gent 1853. Uitgegeven door het Willems'-fond.
Philipps de goede te Antwerpen, roman. Beloond 1850.
Onuit 1850 met 300 franken door de Koninglyke maetschappy der schoone Kunsten. Onuit gegeven.
Simon Kockermoes, historisch tafereel, (1382), bekroond met het gouden eermetael in den letterkundigen Pryskamp der stad Deinze. Antwerpen 1850.
Tantje Mortelmans, losse karakterschetsen. Letterkundig jaerboekje. Gent 1850. Antwerpen 1851.

Eene zonderlinge bedelares, novelle. Letterkundig jaerboekje, Gent 1851. Antwerpen 1851.

Mynheer Luchtervelde. Waerheden uit onzen tyd, bekroond met het gouden eermetael in den wedstryd voor den Zedenroman, uitgeschreven door de maetschappy van vlaemsche letteroefening: „de Tael is gansch het Volk" te Gent. Antwerpen 1848.

Eenige bedenkingen over de toekomst van schilders en schilderkunst by het doorwandelen der tentoonstelling te Brussel, door J(osef) D(iricksens). Vlaemsche tooneelkronyk, door L. Ysendyck. Taelverbond 1848.

Eene liefde, novelle. Letterkundig jaerboekje. Gent 1848.

Iets over de vlaemsche beschaving. Antwerpen 1848.

Een kopje te veel, novelle. Letterkundig jaerboekje. Gent 1847.

Het bestuer en de natie. Antwerpen 1850.

Tooneelen uit het leven eens kunstenaers, novelle. Letterkundig jaerboekje. Gent 1854.

Verhandeling over de Nederlandsche schilderschool, bekroond door de St. Lukasgilde. Album der St. Lukasgilde 1855.

Over het gebruik der Moedertael, bekroond door het Nederduitsch Taelverbond 1854. Onuitgegeven.

De vrouw van Egmont, drama, bekroond in den Pryskamp der Maetschappy „Voor Tael en Kunst" 1854. Onuitgegeven.

Bedenkingen op de nederlandsche schilderschool. Gent 1855. Uitgegeven door het Willems'-fond.

Hoe men schilder is, verhael. Gent 1855.

Artikels in de Vlaemsche School, Broedermin, Gazette von St.-Nikolaes, Gentsche Telegraph, Eendragt, Gazette van Gent etc.

Anhang.

Avontroodt (Guillaume Julien), gebürtig aus Lier, zählte 1858 einundachtzig Jahr. Auf dem Titel einer Abhandlung über Sitten und Gebräuche der jetzigen Provinz Antwerpen, welche für mich niederzuschreiben er die Güte hatte, nennt er sich: einen beobachtenden Greis, geboren unter der Regierung der Kaiserin Maria Theresia, erzogen unter der des Kaisers Joseph II. Aus einer zweiten, die „historisch-biographisch" betitelt und ebenfalls für mich geschrieben worden ist, ersehe ich, daß der Herbst des Jahres 1785 der Zeitpunkt war, wo Avontroodts geistige Entwicklung begann. Veranlassung dazu wurde ein Buch, welches der Knabe auf der großen Straße aus der Kempen nach Lier aus einem herrschaftlichen schwerbepackten Wagen fallen sah, der vermuthlich eine vornehme Familie von ihrem Sommerschloß in der Kempen nach Antwerpen oder Mecheln zurückführte. Der Kleine hob das Buch auf, trug es nach Hause und machte sich eifrigst daran es zu studiren. Aber es war ein geographisches, und obwohl er bereits gut lesen konnte, so blieb es ihm doch unverständlich, und die Karten, die es enthielt, wo möglich noch mehr. In dieser Noth wandte er sich an den Herrn Schulmeister, der jedoch war vermuthlich nicht klüger als sein Schüler, begnügte sich, dem Kleinen den Katechismus von Mecheln als das einzige Buch zu empfehlen, welches der Jugend nützlich sei, und das vom Wagen gefallene Buch wäre vielleicht dem eigentlichen Sinn nach noch lange ein verschlossenes für ihn geblieben, hätte nicht der Canonikus Bovens, als er eines Tages die Familie Avontroodt besuchte,

den Knaben gefragt: was er so eifrig lese. Das führte zu weitern Fragen von Seiten des Canonikus, zu gescheidten Antworten von Seiten des Kindes und endigte mit einem freundlichen Anerbieten des geistlichen Herrn, den Kleinen in der Geographie und auch in andern Dingen zu unterrichten. Diesem seinem würdigen Mentor dankt Avontroodt die Anleitung zur höhern Selbstbildung, der einzigen, die damals, wo sowohl die Universität zu Löwen, wie auch die Collegien geschlossen waren, in Belgien erworben werden konnte. Da folglich jede wissenschaftliche Laufbahn im Vaterland abgeschnitten war, mußte Avontroodt sich mit der Stelle eines geschwornen Uebersetzers begnügen. Zugleich ernannte der Magistrat von Lier ihn zum Chef bei dem Büreau, wo die Geburten, Ehen und Sterbefälle eingetragen und die Erlasse der Regierung in's Vlämische übersetzt wurden, indem von den 13000 Einwohnern Liers vielleicht nur hundert Französisch verstanden. Doch sollte Avontroodt selbst diesen Posten nicht lange behalten. Die Conscription verlangte alle Belgier, welche zwischen dem 21. September 1776 und dem 22. September 1778 geboren und nicht rechtmäßig verheirathet waren. Avontroodt machte aus der Noth eine Tugend, meldete sich freiwillig, wurde als Nummer 1 aus dem Departement der beiden Nethen eingeschrieben, vom Commandanten desselben, dem General Durutte, zum Führer des ersten Contingents ernannt und mit einem Empfehlungsbrief an den Commandanten von Metz nach dieser Festung geschickt, wo die Rekruten aus den Departements der beiden Nethen, der Dyle (Brüssel) und der Schelde (Gent) in zwei neue Halbbrigaden, die 87. und 95. der Linieninfanterie und in das 20. Regiment der Jäger zu Pferd eingereiht wurden. Avontroodt jedoch wurde, nachdem er abermals bei seinen Landsleuten den Dolmetscher gemacht hatte, bald von der 87. Halbbrigade zum Generalstab der Rheinarmee commandirt. So sah er den Rhein von Coblenz bis Basel und als Schreiber beim General Loison die Schweiz. Dann kam er mit der Division

des Generals Lecourbe nach Savoyen und Piemont und nahm dort Theil an den Campagnen von 1799 und 1800, so wie an dem Rückzug hinter den Var. Die Jahre 1801 und 1802 brachte er im Süden von Frankreich und in Burgund zu, dann erhielt er durch Empfehlungen seinen Abschied und kehrte nach Lier zurück, wo er seinen frühern Posten wieder einnahm. 1814 war er einer von den fünf Mitgliedern der Commission, welche mit der Herbeischaffung von Lebensmitteln für die Befreiungsarmee beauftragt worden war.

Nach der Vereinigung der Niederlande wurde Avontroodt zuerst Mitglied des Verwaltungsrathes der neuerrichteten Normalschule zu Lier und correspondirendes Mitglied der provisorischen Jury zur Verbesserung des Unterrichtes für die Provinz Antwerpen, darauf einer der acht Schulinspektoren, welche in den Provinzen Antwerpen und Limburg ernannt wurden, und endlich Aufseher der Schule in dem Correctionshause, wozu die frühere Skt. Bernhardsabtei am Zusammenfluß des Rüpels und der Schelde verwendet worden war.

1830 am 31. Dezember nebst fünf seiner Collegen ehrenvoll abgesetzt, hat Avontroodt, noch immer geistig frisch und von ächt germanischer Gesinnung, seine Muße zu historischen Studien verwandt, für welche ihm vor einigen Jahren aus Dänemark erfreuliche Zeichen der Anerkennung zu Theil wurden. Sein früherer Souverain sandte ihm den Orden des Niederländischen Löwen.

De furie, of Lier op den 14. october 1595, door den vyand verrast en de burgers van Antwerpen en Mechelen hernomen. Het verhael dier gebeurteniss is de burgery dier steden opgedragen door den rustenden sekretaris van Lier. Lier 1840.

Jerland, beknoptelyk afgeschetst. Lier 1844.

Zea-Maïs. Lier 1848.

De kollegiale kerk te Lier. Lier 1851.

Behaegel (Pierre), geboren im September 1783 zu Thielt in Westvlandern, wo sein Vater Buchdrucker war. Früh schon zeichnete er sich durch Fleiß, Urtheil und Auffassung aus. Er wünschte Anfangs dem Beispiel eines seiner Brüder nach sich dem geistlichen Stande und selbst dem Klosterleben zu widmen, bald jedoch erkannte er, daß nicht dies seine wahre Bestimmung sei und verheirathete sich mit Marie De Deckere, ebenfalls aus Thielt, eine Ehe, aus welcher dreizehn Kinder geboren wurden.

Behaegel lebte nun einige Jahre als Privatlehrer in dem westvlandrischen Städtchen Vive-St. Bavon, dann gründete er zu Thourout eine Erziehungsanstalt, deren Vortrefflichkeit bald nicht nur im ganzen Lande, sondern sogar außerhalb desselben anerkannt wurde. Mehrere Männer, die jetzt hohe Aemter bekleiden, haben ihren ersten Unterricht in dieser Anstalt genossen, welcher Behaegel dreiunddreißig Jahr lang vorstand.

Trotz seiner angestrengten Thätigkeit als Lehrer, fand er noch reichliche Zeit für die Wissenschaft. Seine „Niederdeutsche Sprachkunst", mehr ein philosophisches, als ein rein grammatikalisches Werk, hat nicht weniger als drei starke Theile. Der König Wilhelm der Niederlande, welcher Behaegel außerordentlich schätzte, ernannte zur Beurtheilung dieses Buches eine eigene Commission, deren Arbeiten, leider, durch die Umwälzung von 1830 unterbrochen wurden. Im Jahre 1807 war Behaegel zum Direktor der Normalschule für Lehrer in der südlichen Provinz ernannt worden, hatte aber aus verschiedenen Gründen diese Ernennung abgelehnt. 1836 berief ihn die Regierung zur Direction und Redaction eines „Journals für Lehrer," welches als eine wirkliche pädagogische Encyclopädie gelten kann. Behaegel blieb in dieser Stellung bis 1852; seitdem lebte er bis zu seinem Tode, welcher den 11. December 1857 erfolgte, in stiller Zurückgezogenheit zu Brügge. Die Kritik nannte Behaegel mehr als ein Mal den besten der vlämischen Grammatiker. In seinem Nachlaß befinden sich

mehrere französische Arbeiten, so wie eine deutsche Grammatik. In der Ausgabe seiner Werke hat sein Schwiegersohn, Herr Lippens-Behaegel, Professor an dem Königlichen Athenäum zu Mons, dessen Güte ich diese biographische Notiz verdanke, die Behaegel eigenthümliche Rechtschreibung beibehalten.

Grondbeginsels der Latynsche tael. Gent.
Nederduytsche Spraekkunst. Brugge.
Fransche Spraekkunst. 3den druck, 1e boekdeel. Brugge 1832.
Fransche Spraekkunst. 3den druck 2e boekdeel. Brugge 1835.
Korte Verhandeling over de Delen der Rede, getrokken uyt zyne Fransche Spraekkunst ten gebruyke zyner scholieren.
Teodor, of den deugdzamen scholier. 3den Druck. Brugge 1835.
Tydwyzer voor het schrikkeljaer 1812, waerby gevoegd zyn de honderd figueren der geheugenis-kunst.
Tydwyzer voor het jaer 1813, waerby gevoegd is de vervolg der geheugenis-kunst.
Antwoorden van den Mechelnschen katechismus. Brugge.
Kleyne fransche Spraekkunst. Brugge 1836.
Verhandeling over de vlaemsche Spelkunst. Brugge 1838.
Tydschrift voor Onderwyzers, uitgave onder het toezigt van het Staetsbestuer. Brugge 1842, 1843, 1844, 1846, 1849, 1850, 1851.
Drie Boekdeelen van beredeneerde Leerwyze.
Drie id. van Bydragen.
Drie id. van Officieel gedeelte.

Bellens (P. J.), starb Ende September 1858 in hohem Alter zu Lier, seinem Geburtsort, wo er besonders als Gelegenheitsdichter beliebt und bekannt war.

Giafar en Zaïda, of de Bouwvallen van Babyloniën, geschiedkundig tooneelspel in verzen. Lier 1840.
Broeder- en Zusterliefde. Tooneelspel in vyf bedryven, en: De ware Vlyt bekroond, tooneelspel in een bedryf. Lier 1841.

Gedichten voor de jeugd. Lier 1842.
Dicht- en prozastukken. Lier.

Billiet (Lodewyk), aus St. Nikolaes. Empfing am 10. April 1858 für sein Gedicht „Ein ausgezeichneter Vlaming" den ersten Preis, bestehend aus 200 Franken, einer goldenen Medaille und 40 Abzügen seiner Dichtung, in dem Wettstreit, welchen die Gesellschaft „Die Freundschaft" zu Rousselaere 1857 ausgeschrieben hatte. Am 12. April wurde ihm in seiner Vaterstadt eine festliche Einholung zu Theil. Es war zum zehnten Male, daß er bekrönt zurückkehrte. Früher hatte er vom Herzog von Brabant bereits zwei schmeichelhafte Briefe sowie eine kostbare Brillantnadel erhalten.

Bogaerts (Felix Guillaume Marie), geboren den 2. Juli 1805 von Antwerpner Eltern, Petrus Jakob Johan und Therese Marie Van Eeckhoudt. Er war eigentlich französischer Schriftsteller und in der vlämischen Literatur gewissermaßen nur zum Besuch. Ritter des Ordens der Eichenkrone, Sekretair der Archäologischen Akademie von Belgien, verheirathete er sich den 23. August 1849 zu Antwerpen mit Marie Catherine Le Mair, welche ihm, der am 16. März 1851 zu Antwerpen starb, am 24. April 1855 nachfolgte.

De goede oude tyd in België. Antwerpen 1844.
Historische litanien der Heiligen van België. Antwerpen 1848.
Geschiedenis van Op. Signorken. Almanak van San Vincentius a Paula, Antwerpen.

Bormans (Johannes Henricus), geboren zu St. Truijen den 27. November 1801, von 1818 bis 1821 Professor am kleinen Seminar zu Lüttich, von 1821 bis 1825 Professor am Königlichen Collegium ebendaselbst, von 1825 bis 1834 Professor der Rhetorik und Principal des Collegiums zu St. Truijen, von 1834 bis 1835 Director und Professor am Collegium von Hasselt, von 1835 bis 1837 außerordentlicher Professor an der Universität von Gent, seit 1837 ordentlicher Professor an der Universität von Lüttich, Mitglied der Königlichen Akademie und Ritter des Leopoldordens.

Verslag over de verhandelingen, ingekomen by het staetsbestuer van België, ten gevolge der taelkundige prysvraeg voorgesteld by koninglyk besluit van den 6. september 1836, uitgegeven op last der commissie benoemd om dezelve verhandelingen te beoordeelen. Gent 1841.

Brief aen den uitgever van het Belgisch Museum, over de Elnonensia en de oudnederlandsche versmaet. Gent 1846.

Leven van Sinte Christina de Wonderbare, in ouddietsche Rymen, naer een perkamenten handschrift uit de XIVe eeuw, met inleiding, aenteekeningen en andere aenhangsels en fac-simile. Gent 1850.

Der naturen Bloeme, van Jacob van Maerlant, met inleiding, varianten, aenteekeningen en glossarium, op gezag van het Gouvernement voor de eerste mael uitgegeven, 1e deel. Brussel 1852.

Het leven van Sinte Lutgardis. Een dietsch gedicht, ten laetste van de tweede helft der XIV. eeuw, naer het oorspronkelyke H. S. van Broeder Gevaert. De dietsche Warande. Amsterdam 1858.

Sinte Servatius, legende, van Heynrich van Veldeken, naer een handschrift uit het midden der XV. eeuw, voor de eerste mael uitgegeven. Maestricht 1858.

Artikels in „de Middelaer“ en het „Belgisch Museum.“

Broeckart (Karl), geboren zu Gent 1767, gestorben den 11. August 1826 zu Aelst, wo er Schreiber am Friedensgericht war. Einer der Vorarbeiter der neueren vlämischen

Literatur und ein ächter Belgier, der in seinem Tageblatte „Tagesneuigkeiten von Vater Roeland," welches 1792—1793 in Gent erschien, die damalige französische Regierung unter dem Schein des Lobes scharf zu hecheln wagte. Offener drückte er seine vaterländischen Gefühle in der Ansprache aus, welche er als Geheimschreiber der literarischen Gesellschaft zu Aelst an die Dichter richtete, die 1810 in dem durch diese Gesellschaft ausgeschriebenen Preiskampf „das Lob der Belgier" besungen hatten. Als 1816 „der heilige Rochus" von Rubens nach Aelst zurückgebracht wurde, schrieb Broeckart ein Gedicht, welches mit diesen Worten schließt:

O heil'ger Rochus, dem wir geben Ehr' und Dank,
Bewahr' uns vor der Pest und vor dem schnöden Frank.

Sein popularistes Werk ist der kleine Roman „Jellen und Mietje," die Liebesgeschichte zweier Genter Kinder, geschrieben im Genter Dialekt, voll von Volkssaft und Volkskraft. Das Büchelchen erschien zuerst in dem „doppelten Schäfers-Almanach für das Jahr unseres Herren 1816," wurde 1823 neu aufgelegt, erschien 1837 in dem „Almanach für dieses Jahr," der in wenig Tagen vergriffen war, und wurde mir in der fünften Ausgabe mitgetheilt. Dieser ist eine Uebersetzung in das Burgundische beigefügt, dem Dialekt, welcher nach Willems und Courtmans von ungefähr dreitausend Seelen in der Gemeinde Zele zwischen Dendermonde und Lokeren gesprochen wird. In dem ursprünglichen Dialekt soll „Jelle und Mietje" keinem Genter unbekannt sein. Er sicherte dem Verfasser auch nach seinem Tode die Popularität, welche er als „Vater Roeland" bei seinem Leben genoß. Damals flüsterte man sich in den Estaminets vertraulich in die Ohren: Kaarle es ne vieze cadé, was sich etwa mit „Karlchen ist ein Pfiffikus" übersetzen läßt, heute betrachtet man noch immer „Jelle und Mietje" als das beste Bild von Genter Volksart.

Dagelyke Nieuws van Vader Roeland. Gent 1792—1793.

Gedicht ter gelegenheid der jubelfeest van den heer C. J. de Ruddere, jubilerende Koning der Catharinisten te Aelst. 1821.
Jelle en Mietje, gentsche vryagie, 5e druck, vermeerderd met eene navolging in het bourgoensch. Gent 1841.
Jelle en Mietje, gevolgd van het avondpartytje. Gent 1841.

Bruylants (Johan), geboren zu Antwerpen 1831 oder 1832. Beabsichtigt eine „Geschichte der Niederlande von Karl V. bis Philipp II." herauszugeben und schrieb hier und dort zerstreute Novellen und gemeinschaftlich mit Konstantyn Simillion den „Bürgermeister Van Stralen", ein geschichtliches Drama in sechs Aufzügen.

Burgemeester Van Stralen, vaderlandsch geschiedkundig drama in zes bedryven. Antwerpen 1858.

Cannaert (Josef Bernard), geboren zu Gent den 15. Februar 1768, gestorben ebendaselbst den 27. November 1848. Im Jahr 1800 wurde er Sekretair der Meierei von Gent, unter der holländischen Regierung war er zuerst Prokureur des Königs bei dem Gericht erster Instanz in Gent, dann Rathsherr beim Obertribunal zu Brüssel, welchen Posten er jedoch nach der Umwälzung aufgab, um sich in die Vaterstadt und in's Privatleben zurückzuziehen.

Als Schriftsteller machte er sich zuerst bemerkbar, indem er 1791 mit Dierix und Doktor Vervier die Schmähschrift: „Die excellente Printcronike van Vlanderen" und in der „Syssepan," die man Karl Broeckaert zuschrieb, die Artikel „Allerkinderentag" und „Genter Festsonnabend" lieferte.

De dobbele Schapers almanak voor't jaer O. H. 1816.
Gentsche almanak voor den jare 1823, kunnende ook dienen voor nieuwjaersgift.

Jets over het oude strafregt in België. Brussel 1829.
Bydragen tot het oude strafregt in België. Brussel 1829.
Bydragen tot de kennis van het oude strafregt in België. 3e vermeerderde uitgave. Gent 1832.
Bydragen tot de kennis van het oude strafregt in Vlaenderen, verrykt met vele tot dus verre onuitgegevene stukken. Gent 1835.

Cappron (G. Jos.), Direktor des Taubstummeninstituts zu Antwerpen, schrieb „die Sprache der Natur oder die ursprüngliche Sprache der Taubstummen," ein Werk, welches er dem berühmten Blinden, Alexander Rodenbach, widmete, der nach seinem Geburtsorte bisweilen der Blinde von Roulers heißt.

De tael der natuer of de oorspronkelyke tael der doofstommen. Antwerpen 1858.

Ceulemans (Pieter Jakob), geboren den 13. September 1775 zu Lier, gestorben ebendaselbst den 24. September 1851. Er war Leinweber von Gewerbe, gab viele Gedichte in das Jahrbüchlein und hinterließ handschriftlich mehrere dramatische Sachen, welche durch die frühere Rederykkammer „die Ungelehrten" und durch die 1852 noch bestehende „das Dürre wird grün" aufgeführt wurden.

Comeyne (Petrus Constantinus), geboren den 22. Juli 1784 zu Veurne, gestorben ebendaselbst den 29. Juli 1850. Mit sieben Jahren verlor er seine Mutter, deren Gedächtniß er seine ersten Verse weihte. Sie waren um so tiefer gefühlt, als eine Stiefmutter ihn gezwungen hatte, die Schule zu verlassen und das Gewerbe seines Vaters, die Zuckerbäckerei, zu lernen.

Trotz seiner wenig günstigen Verhältnisse ließ er sich nicht entmuthigen, und gewann in mehr als einem poetischen Wettkampf den Preis. 1818 war es zu Ypern, 1819 zu Poperinghe und zu Nieupoort, 1821 zu Killem und zu Warhem, 1823 zu Hondschorte und zu Ypern, 1824 zu Wormhout, 1827 zum dritten Male zu Nieupoort, 1841 zu Rumbeke und Oostende. Endlich empfing er auf seinem Sterbebette noch die offizielle Ankündigung, daß ihm in Watou der zweite Preis zuerkannt worden sei. 1831 gab er eine Sammlung französischer und vlämischer Gedichte heraus; drei Bände „dichterische Erlustigungen" blieben handschriftlich in den Händen seiner Familie.

Coninckx (Simon Michiel), geboren zu St. Truyen den 6. August 1750, gestorben ebendaselbst den 14. April 1839. Er studirte, nachdem er in seiner Vaterstadt seine Humaniora vollendet, bis zum Jahre 1769 in Löwen die Philosophie und dann von 1772—75 in Rom auf dem hochdeutschen Collegium die Gottesgelehrtheit. Kanonikus am früheren Kapitel von U. L. F. Kirche zu St. Truyen; Protonotar vom Römischen Stuhl und Mitglied der Provinzialstaaten von Limburg, gab er zuerst „Oden aus Davids Psalmen," dann „Fabeln nach Lafontaine," endlich Epigramme und kleine vermischte Gedichte heraus. Zwei seiner Vierzeilen in diesem Bändchen sind gegen das zweibändige Werk „Honneurs poétiques à Leurs Majestés sur la naissance du Roi de Rome" gerichtet, zu welchem er selbst einen lierzang beigetragen hatte. Auch hatte er eine Leidenschaft, Grabschriften zu verfassen und verfehlte nicht, seine eigene zu hinterlassen.

Oden uit Davids Psalmen. Leuven 1781.
Fabelen naer Lafontaine. 1806—1808.
Punt- en Mengeldichten. St. Truyen 1837.

Courtmans (Jan-Baptist), geboren am 21. April 1811 zu Berlaere in Ostvlandern. Sein Vater war Schneider und wollte seinen Sohn mit zwölf Jahren in sein Handwerk einweihen, aber der Knabe wollte lernen; und um das zu können, fing er an zu lehren und wurde Assistent in der Schule. Der kleine Lehrer war noch nicht vierzehn Jahr alt, als er bereits von Herrn de Burbure bemerkt wurde, welcher damals Schulinspektor des Distrikts Dendermonde war. Er sandte den Knaben nach Baesrode in die Schule des Herrn Verhoef. Als Courtmans genug ausgebildet war, kam er durch die Verwendung seines Beschützers als Lehrer nach Overmeire. 1833 wurde er vlämischer Lehrer bei der städtischen Freischule in Gent. 1840 machte er das Examen zum französischen Lehrer. 1843 kam er als Professor der niederdeutschen Sprache und Literatur an die Normalschule zu Lier, wo er den 2. Juni 1856 starb. Courtmans hat große Verdienste um das Schulwesen gehabt und nicht weniger als vierundfünfzig Lehrbücher geschrieben. In Gent gründete er mit seinen Freunden die Gesellschaft „die Sprache ist ganz das Volk."

Kleine diergaerde voor kinderen (viervoetige dieren). Brüssel 1837.

Robert de Vries, historisch tafereel uit de XIe eeuw. Gent 1839.

Kleine diergaerde voor kinderen (vogelen). Uitgegeven door de Nationale Maetschappy ter verspreiding van goede boeken. Brussel 1840.

Willequet en Courtmans. Oefeningen in het lezen, getrokken uit de beste schryvers. Gent 1841.

Willequet en Courtmans. Huishoudkunde en Nyverheid. Gent 1841.

Nederduitsche spraekkunst naer C. J. Beyer en N. Anslyn, N. Z. ingerigt ten gebruike der vlaemsche scholen, met de toegepaste oefeningen. Gent 1842.

Fenelon. Verhandeling over de opvoeding der dochter, naer het fransch genolyd door J. B. Courtmans. Gent 1843.

Beschryving van het koningryk België, naer J. J. F. Wap, ten gebruike der hoogste klassen in de lagere scholen. Gent 1843.

Het boek der moeders, of handleiding om de kinderen het opmerken en spreken te leeren. Gent 1844.

Praktische spraekkunst ten gebruike der onderwyzers en leerlingen. Mechelen 1847.

Kleine natuerlyke historie voor kinderen. Mechelen 1848.
Rekenkundige oefeningen ten gebruike der vlaemsche scholen. Gent.
Toepassing van Pestalozzi's tafel van eenheeden. Mechelen.
Aenleiding tot de nederduitsche spraekkunst, voor eerstbeginnenden, ingerigt ten gebruike der vlaemsche scholen. Gent. C. J. Beijers beknopte handleiding tot den nederduitschen styl, of aenwyzing tot vervaerdiging van schriftelyke opstellingen, met toegepaste oefeningen.
Handleiding voor het onderwyt van munten, maten en gewigten. Gent.
Leerwyze om door middel der bybelsche aerdrykskunde aen de meergevorderden in de lagere scholen de beoefening der gewyde en ongewyde geschiedenis gemakkelyk en aengenaem te maken. Brussel.

Cracco (D.)*), geboren zu Rousselaere im Jahr 1791. Ungefähr zwanzig Jahr alt, wurde er mit mehreren andern Studenten, die sich gleich ihm gegen die französische Herrschaft setzten, nach Wesel gesandt. Zurückgekehrt, war er dreißig Jahr lang Professor der Poesie und zwar zu Aelst, zu Rousselaere und zu Kortryk. In dieser Stadt blieb er wohnen, nachdem er seine Entlassung eingereicht, um sich ausschließlich mit der Uebersetzung des Homer zu beschäftigen, die er bereits begonnen, als er noch zu Aelst lehrte. Proben davon erschienen im „Niederdeutschen Jahrbüchlein," im „Sprachverband," in der „Astrea" zu Utrecht. Er selbst las auf dem ersten niederländischen Congreß zu Gent ein Fragment vor. Vollendet dürfte sie, leider, nicht werden, indem der greise geistliche Dichter sich im Irrenhause zu Gent befindet. Schon einmal war er dort gewesen, dann aber als geheilt entlassen worden. Aus jener ersten Zeit schrieben sich mehrere seiner Gedichte her, auch jetzt soll die Dichtkunst ihn nicht ganz verlassen haben. Er übersetzte ebenso treu wie aus dem Griechischen, aus dem Englischen, aus dem Französischen und dem Italiänischen.

*) Starb den 5. März 1860 zu Gent.

Het lied der vryheid, 24 november 1830. Rousselaere.
Joseph herkend van zyne broeders, naer het italiaensch. Rousselaere 1832.
Danklied van de arme begunstigde meisjes der school van barmhertigheit in het klooster van den H. Vincentius a Paulo te Kortryk by de uitryking van de pryzen den 23 november 1848. Kortryk.

David (Johannes Baptista), geboren zu Lier den 25. Januar 1801, von 1822 bis 1825 und von 1830 bis 1831 Professor am kleinen Seminar zu Mecheln, von 1831 bis 1836 Direktor des Collegiums und 1833 Ehren-Domherr an der Metropolitankirche dieser Stadt, seit 1834 Professor an der katholischen Hochschule zu Löwen, seit 1846 Mitglied der Königlichen Akademie zu Brüssel, Ritter des Leopoldordens und des Ordens vom „Niederländischen Löwen," beständiger Präsident der Gesellschaft „Mit Zeit und Fleiß" zu Löwen, 1850 Vorsitzer des Niederländischen literarischen Congresses, in Folge der „Anmerkungen" zu Bilderdycks „Krankheit der Gelehrten" zum Mitglied des Königlich-Niederländischen Instituts ernannt, tüchtiger Geschichtsschreiber und Literatur-Historiker. Seinen „Mittler" nennt Nolet de Brauwere, dem ich diese Notiz verdanke, „die beste kritische Monatsschrift, welche in Belgien erschien." Ebenso hebt Nolet de Brauwere die Uebersetzung von der „Nachfolge Christi" hervor. Eigener Kenntniß nach kann ich die Anmerkungen zu Bilderdyck als höchst geistreich und den Verfasser als sehr liebenswürdig bezeichnen.

Eenige regelen over de vlaemsche tael. Mechelen 1823.
Nederduitsche spraekkunst. 1e deel: Spelling en Vormleer. Mechelen 1833. 2e deel: Woordvoeging en prosodie. Mechelen 1835.
Nederduitsche spraekkunst voor middelbare scholen en Collegiën. Leuwen 1835.
Eerste beginselen der nederduitsche spraekkunst. Mechelen 1835.
Nederduitsche spraekkunst. Mechelen 1839.
Latynsche spraekkunst, naer de Grammaire latine van E. Lefranc. Mechelen.

De Middelaer, of Bydragen ter bevoordering van tael, onderwyt en letterkunde. Leuven 1840—1843.
Redevoering uitgesproken by de opening van het Taelcongres in de promotiezael van de gentsche hoogeschool, den 23 october 1841. Gent 1841.
De geestenwareld en het waerachtig Goed. Gedicht van Mr. W. Bilderdyck. Uitgegeven met inleiding, analyse en aenteekeningen. Leuven 1843.
De school- en letterbode, of bydragen ter bevoordering van onderwys, letterkunde en geschiedenis. St. Truijen 1844.
Geschiedenis van St. Albertus van Leuven, bisschop van Luik. Leuven 1844. Antwerpen 1845.
Van Wienen naer Linz, Ischl en Salzburg. Antwerpen 1846.
De ziekte der Geleerden, in zes zangen. Gedicht van Mr. W. Bilderdyck. Uitgegeven met inleiding en aenteekeningen. Leuven 1848.
Geschiedenis van de stad en heerlykheid van Mechelen. Leuven 1854.
Vaderlandsche historie. Leuven 1842—1858.
Vier boeken van de navolging Christi, uit het latyn in't neêrduitsch gesteld. Mechelen 1843. Antwerpen 1858.
Rymbybel van Jakob van Maerlant. Met voorrede, varianten van Manuscripten, aenteekenningen en glossarium, uitgegeven op last van het gouvernement. Brussel 1858.

De Baſt (Amand Fidelis), Beamter bei der Provinzial-regierung, wirkliches Mitglied der Geſellſchaft „die Sprache iſt ganz das Volk,“ ſtarb, 66 Jahr alt, in ſeiner Vaterſtadt Gent den 9. Juni 1848.

Historische beschryving van het paleis der hoogeschool te Gent.
Belegering der stad Gent 1844. Belgisch Museum, 9de deel, 1845.
Minnewraek, romantisch verhael uit de Gentsche geschiedenis. Vaderlander 1848.

De Burbure (Leo, Ritter), gebürtig aus Dendermonde, ſeit dem Tode ſeiner Mutter in Antwerpen wohnhaft, verheirathet mit einer Deutſchen, die ein ſchönes Talent zur

Miniatürmalerei besitzt. De Burbure selbst ist bekannt als Componist und Musikkenner, zugleich beschäftigte er sich gründlich mit dem Studium der Kunstgeschichte. 1842 zum Fabrikmeister*) U. L. Frauenkirche in seiner Vaterstadt ernannt, brachte er die Archive dieses Tempels in Ordnung und erbot sich dann 1846 für die Archive der Antwerpner Hauptkirche dasselbe zu thun. Elf Jahre widmete er dieser mühevollen Arbeit, für deren Gelingen die Kirchenverwaltung ihm durch ein schönes Schreibzeug dankte, welches durch den Architekten Franz Durlet entworfen und von Lambert Van Ryswyck in Silber verfertigt wurde. Jetzt arbeitet de Burbure an einem Werk über die vaterländische Musikschule, welches mehrere Bände stark werden soll. Daß er an der Umarbeitung des Cataloges vom Museum zugleich mit Van Lerius und Génard thätig war, habe ich bereits in der Biographie dieses letztern angeführt.

Toestand der beeldenden Kunsten te Antwerpen voor 1454. Antwerpen 1854.

De Clercq (J. L.), gebürtig aus Gent, wo er früher den „Vaderlander“ redigirte.

De Kapel van den heyligen Naem, gevolgd door het geschiedkundig verhael der Communiebank in de Predikheerenkerk te Gent. Gent 1840.

Boudewyn en Avezoete, of vryheidliefde en godsdienst; geschiedkundig verhael uit de XIIIe eeuw. Gent 1840.

Degeridr (L.), gebürtig aus Gent, wo er Direktor der städtischen Werkhäuser ist.

---

*) Fabrikrath, Kirchenfabrik, eigene Behörde zur Erhaltung der Kirchen eingesetzt. Fabrikmeister, Kirchenmeister, Beamte dabei.

De keizerlyke Zeepbal, blyspel met zang in twee bedryven, naer het fransch. Gent 1845.
Het schoothondje der Gravin, blyspel met zang in twee bedryven naer het fransch. Gent 1845.

De Jonghe (J.), geboren den 6. Oktober 1797 zu Lokeren. Sein Großvater war ein gelehrter Mann, sein Vater ein Banketbäcker oder Conditor, seine Familie durch Verwandtschaft eine der ansehnlichsten im Lande Waes. Noch nicht zehn Jahr alt, zeigte er sich durch ein abgelegtes Examen befähigt, seine Studien auf dem Seminar von Gent zu beginnen. Seine Eltern gaben ihn bei dem Professor Rombauts, einem tüchtigen Latinisten, in Kost. De Jonghe machte rasche Fortschritte, aber 1810, als er bereits in der vierten Klasse war, wurde das Seminar geschlossen, und er kam nach Lokeren zurück, wo er bei einem Geistlichen die dritte und zweite Klasse durchmachte. Um als einziger Sohn vom Militairdienst frei zu bleiben, mußte er praktisch beweisen, daß er seinem steinalten Vater unentbehrlich sei. So half er ihm denn bis 1820 in seinem Gewerbe und studirte erst dann im Collegium zu Thielt die Rhetorika. Als er sie beendigt, ließ er sich in Löwen als Stud. phil. einschreiben. Der Zufall wollte, daß der Geistliche, welcher sein Privatlehrer gewesen war, jetzt in Diest wohnte, und daß die Obrigkeit dort ihm den Antrag machte, die Leitung des Collegiums zu übernehmen. Er that es, und schlug zugleich seinen frühern Schüler zur Professur der Poesie und der Rhetorik vor. Anfangs belief die Zahl sämmtlicher Schüler sich nicht über dreißig, bald zählte De Jonghe in seiner Klasse allein an funfzig. In seinen Freistunden setzte er seine akademischen Studien fort, bis er das Examen als Doktor der Philosophie bestehen konnte.

Nachdem er bis zum Jahr 1828 in Diest Rechen- und Meßkunst, Geschichte und Erdbeschreibung und vlämische und französische Literatur gelehrt, suchte er, da er keine Erhöhung

seines Gehaltes erlangen konnte, die Stelle als Professor der Poesie am Athenäum von Brügge nach. Die Regierung zog ihm einen Holländer vor, und er mußte sich mit der sechsten Klasse begnügen. Bald ging er an die dritte über und 1830 lag seine Ernennung zur Professur der Poesie in Haag bereits unterzeichnet, als die „Umwälzung“ geschah.

Die städtische Regierung ernannte De Jonghe einige Jahre später zum Professor des Griechischen und Lateinischen an der medizinischen Schule, 1851 wurde er für die Normalschule in Lüttich bestimmt. Diese Ernennung wurde jedoch wieder zurückgenommen, und nachdem er ein Jahr lang ohne Posten geblieben, mußte er den des Direktor an der mittleren Schule zu Lier annehmen, welchen er sechs Jahr lang ausfüllte. Dann bekam er plötzlich seinen Abschied, und als ich ihn im Herbst 1858 zu Brügge kennen lernte, war er noch ungewiß, womit er die Jahre, die ihm noch blieben, ausfüllen sollte.

De Jonghe hat sich hauptsächlich viel mit dem Lateinischen beschäftigt, und so finde ich denn in seiner bibliographischen Notiz: Pax, Carmen mythologicum, Lier 1856, Vota, ein lateinisches Drama, noch im Portefeuille, eine Dissertation, De Achille ejusque ira in Iliade obviis, Gent 1848, endlich Schola latina in 4 partes distincta, Brugge 1850. Dieses Buch, von welchem der erste Theil mit französischer und vlämischer Uebersetzung erschienen ist, soll die Erlernung des Lateinischen so leicht wie die der Muttersprache machen. „Der natürliche Zorn“ und „die beiden Maler“ oder „Wer dem Andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein,“ zwei Dramen, sollen erscheinen, ebenso „der Gottesdienst“ nach Racine in der Zeitschrift, „Wahrheit und Licht,“ welche De Jonghe seit 1857 bei Thymans in Lier herausgiebt. Früher hatte er in Brügge bei Moor 1841 den „Bienenkorb“ herausgegeben, und ebenfalls zu Brügge, aber bei Roos, von 1846 bis 1847 „die Industrie,“ lauter Zeitschriften zum gemeinnützigen Besten. Sein „Waterloo,“ welches mit einer Widmung an den Prinzen von Oranien 1851 in Gent erschien,

wurde 1856 in Dortrecht wieder gedruckt, eine Ausgabe, die der Verfasser als verstümmelt nicht anerkennt.

De toonkunst, lierzang. Gent 1821.
Een woord over het vlaemsch, vergeleken met het Duitsch, Sweedsch, Deensch en Engelsch. Brugge 1831.
Jets over de volksbeschaving. Brugge 1835.
De Leeuw van Waterloo. Brugge 1840.
Onze letterkunde. Belgisch Museum 1841. Gent.
De chronyck van Vlaenderen. Gent 1840—42.
Handboek van nederduitsche Tael- en letterkunde. Brugge 1847.
Algemeene regel in de Cyfferkunst. Brugge 1847.
Een traen. Aen Pius IX. Werken van Davidts. 1848.
De vlaemsche kreet, koorzang. Brugge 1849.
Een traen op het graf van onze koningin. Brugge 1850.
Zalma, eene romance. Gent 1851.
Het afscheid, eene romance. Gent 1851.
Waterloo, in drie zangen. Gent 1851.
Belgiës onafhankelykheid. Brugge 1853.
Over de noodzakelykheid dat de verstandelyke opvoeding op het zedelyke zy gegrondvest. Lier 1853.
De meerderjarigheid van den hertog van Brabant. Lier 1855.
Weeklagt op onze konigin. Lier 1858.
Levenschets van Joseph van Crombrugghe, in zyn leven burgemeester der stad Gent. Gent 1844.
Hugo van Somerghem. Gent.
Liederick de Buck, eerste forestier van Vlaenderen, historisch drama in vyf bedryven. Gent 1846.
Beknopte beschryving van Gent, of verkorte historische beschouwing van die stad. Gent 1847.
Geschiedkundig onderzoek of proef van medewerking ter herstelling van de oude en echte Namen der straten, openbare plaetsen enz., der stad Gent, voor zoo verre zy kunnen worden afgeleid van de grondgesteldheid der streck, alwaer die straten enz., gelegen zyn; gevolgd van eene alphab. naemlyst van al de straten enz., met de beknopte opgave waerom zy zoo genoemd worden, immers in zoo verre de verklaring mogelyk is.
Beknopte verhandeling over de voornaemste nyverheidstakken in Vlaenderen. Gent (uitgegeven door het Willemsfonds).
Een spelreisje in België. Gent 1858.

D'Hulster (Leo), geboren 1784 zu Thielt, gestorben den 15. Mai 1843 zu Gent, wo er von 1815—1838 am Athenäum die lateinische Syntax und die vlämische Literatur lehrte, nachdem er mit 14 Jahren schon Unterlehrer in einem Pensionat zu Thielt, von 1810—1812 Professor zu Melle und 1813—1815 Regent der Grammatik am neuen kaiserlichen Collegium von Dendermonde gewesen war. Seine Hervorbringungen sind unter dem Titel „Literaturfrüchte" durch Van Duyse gesammelt und herausgegeben worden.

Verslag over de verhandeling van den heer Behaegel, ter oplossing van het vraegstuck in 1836 door het staetsbestuer voorgesteld over de geschilpunten ten aenzien der spelling en woordenbuiging der nederduitsche tael. Gent 1838.
Woordenlyst voor spelling en uitspraek. Gent 1839.
Lettervruchten uitgegeven door Prudens Van Duyse. Gent 1844.

D'Huygelaere (A.), starb als pensionirter Reichseinnehmer 76 Jahr alt den 9. Dezember 1849 zu Audenaerde. 1812 besang er in dem Preiskampfe der Fontainisten zu Gent „die Schlacht von Friedland." Seine Volkserzählung „Arnond, vryheer van Pamele" steht im Belgischen Museum, die beste seiner kleinen Geschichten „Frans Hals" im Jahrbüchlein für 1838.

Willem Wenemaer, of de gentsche held, offer zyner vaderlandsliefde; historisch tafereel (1325). Gent 1841.
Treurzang op het afsterven van den dichter Hofman, van Kortryk.
Nationale poëzy. St. Nicolaes 1844.

D'Huygelaere (Maria), Tochter des Vorigen, lieferte Beiträge in das Genter Jahrbüchlein. 1857 verheirathete sie sich mit Herrn Verwee, Musiklehrer zu Audenaerde.

De Meyer (Franciscus Georgius Carolus), geboren den 29. April 1793 zu Antwerpen, wurde den 24. Juni 1817 Unterpastor und den 30. Juni 1824 Pastor zu Barendrecht, wo er am 9. Juli 1851 am Schlage starb. Sein Nachfolger gab, mit Anmerkungen versehen, die von ihm hinterlassene „Beschreibung des Dorfes Berendrecht" heraus, eine Lokalchronik, sagte die „Vlämische Schule" in einem Artikel über De Meyer, „wie man deren von jedem Orte wünschen möchte, indem man alsdann die Materialien zu einer vollständigen Geschichte des Landes beisammen haben würde."

De Potter (Frans), geboren den 4. Januar 1834 zu Gent, wo er den einzigen Unterricht, den er genoß, in einer Stadtschule empfing und dann zu einem Buchbinder in die Lehre kam. In seinen freien Stunden legte er sich auf die Poesie, wurde zuerst vom „Sprachverband" für eine „Kurze Geschichte der niederländischen Literatur für den Unterricht" und dann noch in mehreren Preiskämpfen gekrönt, schrieb mehrere Romane und ist gegenwärtig bei der Redaktion eines katholischen Genter Blattes, des „Börsencourants" angestellt.

Beknopte geschiedenis der nederlandsche letterkunde. Gevolgd door eenige uittrekken uit de werken der beste nederlandsche dichter en prozaschryvers. Antwerpen 1854.
Walter de Gek, historisch roman. Gent 1854.
Louise, gevolgd van: De laetste vriend. Gent 1855.
De arme Dichter. 1856.

De Simpel (David), geboren 1778 zu Moorslede in Westvlandern. Er wurde nicht weniger als dreißigmal durch verschiedene Rethoreikammern bekrönt, setzte jedoch seinen Stolz weniger in diese Erfolge, als in seinen Antheil an der Ausbildung von Mietje Doolaeghe, Frau Van Ackere. Den 9. Juli 1852 starb er zu Staden.

De priesters en den priesterlyken staet, verdedigd tegen de lasteringen der vrygeesten. Brugge 1839.

De Smet, (Jozef Jan), geboren den 11. Dezember 1794 zu Gent, wo er später Professor der Rhetorik am Collegium von Ste. Barbe wurde. Von 1815 bis 1825 bekleidete er dieselbe Stelle am Collegium von Alost, seit 1830 ist er am Seminar von Gent Ehren-Kanonikus und Professor der Kirchengeschichte, für deren gründlichsten Kenner in Belgien er gilt. Zugleich ist er Pönitenziarius und Mitglied des bischöflichen Rathes, war Mitglied des Nationalcongresses und ist Mitglied der königlichen Akademie von Brüssel und der historischen Commission. Seine größeren Werke sind französisch geschrieben, doch wurden sie sämmtlich in das Vlämische übersetzt, so wie seine Trauerrede auf Pius VII. in das Holländische.

Ochtend-Gedachten over het nut der Christen-Vriendschap, aen M. D. V. E. B. H. J. 1825.

Geschiedenis van Belgien, naer het fransch door Ch. V. D. Gent 1837.

Kort begryp der geschiedenis van België. By denzelfden.

Maend van Maria. Gent.

Nieuwe maend van Maria, opgedragen aen de geloovigen der beide Vlaenderen, 2. verbeterde uitgave.

Gelukwensch, aen den Eerw. Heer Joannes Baptiste Josephus de Breuck, als hy, voor de eerste mael, hed onbloedig slagtoffer der nieuwe wet den Heer had opgedragen, in het bisschoppelyk seminarie te Gent, den 26. december 1849. Gent 1856.

Nieuwe maend van den H. Joseph, vertaeld door J. van de Velde. 1851.

Destanberg (Napoleon), gebürtig aus Gent, studirte sowohl auf dem Athenäum wie auf der Universität seiner Vaterstadt auf ihre Kosten und berechtigte zu großen Hoffnungen. Doch die ruhige Laufbahn eines wissenschaftlichen Berufes sagte ihm nicht zu, und so widmete er sein unbe-

streitbares Talent abwechselnd der Journalistik und dem Theater. Bei diesem hatte er als Mitglied der nationalen Truppe zu Antwerpen vielen Erfolg. 1858 verließ er es, um Redacteur des Journal de Gand zu werden. Destanberg ist ein pikanter Chansonnier und hat mehreres für die Bühne theils bearbeitet, theils geschrieben. Eine Geschichte des vlämischen Theaters ist von ihm angekündigt, aber bis jetzt noch nicht erschienen.

De Kwakzalvers, vaudeville in een bedryf, naer het fransch. Gent 1854.
Trommelaer en Trompetter, blyspel met zang in een bedryf, naer het fransch. Gent 1853.
Dry kalotten voor een hoofd, oorspronkelyk kluchtspel met zang in en bedryf. Antwerpen 1854.
Anne-Mie, of de Gevolgen eener goede opvoeding, vervlaemscht blyspel met zang, in een bedryf, naer Clairville. Brussel 1854.
Drieske Nypers, kluchtspel.
De koopman in kinderspeelgoed, blyspel met zang in een bedryf, naer 't fransch. Gent.

Driessens (Victor), gebürtig aus Antwerpen, guter Schauspieler, jetzt im Haag.

De vrolyke Kruiskensdag, blyspel met zang in een bedryf. Antwerpen 1849. Tweede druk. Antwerpen 1851.
De Student zonder geld, blyspel met zang in een bedryf. Antwerpen 1851.
Vyf uren verlof, blyspel in een bedryf. Antwerpen 1853.

Dufranne (Adolph), starb fünfundzwanzig Jahr alt den 13. Dezember 1858 in seiner Vaterstadt Gent. Er war Doktor der Philosophie, der Literatur, der Staatskunde und Kandidat der Rechte, und mochte sich also wohl überarbeitet haben. Den Sommer vor seinem Tode brachte er mit einem Brüssler, Ferdinand Eenens, in Dinant zu, doch die gehoffte Heilung blieb aus. Sein Tod machte, da er die Sakramente, über-

haupt allen religiösen Beistand verweigerte, viel Aufsehen und bei seinem Begräbnisse traten die dem Klerus feindlichen Tendenzen des jungen belgischen Liberalismus scharf und ohne alle Rücksicht in verschiedenen Reden hervor. Geschrieben hat Dufranne in den Ausgaben der Studentengenossenschaft.

Du Moulin (Vincent Joseph), wurde den 19. Juli 1822 zu Meerhout geboren und kam, wie er in einem Briefe an seinen Freund Dodd versichert, splitternackt auf die Welt. Weiter sagt er von sich nichts, außer daß er am 6. März 1853 aus einer Lesegesellschaft, die er ein paar Jahre früher mit einigen Freunden gestiftet, „die Hoffnung" hervorgegangen sei, eine Gesellschaft, die zum hauptsächlichen Zweck die Beförderung des Lesens hat und drei Jahre einen Almanach herausgab. Geschrieben hat Du Moulin im „Vaterländer," zu Gent, im „Sonntagsblatt", ebendaselbst, im „Kempenaer" zu Turnhout, im „Pachter von Gheel," in der „Niederdeutschen Uebersicht" zu Antwerpen," in der „Verbrüderung," zu Brüssel, in „Spott und Scherz", zu Hasselt, im „Klauwaerts" und im „Sprachverband."

Franquinet (G. D.), gebürtig aus Löwen, jetzt in Maestricht, Mitarbeiter am „Sprachverband", Kenner der germanischen Sprachen.

Verhandeling over de gotische litteratuer. Leuven 1846.
Noordsche litteratuer. Verhandeling over de Volu-Spä, met mythologische en taelkundige noten, voorafgegaen van eene inleiding over de Edda van Soemund den Wyzen. Antwerpen 1846.
Verslag over den toestand en de werkzamheden van het tael- en letterlievend genootschap: Met Tyd en Vlyt, gedurende het afgeloopen akademisch schooljaer, 8 slagt maend 1846. Leuven.
Id. 1846—1847.

Gaillard (Jean Jaques), geboren den 5. Juni 1801 zu Brügge, wo er Buchbinder ist. Seine Eltern waren Bernard Joseph und Johanna de Witte. Sein Vater, geboren zu Brügge den 5. September 1771 hinterließ bei seinem Tode eine Chronik von Brügge, welche sein Sohn 1849 herausgab. So mochte denn die Liebe zur vaterstädtischen Geschichte dem Knaben gleichsam angeerbt sein, gewiß wenigstens ist es, daß er sich von seinem frühesten Alter an damit beschäftigte, Documente zu sammeln. Kaum achtzehn Jahr alt begann er sämmtliche Grabschriften aufzuzeichnen, welche sich in den Kirchen und Kapellen des kirchen- und kapellenreichen Brügge befinden. Diese Arbeit kostete ihm über acht Jahre. Zugleich sammelte er belgische Münzen und geschichtliche Siegel. Von jenen zählt die Abtheilung für Flandern allein mehr als 600, während die Siegelsammlung sich fast schon auf 500 Abdrücke beläuft. Durch einen selten glücklichen Zufall fand J. Gaillard in Isabella Coucke, mit welcher er sich 1834 verheirathete, lebhafte Sympathieen für seine Studien.

Die meisten der von ihm gesammelten Werke sind französisch. Vlämisch hat er nur vier verfaßt, von denen eines erschienen ist. Die Zeichnungen, welche es zieren, sind vom Verfasser selbst.

J. Gaillard ist correspondirendes Mitglied mehrerer gelehrter Gesellschaften. 1857 empfing er die belgische, 1848 die preußische Verdienstmedaille.

De Ambachten en Neeringhen van Brugge, of beschryving hunner opkomst, bloei, werkzaemheden, gebruiken en voorregten. Brugge 1854, met 22 platen door den schryver geteekend.

Verzameling der grafschriften die zich bevinden in de Kerken, Kloosters, Kapellen en Godshuyzen der Stede van Brugge, met gekoleurde wapens.

Verzameling der tomben en epitaphien der Stede van Brugge en Gent.

Beschryving der edele Confrerie vau O. L. V. van den Droogenboom, te Brugge.
Beschryving der Rederykgilde van den H. Geest, te Brugge.

Goddefroy (Jan), geboren zu Brügge den 29. Januar 1827, unterrichtet auf der Stadtschule, seit neun Jahren in der Druckerei des Impartial zu Brügge beschäftigt, Wittwer von Amalie Staelens.

De Burgermoed. Bekroond door de Maetschappy van Rhetorika te Brugge. 1851.
De Ysbaen, Dichtstuck, bekroond door dezelfde Maetschappy. 1851.
Nanna en Lodewyck, romantische zedenschets. Brugge 1853.
Bertha, of Moed en Heldendaed, zangspel in twee bedryven, muziek van Hubené. Brugge 1853.
Lofrede op Jacob van Oost, bekroond door de Maetschappy van Rhetorika te Brugge 1853.
Schipbreuk van de Antigone, bekroond met den tweeden prys van de Maetschappy „Groeijende in de Duinen" te Knocke 1855.
Onze Voorouders, dichtstuck 1856.
Wantje, blyspel met zang in een bedryf 1857.
De Heldentydvakken der geschiedenis van Vlaenderen.
Die drei letzten Arbeiten noch Manuscript.

Goethals (Jakob), geboren zu Kortryk den 12. August 1759, Sohn eines bedeutenden Damastwebers, studirte zuerst bei den Jesuiten in Kortryk und dann in Löwen Theologie, welche er jedoch nach anderthalb Jahren aufgab, um in Brüssel den Handel zu erlernen. In seine Vaterstadt zurückgekehrt, wandte er, was seine Geschäfte ihm an Muße übrig ließen, zu geschichtlichen Studien an, für welche er in Löwen Neigung gefaßt hatte. Zugleich wußte er seiner vaterländischen

Gesinnung Luft zu machen, indem er, ohne bei der französischen Regierung Anstoß zu geben, in dem „Kortrykschen Almanach" Geschichten von den Großthaten der alten Vlamingen erzählte. Als die Freiheit gekommen war, gab er einen Theil seiner Studien gesammelt heraus, und zwar zuerst unter dem Titel von „Aufzeichnungen." Vollständig hat er sie unter dem Titel „Chronik von Kortryk" in 85 Bändchen in 8°. und 18 Theilen in 4°. handschriftlich hinterlassen. Er hatte sich 1790 mit einer Vercruysse verheirathet, weshalb er meistens Goethals-Vercruysse genannt wurde, und starb zu Kortryk den 6. September 1838.

Jaerboek der stad en oude Kasteleny van Kortryk, verzameld uit menigvuldige auteurs en handschriften. Kortryk 1814—1815.

Gryp (Lieven), gebürtig aus Antwerpen, Douanier zu Lille.

Vruchten myner uitspanning. Antwerpen 1852.

Mirtekroon, gevlochten ter eere van den hertog van Braband en Maria-Hendrika-Anna, aertshertogin van Oostenryk. Uitgegeven op last der Maetschappy.

Louise-Marie (te Antwerpen) ter ondersteuning van een schamel huisgezin.

Henckel (Franciscus), aus Veurne, Priester, Professor am Stadtkollegium von Gent, gestorben 81 Jahr alt den 11. Januar 1855 im St. Julianshospital zu Brügge, wo er mehrere Jahre im Wahnsinn zugebracht hatte.

Verwoesting van Troyen. 1810.
De doorlochtige mannen der stad Roomen, uyt het latyn van C. T. Lhomond, fransch en vlaemsch. Gent 1811.
De Val van Napoleon en zyne vlucht voor Moscou. 1814.
Nieuwe vlaemsche spraekkonst, geschickt naer de spelling der H. H. Siegenbeck en Weiland. Gent 1815.

Hens (Frans Johan), geboren zu Antwerpen den 13. November 1834, gestorben ebendaselbst den 25. September 1855. Einer mehr, der sich an der vlämischen Literatur aufgerieben hat. Hülfslehrer zuerst in Gent und dann in Antwerpen, ohne Rast die Nächte durcharbeitend, starb er an der Abzehrung, oder wie Hansen in einer kurzen, aber mit tiefem Gefühl geschriebenen Biographie im niederdeutschen Jahrbüchlein für 1856 sagt: „als Künstler durch die Kunst.“ Sein Ziel war, die Geschichte sowohl, wie auch Länder- und Völkerkunde durch phantasiereiche Behandlung dem vlämischen Volke unterhaltend zu machen. Seine größte Arbeit ist „Die Eroberung von Mexico,“ welche, wie Hansen sagt, trotz einiger aus Unkenntniß der Welt entspringenden Uebertreibungen doch zeigt, was Hens hätte leisten können. Während der letzten Monate seiner Krankheit hatte er noch den Muth, dieses Werk umzuarbeiten. Seine näheren Freunde haben die Herausgabe desselben, sowie dann einer Auswahl von kleinerer Erzählungen beschlossen.

Heremans (Jacob Frans Johan), geboren zu Antwerpen den 28. Januar 1825. Seine Eltern legten einen hohen Werth auf eine gute Erziehung, Heremans genoß sie. Er absolvirte seine Humaniora auf dem Athenäum seiner Vaterstadt und zeichnete sich bereits damals durch seine Liebe für Muttersprache und Vaterland aus. 1843 wurde er Hülfs-

bibliothekar der Stadt Antwerpen, zugleich machte er sich durch Vaterländische Gedichte bekannt, welche in Musenalmanachen, Jahrbüchlein und Zeitschriften erschienen. Kein Vlaming grollt in Versen so heftig wie Heremans; ich bat ihn um einige mildere Strophen, gedichtet mit der Melodiemacht, wie er mehrere Lieder von Rückert übersetzt habe, aber er sagte mit seiner ironisch entschiedenen Art: „Liebeslieder hab' ich nie drucken lassen; wir Vlamingen dürfen unser Vaterland singen, aber nicht unsere Schöne." Die Wahrheit ist, daß Heremans die Dichtkunst seinem Freund Jan Van Beers überließ und sich selbst mehr dem Studium der Sprachkunde und Aesthethik zuwandte. Gut, daß er es that; er füllt den Posten als vlämischer Kritiker mit so viel Geist, Takt und Unerschrockenheit aus, daß ich ihn ungern auf ein mehr bearbeitetes Feld der vlämischen Literatur übergehen sehe.

In Antwerpen war es, daß er mit Jan Van Beers die literarische und persönliche Freundschaft schloß, welche jetzt noch die beiden bedeutenden Männer verbindet. Mit Van Kerckhoven, Rosseels und Cartol stiftete er die erste ausschließlich vlämische Gesellschaft für Chorgesang: „Die Scheldesöhne," mit Van Beers und De Laet 1845 den „Sprachverband," welcher die glänzendsten seiner Kritiken enthält. In demselben Jahre kam er als Professor der niederdeutschen Sprache an das Athenäum zu Gent, nachdem er von 1844—45 Lehrer der vierten lateinischen Klasse am Collegium der Pitzenburg in Mecheln gewesen war. In Gent stiftete er mit Rens, Snellaert, Blommaert und Degerikx die „Vlämische Gesellschaft," eine Vereinigung von Schriftstellern und Künstlern, welche ungemein viel Gutes für die vaterländische Sache gewirkt hat. 1847 nahm Heremans Theil an dem Manifest, durch welches die vlämischen Literaten ihr Verhalten den politischen Parteien gegenüber feststellten, 1848 suchte er durch Wort und Schrift dem Volke, welches ein Aufgehen in Frankreich fürchtete, Muth und Selbstvertrauen einzuflößen. 1854 wurde ihm ein Lehrgang der vlämischen Literatur an der Genter Universität über=

tragen, seit 1856 giebt er mit P. De Baelt und Edw. Lampens „Das Lesemuseum" heraus, eine Monatschrift, welche die besten vlämischen Schriftsteller unter ihre Mitarbeiter zählt. Außerdem hat Heremans noch eine Sprachlehre, eine Prosodie und Blumenlese herausgegeben, und einige Trauerspiele Vondel's commentirt. Er hat zu Arbeiten dieser Art die höchste Begabung, indem bei ihm der literarische Instinkt sich zum kritischen Geschmack ausgebildet hat, und er auch, so weit es einem sterblichen Kritiker möglich ist, mit strenger Unparteilichkeit urtheilt. Vlaming ist er quand même wie Stallaert, nur daß Stallaert noch eine gewisse liebevolle Schwäche für die vlämische Sache hegt, und sogar sich selbst ungern die Wahrheit über sie eingesteht, während Heremans ohne alle Umstände sagt: „wenn wir in zwanzig Jahren nicht bis zur Kunst durchgebildet sind, so sind wir verloren."

Zwei seiner besten Arbeiten sind die Biographieen von Theodor Van Ryswyck und von Ledeganck, die des letzteren bildet die Einleitung zu seinen durch Heremans herausgegebenen Werken. Am 20. August 1849 verheirathete Heremans sich mit Constance De Hoon, der Schwester von Virginie Ledeganck.

Beknopte nederduitsche spraekleer. Gent 1846. Tweede uitgave, 1849. Derde uitgave, 1853. Vierde uitgave, 1854. Vyfde uitgave, 1855.
Beknopte nederduitsche Versificatie. Antwerpen 1846. Tweede uitgave 1853.
Jets over het rym. Antwerpen 1847.
Levensschets van Karel Lodewyck Ledeganck. Antwerpen 1847.
Levensschets van Johan Theodoor van Ryswyck. Antwerpen 1850.
Keus uit de verhalen van Zschokke. Uit het hoogduitsch vertaeld. Gent 1851.
Zschokke, H., Novellen. Uit het hoogduitsch vertaeld. Gent 1853.
Van Vondel, J. Vier treuerspelen: Lucifer, Gysbrecht van Amstel, Palamedes, Maria Stuart, met aenteekeningen uitgegeven. Gent 1853.
Jets over geweest zyn en geweest hebben. Antwerpen 1853.
Beknopte nederduitsche spraekleer, ten gebruike der scholen van middelbaer onderwys. Gent 1854.

Heuvelmans (Petrus Joannes), geboren zu Eeckeren, Kreis Brasschaet bei Antwerpen, den 13. Juni 1808. Seine Vorfahren waren deutschen Ursprungs, hießen Hövelmann und kamen im Anfang des 16. Jahrhunderts als politische Flüchtlinge mit Christian II. in's Land. Kaiser Karl V. schenkte ihnen, damit sie leben könnten, eine kleine Herrlichkeit mit einigen Grundstücken und verlieh ihnen das Recht, einen nicht unbedeutenden Getreidezehnten zu erheben. Der Vater Heuvelmans hatte eine Brauerei von Löwenschem Bier und war ein wohlhabender Mann, starb jedoch einige Monate vor der Geburt des einzigen Sohnes. Die Mutter, Joanna Catharina Leunis, verheirathete sich wieder. Zum Unglück wollte der Pastor des Dorfes den Kirchhof vergrößern lassen und sich zu diesem Zwecke ein Stück von Heuvelmans Land aneignen. Der hierüber entstandene Prozeß wurde allerdings gegen den Pastor entschieden, verschlang aber nicht nur das Erbe Heuvelmans, sondern auch das Hab' und Gut seines Stiefvaters. Der Knabe mußte also mit elf Jahren aus der Dorfschule heraus und den Eltern beistehen, wo er konnte. Mit fünfzehn Jahren wurde er bei dem Steuereinnehmer zu Brasschaet Comptoirdiener, kam später in derselben Eigenschaft nach Westerloo in der Kempen und endlich 1826 als erster Schreiber an das Steueramt zu Turnhout. Als Eeckeren und Brasschaet getrennt wurden, bot die neue Gemeinde Brasschaet Heuvelmans den Schreiberposten an, doch er zog es vor, in Turnhout zu bleiben, wo er sich im Januar 1833 mit A. M. Stroobant verheirathete.

Als er 1837 zum ersten Schreiber am Stadthause ernannt wurde, bekam er den Auftrag, die sehr vernachlässigten Archive zu ordnen. Das führte ihn zum Studium der Stadtgeschichte und zum Abfassen mehrerer chronikartig gehaltener Werke, in denen des Besonderen und Merkwürdigen viel zu finden ist. Mehrere andere, z. B. „die Geschichte des Mädchenwaisenhauses zu Turnhout," die des „Turnhoutschen Schlosses," „die Kroaten zu Lille," hat er im Manuscript

fertig liegen, doch noch nicht herausgegeben. Er findet das Druckenlassen etwas zu theuer, besonders da er sein Einkommen mit seiner alten Mutter und mit seiner und seiner Gattin Familie zu theilen hat. Seit 1851 ist er Stadtsekretair. Bei unserm kurzen Besuch in Turnhout erwies er sich uns als ein sehr nützlicher und angenehmer Cicerone.

Lotgevallen van eenen Turnhoutschen jager in de XVI e eeuw. Turnhout.

De twee reizigers, geschiedkundige verhalen uit de XVI e en XVII e eeuw. Turnhout.

Kronyk der stad en vryheid Turnhout. Turnhout 1844.

De blyde inkomste van Amalia van Solms, Princes douairière van Oranje, Weduwe van den krygsheld Frederick Hendrick.

Hofman (J. B. J.), geboren zu Kortryk, gestorben allda am Schlagfluß den 2. August 1835 in dem Alter von 77 Jahren. Von der Gesellschaft der Rhetorik zu Kortryck, deren Dichtmeister er war, wurde 1829 sein Jubelfest durch einen zu seinem Lobe ausgeschriebenen Preiskampf gefeiert, und am 15. November 1835 fand auf dem Theater zu Kortryck seine Apotheose statt. Bei dem Jubelfest der Gesellschaft 1825 wurde ihm der funfzigste Preis, welchen er gewonnen hatte, feierlich überreicht. Er hatte dieses Mal in Ypern mit einer Dichtung gesiegt, welche „das Lob der Kaiserin Maria Theresia" zum Gegenstand hatte. Außer den unzähligen Gelegenheitsgedichten zu allen Festlichkeiten, welche während seiner Lebenszeit in Kortryck stattgefunden hatten, schrieb Hofman noch viele Lust- und Trauerspiele, worunter hauptsächlich gerühmt werden:

De onbermhertige schuldeischer..

De onverwachte redding.

Clarinda.

Justina of de onderwerping van Namen.

Het verzinken der Oostendsche pontschuit.

De listige bakkerin.
Het pruissensch soldatenkwartier.
Het aengenaemste geschenk op een jubelfeest.

Karsman (Jakob), gebürtig aus Antwerpen, wo sein Name bei keiner der freudigen oder traurigen Festlichkeiten fehlte, welche dort so häufig die vlämischen Literaten und Künstler vereinigten.

De heilige Katrina van Zweden. Antwerpen 1843.
Dichtruiker. Antwerpen 1844.
Sebastiaan van Portugaal, een berijmd verhael. Antwerpen 1844.
Zangloover. Antwerpen 1854.
Lierbladjes. Antwerpen 1855.
Luitgalmen. Antwerpen 1856.

Kats (J.), Direktor des „Theaters der Volksbildung" in Brüssel, fleißiger dramatischer Schriftsteller, als Journalist scharf demokratisch, wie die Blätter „Eulenspiegel," „der wahre Volksfreund," „Pierlala" u. a. offen darthun. Auch persönlich wirkte er in den demokratischen Volksversammlungen, die nach 1830 stattfanden.

Klaes Lyden, tooneelspel in een bedryf, ter bevordering van de verlichting. Brussel 1835.
Den verlichten Boer, blyspel in een bedryf. Brussel 1835.
Het aerdsch Paradys, of de zegeprael der broederliefde. Zedelyk tooneelspel in twee bedryven en dry tableaux, met zang. Antwerpen 1836.
De voorbereyding der kiezing aen de herberg, of de vergelyking van den bermhertigen Samaritaen. Historisch bly- en tooneelspel in twee bedryven. Antwerpen 1836.
De vyanden van het licht, of: de tegenwerkingen van de maetschappy der verbroedering. Historisch bly- en tooneelspel in twee bedryven. Brussel 1836.
Pier-la-la, Kluchtspel in een bedryf. Brussel.
Volksgedichten. Gent 1851.

Lambin (Jean Jaques), geboren den 15. Juli 1765 zu Ypern, wo seine Familie, aus Quesnoy=sur=Deule herstammend, sich zu Ende des 17. Jahrhunderts niedergelassen hatte. 1782 nach Cassel geschickt, um seine Studien zu machen, begann er schon dort sich mit Archäologie zu beschäftigen. Nach vier Jahren kehrte er in das elterliche Haus zurück, kam in das Büreau des Herrn De Coninck, der in Ypern das Amt des Deelsman verwaltete, und besuchte zugleich den architektonischen Cursus der Zeichenakademie, wo er im August 1788 den ersten Preis davontrug. Seiner schönen Handschrift wegen erhielt er nun einen Posten im Büreau des Herrn Malou, eines reichen Handelsherrn, welches er im Jahre 1797 nur verließ, um in das Büreau der Registratur und der Domainen einzutreten. Drei Jahr später wurde er zum Einnehmer bei der Registratur in Kortryck ernannt, gab jedoch dieses einträgliche Amt auf und ging nach Ypern zurück, wo er 1808 Einnehmer bei der Verwaltung der bürgerlichen Hospitäler und zugleich Archivar bei derselben Behörde wurde. 1809 wurde er zum Chef und 1816 zum Sekretair im Büreau der Spitäler ernannt, und diesen letzteren Posten bekleidete er bis zu seinem am 17. Januar 1841 erfolgten Tode.

Der Magistrat fand die Ordnung, welche Lambin in das Archiv der Spitäler gebracht, so musterhaft, daß er ihn am 17. Dezember 1819 auch zum Stadtarchivar ernannte. Die Gelegenheiten, welche dieses Amt ihm bot, benutzte Lambin mit solchem Eifer, daß allein seine hinterlassenen Papiere, welche sich fast sämmtlich auf die Geschichte von Ypern beziehen, zwölf Bände in Oktav, siebenundzwanzig in Quart und elf in Folio ausmachen, wovon vierzig in vlämischer Sprache sind. Ein genaues Verzeichniß dieser sämmtlichen Manuscripte findet sich im dritten Bande der Annales de la Societé d'Emulation pour l'histoire et les antiquités de la Flandre occidentale, und zwar S. 147—163.

Lambin war Mitglied sämmtlicher Rhetoreikammern und wurde es 1819 von der „Gesellschaft für niederländische

Literatur" in Leyden, 1820 von der „Königlichen Gesellschaft für niederländische Sprache und Literatur" zu Brügge, und von der „Königlichen Gesellschaft der Rhetorik" zu Gent, 1821 von der „Gesellschaft für niederländische Sprache und Literatur," auch in Gent, 1832 von der Société des Antiquaires de la Morinie zu St. Omer, 1835 von der Société de belles lettres, sciences et arts zu Valenciennes, 1836 von der „Gesellschaft für Uebung in der vlämischen Literatur" zu Gent, von der „für Schauspielkunst und Literatur" zu Brügge und von der „zur Beförderung der niederdeutschen Sprache in Belgien," 1838 von der Société d'Emulation zu Lüttich und von der gleichen Namens zu Brügge, 1840 vom „Oelzweige" zu Antwerpen. In demselben Jahre ernannte ihn die Königliche Akademie zu Brüssel zum Correspondenten, sowie der König zum Leopoldsritter.

Den Dichtungen, welche seine Erholung von seinen ernsten historischen Studien ausmachten, verdankte er nicht weniger als neununddreißig Preise und zwar: 1805 in Boesinghe, 1806 in Waeken, 1808 und 1817 in Brügge, 1809, 1812, 1813, 1814, 1815, 1816, 1817 und 1818 in Ypern, 1810 in Rousselaere, 1810, 1813 und 1819 in Kortryck, 1811 und 1827 in Deynze, 1812 in Gent und Bailleul, 1816 in Audenaerde und Veurne, 1819 und 1822 in Nieuwport, 1823 in Dixmude und Thielt, 1824 in Wevelghem und nochmals in Veurne, 1829 in Menin und 1833 in St. Omer.

Seine Büste wurde im Auftrage der Stadt von Wilhelm Geefs gemacht, der Abbé F. Van de Putte schrieb seine Biographie.

Aenmerkingen op het handschrift voor titel voerende: Bewerp van vlaemsche spelling, gevolgd van eenen oogslag op de nederduitsche dichtkunst. van M. Philips Jaques de Neckere. Ypre 1815.

Onderzoekingen op de aloude aenstelling van de voogden, shepenen en raeden der stad Ypre, en de opgevolgde veranderingen op de jaerlyksche vernieuwing ingevoerd. Ypre 1815.

Verhael van den moord van eenige schepenen, raeden en andere inwooners der stad Ypre, gebeurd den 29 en 30 november 1303. Ypre 1831.

Eeuwigdurende verbond tusschen Jan den III, hertog van Brabant, en Lodewyk I, grave van Vlaenderen. Ypre.

Nalezingen, of vervolg van de tydrekenkundige lyst van uitgegevene handvesten, enz. Ypre 1832.

Nalezingen of vervolg van de (uitverkochte) lyst, behelzende de opgave van meer dan 160 originale charters en bescheeden wegens de historie van Ypre.

Beleg van Ypre, door de Engelschen en Gendtenaers, ten jaere 1383, en oorsprong van de feest gezegd den Tuindag. Met een verhael van de gebeurtenissen welke in Vlaenderen, omtrent dien tyd, plaets hebben gehad. Eerst in het licht gegeven onder den titel van Oorsprong van den Tuindag, door Adriaen van Schrick, heer van Rodorne; nu in den hedendaegschen styl overgebragt, en met geschiedkundige aenteekeningen verrykt. Ypre 1833.

Olivier van Dixmude. Merkwaerdige gebeurtenissen, vooral in Vlaenderen en Brabant, en ook in de aengrenzende landstreken, van 1377 tot 1443; letterlyk gevolgd naer het oorspronkelyk onuitgegeven handschrift, verrykt met eene voorrede, met geschiedkundige aenteekeningen, eene lyst van de veranderde woorden en eene alphabetische tafel door J. J. Lambin. Ypre 1835.

Jan van Dixmude. Dits de cronike ende genealogie van den prinsen ende graven van den foreeste van Buc, dat heet Vlaenderlant van 863 tot 1436, gevolgd naer het oorspronkelyk handschrift, door J. J. Lambin. Ypre 1839.

Lansens (P.), geboren zu Coudekaere. Mitglied der Gesellschaft „Die Sprache ist ganz das Volk" zu Gent, der „Gesellschaft für schöne Künste und Literatur," der „Gesellschaft für Niederländische Literatur" zu Leyden, der „Historischen Genossenschaft" zu Utrecht, der „Friesischen Genossenschaft" zu Leeuwarden, der Académie nationale zu Paris, der „Oberlausitzischen Gesellschaft" zu Görlitz; correspondirendes Mitglied der Académie d'Archéologie de la Belgique, der Societé des Antiquaires de la Morinie, des Comité flamand de France, der Société de l'Histoire et des Beaux-Arts de la Flandre-maritime de France.

Geschiedenis van Vlaenderen, gevolgd van eene afzonderlyke verhandeling zoo over den oorsprong als de benaming onzer steden, parochiën en gemeenten. Thourout 1837.

Alouden staet van Vlaenderen, voor en gedurende het leenroerig bestier, gevolgd door eene beknopte etymologische en geschiedkundige beschryving der steden, en van een groot deel der parochien, gelegen in het oud graefschap van dien naem. Brugge 1841.

Fransche spraekkunst, met oefeningen ten gebruike der Vlamingen. Eerste stukje. Brugge 1842. Tweede stukje. Brugge 1843.

Kleine geographie of aerdrykskunde. Gent 1843.

Kleine vlaemsche spraekkunst. Gent 1843.

Jets over de nadeelen der onkunde of ongeleerdheit en de voordeelen der geleerdheid. Brugge 1844.

Geschiedenis van Thourout en Wynendale. Brugge 1845.

De leidsman tot het ware geluk. Brugge 1847.

Kort taelkundig onderzoek naer de bevolkers van West- en Oost-Vlaenderen. Dixmude 1850.

Onderzoek naer het vaststellen der parochiegrenzen over het algemeen en degene van West-Vlaenderen in het byzondere. Dixmude 1852.

Bydrage tot de kennis van den oorsprong en de bediedenis der geschlacht- of familienamen. Brugge 1852.

De Klokputten. Bydrage tot de kennis der aloude vaderlandsche zedenkundige geschiedenis. Antwerpen 1858.

Lansens (Prudence), Tochter des Vorigen. Nachdem sie bereits in mehreren Tagesblättern Proben ihres Talentes gegeben, trat sie mit „Schicksale zweier Künstler" mit Glück als Romanschriftstellerin auf und wurde bereits zum Mitglied des Comité flamand de France ernannt.

Lotgevallen van twee kunstenaers. Brugge 1858.

Lansens (Theophil), Sohn und Bruder der Vorigen, Lehrer zu Ypern, beschäftigt sich mit alten Gebräuchen, von denen er mehrere in der zu Brüssel erscheinenden „Zukunft"

ermuthigt. Bleeschhouwer gedachte noch besonders der warmen Freundschaft zwischen Mertens und Theodor Van Ryswyck. Van Beers sprach als Schwiegersohn oder lieber als Sohn die herzlichsten Worte.

Außer der Geschichte von Antwerpen hat Mertens noch eine alte Handschrift herausgegeben und einige Notizen über das elastische Gespenst seiner Vaterstadt, den langen Wapper, geschrieben, welche vlämisch im Almanach „Von Allem etwas“ für 1847, deutsch in Wolfs Niederdeutschen Sagen zu finden sind.

Een cluyte van Playerwater, tafelspel. Uitgegeven volgens een handschrift van de XV. eeuw uit de Archiven der academie van Antwerpen, voortkomende van Sint Lucasgilde. 1838.
Geschiedenis van Antwerpen, sedert de stichting der stad tot onze tyden. Antwerpen 1845—55.
De lange Wapper. Van Alles wat, dagwy rzevoor 1847.

Musselh-Boudewyn (N. J. B. C.), starb, noch nicht funfzig Jahre alt, den 9. Februar 1858 als Professor am Kollegium zu Kortryk. Prudens Van Duyse rühmt in einem Artikel in der „Eintracht“ die gründliche Sprachkenntniß des Verstorbenen, welcher sich mit „Walter Van Heule“ auch im historischen Roman versuchte. Van Duyse widmete ihm seinen Spellingoorlog (Rechtschreibungskrieg), Prof. Bormans erklärte, daß von allen Abhandlungen über die Einführung einer allgemein angenommenen niederdeutschen Rechtschreibung, welche laut des königlichen Beschlusses vom 6. Sept. 1836 an die Regierung eingesandt wurden, die von Musselh den Preis verdiene.

Beginselen der vlaemsche spraekkunst heringerigt naer het spellingstelsel van het Taelcongres. 4e druck. Kortryk 1840.

Beknopte nederduitsche spraekkunst naer der spelling der koninglyke commissie opgesteld. Kortryk 1840.
Verkorte nederduitsche spraekkunst. Kortryk 1846.
Nederduitsche spraekkunst. Kortryk 1846.
Doelmatig Abeboek, of eerste spel en leeslessen, Kortryk 1846.
De Kindervriend, of zedelyke en aengenaeme verhaelen voor kinderen. Kortryk 1846.
Walter van Heule, raedsher der kasteleny van Kortryk in de XVII. eeuw. Kortryk 1853.
Stichtelyke en aengenaeme tydverkortingen voor jonge lieden. Doornik.

Nys (Karl Alexander Hendrik), geboren zu Antwerpen den 15. Januar 1825. Seine Mutter hieß Victoire Hennin.

Nachdem er seine Studien auf dem Antwerpner Athenäum beendigt, arbeitete er vier Jahr lang bei Cateaux Wattel u. C., dann wurde er Büreauchef bei dem Ingenieur Belpaire, wo er von 1846 bis 1848 blieb.

Seine journalistische Laufbahn begann er 1845 beim Journal du Commerce, in welchem auch sein „Brief an den Baron von Reiffenberg" bei Gelegenheit von dessen Notiz über J. F. Willems zuerst erschien. Beim Abdruck als Brochüre wurde sie durch eine bibliographische Notiz über Willems vermehrt.

In demselben Jahre schrieb Nys seine ersten Wahlpamphlete. Seit dieser Zeit hat er unausgesetzt Theil an den Hin- und Herbewegungen der belgischen Politik genommen. 1848 war er in Paris. Nach Brüssel zurückgekehrt, arbeitete er an der Nation und am Débat Social und machte Bekanntschaft mit Jottrand, Louis Labarre u. A. Für „Vlämisch Belgien" hatte er früher mehrere biographische Notizen geliefert, worunter eine über Gillebert Van Schoonebeke; für den „Sprachverband," so lange derselbe unter Verspreeuwens Leitung war, schrieb er die artistische Chronik. Als Louis Labarre Le Drapeau gründete, schrieb Nys auch für dieses seitdem so bekannt gewordene Blatt Artikel. 1852 wurde er

bei der Redaction der „Schelde" angestellt, 1845 ging er zu der des Avenir über, 1858 endlich im Mai wurde er Hauptredacteur des Lloyd Anversois. Seit 1857 schreibt er auch das Journal de Huy, welches in dieser Stadt erscheint. Seit 1844 Mitglied des „Oelzweiges," ward er 1846 Sekretair dieser Gesellschaft. Außerdem ist er correspondirendes Mitglied der „Gesellschaft für niederländische Literatur" zu Leyden.

Nys sagt auf dem letzten der großen losen Blätter, auf welche er seine biographischen Notizen hingeworfen hat: je suis de ceux dont Béranger a dit: Pauvre petit, ne sois rien. Meiner Meinung nach ist er einer der besten jüngern Specialhistoriker. Besonders gefallen hat mir sein „Ortelius" im „Sprachverband," und die „Erzählung des Anschlags von Johan Jauregui auf das Leben Wilhelm des Schweigers." Ein „Inventarium der Charten und Privilegien, welche sich in den Archiven von Antwerpen befinden," ein Werk, welches er dem Andenken seines Vaters zu widmen gedenkt, giebt er französisch heraus.

Geschiedenis van den Vrede van Munster (30. January 1648) door J. J. Altmeyer, Leeraer aen de vrye Hoogeschool te Brussel, en Karel Nys. Antwerpen 1852.

Verhael van den aenslag gedaen door J. Jauregui op prins Willem van Oranje. Antwerpen 1848 en 1854.

Vergrooting van Antwerpen. De Commissie der vyfde wyk van Antwerpen, aen hare medeburgers der stad en der voorgeborgten. Antwerpen 1858.

Ondereet, (Karel), gebürtig aus Gent, Buchbinder, der beste vlämische Schauspieler in Gent und einer der fruchtbarsten dramatischen Schriftsteller.

De Gallomanie, of de verfranschte Belg, vaudeville in een bedryf. Gent 1841.

De Kapitein van Waterloo, drama in drie bedryven. Gent 1842.
Lodewyk van Nevers, drama in drie bedryven. Gent 1844.
De Gentsche Kermis van het jaer 1844, historisch volkstafereel, met zang, in een bedryf. Gent 1844.
De Dood van Hugovet en Imbercourt, treurspel in drie bedryven en in verzen. Bekroond met den tweeden prys in den letterkundigen Kampstryd door die Koninglyke maetschappy van Rhetorika, de Fonteinisten, ter gelegenheid van haer vierhonderdjarig jubelfeest uitgegeven. Gent 1848.
De vlaemsche Lionne, blyspel in drie bedryven. Bekroond in den letterkundigen Kampstryd der Koninglyke maetschappy van Rhetorika, de Fonteinisten, in 1848 uitgeschreven. Gent 1849.
De familie Dyckmans, drama in drie bedryven en vier tafereelen. Gent 1850.
Alexius onder den Trap, blyspel met zang in een bedryf. Brussel 1853.
De Gevolgen der Vooroordeelen, drama in twee bedryven en vier tafereelen. Gent 1853.
Nog een speeler, drama in drie bedryven en vier tafereelen. Gent 1854.
Ondereet (Karel) en Destanberg (N.) Baudewyn Hapkin lyrisch drama in vier bedryven. Gent 1855.

Pieters, (Harry), geboren zu Antwerpen den 31. Januar 1839. Eine etwas excentrische Notiz, welche mir über ihn zugekommen ist, enthält folgende Worte: „wo er schreiben lernte, weiß Niemand, denn er liest ebenso wenig fremde wie einheimische Bücher, ebenso wenig theologische und geschichtliche Werke, wie Romane, er durchfliegt nicht ein Mal ein Tagesblatt.“ Doch muß er Ausnahmen machen, denn er übersetzt; in der Schelde für 1858 war „Lisa's Brautschatz“ nach Fievée. Als er sechzehn Jahre alt war, lieferte er „aus sichern Quellen“ für die Schelde die Berichte aus Rußland, und arbeitete zugleich für ein französisches Blatt zu Brüssel. Jetzt ist er an dem Antwerpner Blatt L'Union commerciale thätig, nur Abends beschäftigt er sich „mit der Sprache seiner Väter.“ Mehrere von ihm übersetzte und „lokalisirte“ Stücke fanden Beifall, darunter: Julia, oder Kunst und Liebe, Eine Frau, die ihren Mann betrügt, Maria, oder die weiße Sklavin,

Luftschlösser u. a. In der ernsteren Literatur zeichnete Harry Pieters sich durch ein Werk über Indien aus. Ein zweites, betitelt: Die Tortur in Englisch-Indien soll er in der Arbeit haben.

Julia, of Kunst en Liefde
Eene vrouw die haer man bedriegt.
Maria, of de witte slavin.
Kasteelen in de buht.
Indië. Een blik in de Geschiedenis van die landstreek

Ronsse (J.), gebürtig aus Audenaerde, war bis zum März 1858 Friedensrichter des Cantons Nederbrakel. Jetzt ist er in derselben Eigenschaft nach Dendermonde versetzt. Seine historischen Romane werden geschätzt.

Audenaerdsche mengelingen, uitgegeven door Lodewyk van Lerberghe, archivaring der stad, en Josef Ronsse, advonder medewerking van den heer J. Ketele, eer-archivarius. Audenaerde 1840.
Kapitein Blommaert of de boschgeuzen teAudenaerde (1571—1572). Audenaerde 1841.
Pedro en Blondina, verhael uit de XVI eeuw. Audenaerde 1842.
Arnold van Schoorisse, episode uit den opstand der Gentenaers (1302—1385). Audenaerde 1845.

Rysheuvels, (Lodewyk), geboren den 12. November 1807 zu Antwerpen, ging 1827 nach Löwen, um seine Studien im dortigen philosophischen Collegium zu machen, wählte gemeinschaftlich mit Nelis, Professor der Dichtkunst am Antwerpner Athenäum, eine „niederländische Blumenlese“ aus, die 1828 anonym in Antwerpen erschien, wurde 1829 durch das Aufhören des Collegiums genöthigt, seine Studien aufzugeben und

eine Stellung bei dem Gemeindesecretariat seiner Vaterstadt anzunehmen. 1832 wurde er Hauptlehrer bei dem Correctionshause von Sinte=Bernard, ein Amt, welches er 1845 mit dem eines Directors der Strafanstalt zu Ypern vertauschte. Ein Jahr später ward er in derselben Eigenschaft nach Namur versetzt, wo er jedoch ebenfalls nur ein Jahr blieb, bevor er zurück nach Antwerpen kam. Den 31. Januar 1855 erlag er einer Lungenkrankheit. Er war verheirathet mit Elvine, einer Tochter von Lieven Bauwens, der in Belgien die englische Baumwollenspinnmaschine einführte.

Nederlandsche Bloemlezing of verzameling van de beste stukken der nederduitsche dichters die in de drie laetste eeuween gebloeid hebben. Antwerpen 1828.

Handboek tot het leeren der aerdrykskunde in de lagere scholen. Antwerpen 1838.

Schayes *) (Antoine Guillaume Bernard), geboren 1808 zu Löwen, zuerst bei der Königlichen Bibliothek im Haag angestellt, dann Conservateur des Königlichen Museums der Alterthümer, der Waffen und der Artillerie zu Brüssel. Einer der tüchtigsten Gelehrten Belgiens, trat er mit der Herausgabe von einem Werke auch in die Reihen der Vlamingen.

Dagboek der gentsche collatie, bevattende een nauwkeurig verhael van de gebeurtenissen te Gent en elders in Vlaenderen voorgevallen, van de jaren 1446 tol 1511. Gent 1842.

Serrure (Constant Philippe), geboren den 22. September 1805 zu Antwerpen, Doctor beider Rechte, Professor der mittel=

*) Gestorben Januar 1859 zu Brüssel.

alterlichen und nationalen Geschichte zu Gent, einer der Gründer des Messager des sciences et des arts en Belgique, und seit 1847 Correspondent der Königlichen Akademie. Vlämische Beiträge von ihm sind zerstreut im „Mitteler,“ in den „niederdeutschen Literaturübungen,“ im „Belgischen Museum,“ „Kunst- und Literaturblatt,“ in der „Eintracht“ und in „Mone's Anziger für Kunde des deutschen Mittelalters.“

Kronyk van Vlaenderen van 't jaer 580 tot 1467. Gent 1839—40. (Uitgegeven door Ph. Blommaert en C. P. Serrure voor de Vlaemsche Bibliophilen.

Dagverhael van den oproer te Antwerpen in 1649. Gent 1839. (Uitgegeven door C. P. Serrure voor de Vlaemsche Bibliophilen.)

De Grimbergsche oorlog, ridderdicht uit de XIV euw. Gent 1852—54. (Door Ph. - Blommaert en C. P. Serrure uitgegeven voor de Vlaemsche Bibliophilen.)

Dystorie van Saladine. Gent. (Uitgegeven door de Vlaemsche Bibliophilen.

Geschiedenis der Niet in den handel nederlandsche en fransche letterkunde in het graefschap Vlaenderen, van de vroegste tyden tot aen het einde der regering van het huis van Burgondië. Gent 1854.

Vaderlandsch Museum voor nederduitsche letterkunde, oudheid en geschiedenis. Gent 1855.

Suyers (Jan Adriaen), Lehrer der Archäologie bei der Königlichen Akademie der bildenden Künste zu Antwerpen und seit 1824 Sekretair dieses Institutes. Wappers, De Keyser, Wirtz, Geefs und viele andere bedeutende Maler genossen seinen Unterricht. Jedes Jahr pflegte er bei der Preisaustheilung im April eine Rede vorzulesen, doch nur bis zu 1830 that er das in der Muttersprache. Später bediente er sich ausschließlich des Französischen. 1841 starb er in seiner Geburtsstadt Antwerpen.

Wat zyn de Kunsten en wat behoeft gevolgentlyk de Kunstoefenaer. 1825.
Oogslag op eenige der hoedanigheden die de Kunst in hare beoefenaren vordert. 1826.
Over de verbeelding opzichtelyk der samenstel. 1821.
Over het ideale schoone. 1828.
Geest en inspraek zyn de twee hoofdraderen der Kunsten. 1830.

Spyers (Frederik Anton), geboren zu Zevenaer, in der Provinz Geldern. 1821 kam er auf die Universität nach Gent, wurde dort Doctor der Philosophie und kam 1826 als Lehrer der Redekunst an das Collegium von Audenaerde, wo er sich 1828 mit Gertruide Jacoba Midderigh aus Rotterdam verheirathete. Bald wurde ihm die oberste Leitung des Collegiums anvertraut, dasselbe jedoch bei der Umwälzung aufgehoben. Spyers beschäftigte sich nun wissenschaftlich, blieb aber nicht lange im Privatleben, indem die Regierung ihn als Lehrer des Griechischen und des Hochdeutschen an das Athenäum zu Gent berief. Später wurde ihm auch ein Cursus der Archäologie übertragen. Er schrieb Behufs dieses Studiums „Beiträge zur Kunstgeschichte und Alterthumskunde," kam aber damit nur bis zu drei Lieferungen, wie er denn auch die prosaische Uebersetzung der Iliade nicht fortsetzte. Er starb den 1. April 1845 zu Gent. Er war einer der aufrichtigsten Theilnehmer an der Gesellschaft „Die Sprache ist ganz das Volk."

Mythologie of fabelkunde der Grieken en Romeynen. Gent 1834.
Beschryving van twee merkwaerdige monumenten van beeldsny sny-en schilderkunst. Gent 1835.
De Hampton-Courtsche cartons van Rafaël. Gent 1836.
Beschryving van twee merkwaerdige schilderyen uit de school der gebroeders van Eyck. Gent 1837.
Schets eener theorie der schoone beeldende kunsten. De kunst by de volkeren der oudheid. Gent 1839.
Lotgevallen en krygsbedryven van eenen pruyssischen philosophiae-doctor. Gent.

Stecher, (Lieven Everwyn), gebürtig aus Gent, Professor in Lüttich.

De eerste fransche revolutie, eerste deel. Uitgaef der Broedernim. Gent 1849.
Onpartydige volkshistorie der belgische Grondwet. Gent 1851.
Korte levensschets van Jacob van Artevelde (1295—1345) voor het volk geschreven. Gent.

Steyaert (J. J.), geboren den 26. April 1799 zu Gent, starb ebendaselbst in der Nacht vom 18. zum 19. April 1858. Zuerst Maler, vertauschte er 1821 die Kunst mit dem Lehrerfach. Seit 1828 war er als Oberlehrer der Gemeindeschule im Prinzenhof angestellt. Er wurde allgemein geliebt und geschätzt und stand dem schweren Lehrerberuf mit Liebe und Gewissenhaftigkeit vor. Von seinen schriftstellerischen Arbeiten werden besonders hervorgehoben seine „Beschreibung der Stadt Gent" und „Eine Vergnügungsreise in Belgien." Noch in seinen letzten Tagen beschäftigte er sich damit, die Druckbogen des zweiten Werkes zu korrigiren.

Steyaert war Mitglied der Königlichen Gesellschaft der schönen Künste und Wissenschaften, der Genter Gesellschaft „die Sprache ist ganz das Volk" und correspondirendes Mitglied der Akademie der schönen Künste und Wissenschaften in Antwerpen.

Over het lager onderwys in België, en een woord over een werk getiteld: Essai sur l'instruction primaire par C. Van Nerum. Gent 1838.
Beschryving der stad Gent, of geschiedkundig overzigt van die stad en hare bewooners, de merkwardige gebouwen, gestichten en maetschappyen, de beroemde Gentenaren enz. Gent 1838.
Verhandeling over de noodzakelykheid van eene wet op het onderwys in België, beschouwd als het geschicktste middel ter bevordering van de zedelykheid en welvaert der geheele natië. Gent 1840.

Stips (Andreas J.), geboren zu Antwerpen, gestorben ebendaselbst 1835 in dem Alter von 70 Jahren. Er war einer der Stifter der Antwerpner Gesellschaft „Zum Nutzen der Jugend" und lieferte viele Gedichte in die „Almanache," welche dieselbe von 1815—1822 herausgab.

Mengeldichten, uytgegeven door P. Visschers, priester. Leuven 1837.

Ter Bruggen (Edward Gerard Antoon), geboren zu Antwerpen den 29. Februar 1820. Seine Eltern waren Petrus Jan und Maria Theresia De Winter. Sein Groß-vater, aus Utrecht gebürtig, war religiöser Abweichungen wegen nach Antwerpen übergesiedelt, wo er die vlämische Rechtschreibung zu reformiren suchte und mit Des Roches ein vlämisches Wörterbuch herausgab.

Edward wurde zu Amsterdam in einer Anstalt bei seinem Verwandten, dem Professor Scherder, erzogen, der mehrere holländische Werke erscheinen ließ. 1834 nach Antwerpen zurückgekehrt, verband Ter Bruggen sich bald mit Theodoor Van Ryswyck, reiste mit ihm, um die vlämische Literatur zu verbreiten, und war unter denen, welche Conscience zum Vlämischschreiben anfeuerten. Er half die Commission zur Veröffentlichung der Geschichte von Antwerpen organisiren, war Sekretair derselben, sammelte viele Notizen und Dokumente und corrigirte die ersten Bände. Ebenso war er Sekretair des Kreises „für Kunst, Literatur und Wissenschaften" und ist noch jetzt Mitglied davon, so wi eauch von der „Akademie der schönen Künste" und dem „Oelzweig." Für die dramatische Gesellschaft „Liebe und Eintracht" übersetzte er aus dem Französischen von Hyppolit Romand das Trauerspiel „Alba's Geheimschreiber oder der Bürger von Gent," welches am 26. Oktober 1841 zu Antwerpen zum ersten Mal

gegeben und am 28. März 1842 zu Gent in dem von den Fontainisten ausgeschriebenen Preiskampf bekrönt wurde. Es erschien nebst einem Gelegenheitsstück „die gekrönten Erwartungen" und einem „Bericht über den dramatischen Wettstreit zu Gent 1841" unter dem Titel „Erinnerungen an den Genter Preiskampf." Der Bericht ist interessant, weil er die Art und Weise veranschaulicht, auf welche dergleichen Preiskämpfe vor sich gehen. Das Gelegenheitsstück ist heiter und frisch, das Vlämisch im Trauerspiel sehr gut. Ich würde das Stück seiner klaren Schreibart wegen Anfängern im Vlämischen anrathen. Außerdem schrieb Ter Bruggen noch Einzelnes im „Sprachverband," den er eine Zeit lang redigirte, im Genter Jahrbüchlein und im Nordstern. Seit 1848 ist er seinem Vater in dessen Stelle als Auctionator gefolgt.

Herinnering aen den Gentschen Pryskamp. Antwerpen 1842.

Torfs (Karl Louis), geboren zu Antwerpen den 7. April 1808, Sohn von Jan Baptiste und Anna Maria Pauline De Winter, heirathete den 24. September 1846 Anna Catharina Leytans. Mit Mertens zusammen bearbeitete Torfs die Geschichte von Antwerpen.

Hongersnooden in de Nederlanden. Taelverbond 1846.
Historisch bericht over de aerdbevingen in de Nederlanden. Taelverbond 1848.
Historische schets der watervloeden in België. Antwerpen 1850.

Van Boekel (C. H.), Holländer von Geburt, ist in Gent bei der Redaktion des „Börsencourants" beschäftigt.

Nieuwe maend van Maria, naer het fransch van Muzzarelli. Gent.
Bertrand van Rains, naer het fransch van baron Jules De Saint-Genois Gent 1847.
De laetste dagen en verwoesting van Pompeja, naer het engelsch van Bulwer. Gent 1846.
Arnold van Rummen, of Loon en Luik in de XIVe eeuw. Gent 1847.
De heer van Trazegnies, historisch romantisch Episode uit den eersten Kruistogt. Gent 1847.
Het Davidshof op den Amandsberg, veldtriologie. Gent 1855.

Van Cannart d'Hamele (Frans Matthys), geboren zu Antwerpen 1761, gestorben ebendaselbst den 20. November 1843. Neunzehn Jahr alt, gab er, als Schüler des Augustinercollegiums zu Antwerpen ein Trauergedicht auf den Tod von Maria Theresia heraus, später besang er die Tapferkeit der Patrioten. Van Cannart war Priester, Licenciat der Theologie an der Universität zu Löwen und Vorsitzer der Commission zur Beaufsichtigung der Gemeindeschulen in Antwerpen. Heremans rühmt ihn als einen guten Niederdeutschen im umfassenden Sinne.

De nederduitsche Melpomene ofte treurende zanggoddinne, zig beklaegende over het droevig afsterven van haer deugdbezielde en doorluchtige souvereyne Maria Theresia. Antwerpen 1780.
Gedichten, opgedragen aen alle Vaderlandslievende. Antwerpen.

Van den Bossche (F. J.), Advokat zu Aelst in Ostvlandern, früher Deputirter, starb den 24. Juni 1858.

Verhandeling over de vlaemsche tael in vergelyking met de hollandsche. Aelst 1845.

Van den Broucke (Jan), geboren zu Ostende den 24. März 1783. Sein Vater war Reichseinnehmer, starb jedoch, als Jan, das jüngste von drei Kindern, erst fünf Jahr alt war. So konnte er denn nur bis zum zwölften Jahr in die Schule gehen und zwar, wie er selbst sagte, bei Lehrern, die selbst nicht viel wußten. Aber trotzdem lernte er schreiben und trotz seiner Schneiderarbeit schrieb er. 1835 bekam er zu Ostende den zweiten Preis für die lyrische Dichtung und 1842 einen für seine Abhandlung über die von der Gesellschaft „Eicheln werden Bäume" zu Eecloo ausgeschriebene Frage: „Welchen Vortheil kann ein geschickter Redner aus der Muttersprache ziehen?" Im Kampfstreit von „Eifer und Bruderliebe" 1845 erhielt er eine Ehrenmedaille für ein Zauberspiel: „Das Wunderbild oder das Geistereiland."

Die Fonteinisten erkannten ihm 1848 eine goldene Medaille zu. Sein Lustspiel „die vereitelte Entführung oder die Zwillingsbrüder" entsprach nicht der Aufgabe „ein Lustspiel, das vlämische Sitten vorstellen sollte," aber es war zu gut, um es unbelohnt zu lassen. Jan Van den Broucke starb den 4. April 1855 zu Brügge.

Het wonderbeeld of het geesten-eiland, tooverspel met zang in dry bedryven, 1845.
De doortogt naer Vlissingen, of de Sauve qui peut in het jaer 1809 aen de Dampoort te Brugge, blyspel met zang in een bedryf. 1845.
De verwarde Schaking of de Tweeling-zusters en de Tweeling-broeders, Blyspel met zang in twee bedryven en drie tafereelen. Brugge 1848.

Van den Broucke (Karl), geboren den 8 Mai 1824 zu Brügge, folgte seinem Vater, Jan Van den Broucke, sowohl in dessen Gewerbe, wie in dessen dramatischen Bestrebungen nach. Er war noch sehr jung, als sein Vater, dem er „seine geringen Kenntnisse" verdankt, ihn in die Gesell-

schaft „Eifer und Bruderliebe" aufnehmen ließ. So oft nun die Gesellschaft Preisfragen aufstellte, kämpfte er mit und mehrere Male mit Erfolg. Ebenso wurde er 1852 zu Meenen und 1854 zu Kortryk bekrönt. In demselben Jahre schrieb er gemeinschaftlich mit Jan Goddefroy ein Singspiel, in zwei Aufzügen, „Bertha oder Muth und Heldenthat," wozu Herr Ubenet die Musik schrieb. Der Gouverneur von Westvlandern nahm die Widmung an, und die Regierung schenkte den beiden Mitarbeitern 150 Franken. 1856 schrieb Karl Van den Broucke allein ein Drama: „Die Rache um Mitternacht." Zwei neue Dramen sind noch nicht vollendet.

De Wraeck te middernacht, of 15 jaren later, tooneelspel met zang in vier bedryven. Brugge 1856.

Van den Hove (Victor Humbert Joseph Delecourt), geboren im Mai 1806 zu Bergen (Mons) im Hennegau. Den ersten Unterricht empfing er im Hause seines Vaters, welcher ein ausgezeichneter Arzt war. Dann studirte der junge Mann zu Löwen, wurde Doktor der Rechte und trat bereits mit dem 23. Jahr in den Staatsdienst. Er war zuerst Instructionsrichter, dann Beisitzer und später Vorstand des Strafgerichtes erster Instanz zu Brüssel. Für die vlämische Literatur ist besonders sein 1844 zu Brüssel herausgekommenes Werk: „La langue flamande, son passé et son avenir" wichtig, worin er eine allgemeine niederdeutsche Rechtschreibung anempfahl, wie er denn auch eine allgemeine Verbrüderung aller niederländischen Stämme nicht nur wünschte, sondern auch hoffte. Zugleich trat er als beredter Anwalt für die alten mehr direkten Formen auf, welche den umschweifenden holländischen den Platz geräumt haben und bis jetzt überall, wo sie sich von Neuem zu zeigen versuchten, noch immer als unvlämisch, ja sogar als nicht niederdeutsch betrachtet wurden. Das

Niederdeutsch war für Van den Hove, unter diesem Namen schrieb er vlämisch, eine Jugendliebe; schon zu Löwen hatte er es kennen und lieben gelernt. Daß er die bürgerlichen und politischen Rechte des Vlämischen ebenso warm und beredt vertheidigte, wie er seine Schönheit und seinen Reichthum hervorhob, versteht sich von selbst. Auch wurden selbst von denen, die seine Ansichten in Bezug auf die sprachlichen Formen nicht theilten, seine Verdienste um die vlämische Sache auf das dankbarste anerkannt, und sein Tod, welcher den 16. November 1853 zu Brüssel erfolgte, war eine Trauer für alle Vlamingen. Er war seit 1848 mit Katharina Waefelaer sehr glücklich verheirathet, hinterließ jedoch keine Kinder. Mit J. W. Wolf gemeinschaftlich gab er 1846 zu Brüssel „die Bruderhand" heraus, und der „Nordstern," „der Sprachverband," „die Eintracht" und andere Zeitschriften hatten an ihm einen eifrigen und geistvollen Mitarbeiter. Entnommen habe ich diese Notiz aus der Lebensskizze, welche Friedrich Oetker über Van den Hove geliefert hat.

Over den Nadruck. 1846.
Staeltjen der volksprake in't hertogdom Sleswig. Antwerpen 1849. Brussel 1850.
De verbuigingen der oud-, middel- en nieuw nederduitsche spraek, brief aen professor Bormans. Brussel 1850.
Het Uithangbord, blyspel met zang, uit het daensch van Oehlenschläger. Brussel 1851.
Fragmenten uit den Heliand, het oudste nederduitsche gedicht.
Andere Fragmenten uit den Heliand, Almanach der Catholieken. Amsterdam 1853.

Van den Walle (Lodewyk), gebürtig aus Ostvlandern, gestorben zu Gent den 12. Juni 1855 in dem Alter von 39 Jahren. Er war Greffier der Königlichen Akademie für Zeichen- und Baukunde, Divisionschef bei der Provinzialregierung und

Aufseher der Lehrwerkstätten von Ostvlandern. Bei der letzten Industrieausstellung von Gent war er Sekretair der Commission. Für bedeutende Aufklärungen, welche er einem Beauftragten Preußens über die industriellen Zustände gab, empfing er den rothen Adlerorden.

De Graef Van Bucquoy. Nederduitsch Jaerboekje 1846.
De Belgische krygsroem en het gevecht van een Vlaemsch Gezelschap tegen een Fransch. Taelverbond 1848.
De hedendaegsche Gentsche Toonkundigen. Eendragt 1e Jaerg. 1846—1847.

Van der Voort (Michael Joseph Theodor), geboren den 18. Juli 1812 zu Antwerpen, wo er bereits 1836 mit Theodor Van Ryswyck u. A. die Rederykkamer „der Oelzweig" stiftete, welcher, leider, nicht immer seinem friedebedeutenden Namen entsprechen sollte. In demselben Jahre, d. 11. April, verheirathete er sich, 1840 siedelte er nach Brüssel über. Dort stiftete er 1842 die „Niederdeutsche literarische Genossenschaft," 1849 das vlämische „Mittencomité," 1844 und 1856 war er Präsident vom „Weingarten," außerdem Sekretair beim dritten niederländischen Congreß zu Brüssel und beim fünften in Antwerpen. Seit dem 23. Februar 1854 ist er Wittwer.

Obgleich der Name Van der Voort nie fehlte, wo es die vlämische Sache galt, so wurde er doch nie häufiger genannt, als im Frühling 1858, als Van der Voort sich weigerte, seine Steuern an die Gemeinde seines Wohnortes Schaarbeeke zu entrichten, so lange ihm die Steuerzettel in französischer Sprache zugesandt würden. Dieser Widerstand führte zu einem Prozeß, dessen Kosten durch eine freiwillige Einschreibung aufgebracht wurden. Später trat das Interesse an diesem einzelnen Falle vor dem mehr allgemeinen zurück, welches der Vorschlag der Sprachcommission anregte.

Gebeurtenissen van Antwerpen sedert 1830—1833. Antwerpen 1833.
Aen de nagedachtenis van onzen teergeliefden Vader Michiel Johan van der Voort, in den heer entslapen op vij. april MVCCCXXXIV.
Maximiliaen van Oostenryk, verhael uit de vaderlandsche geschiedenis. Antwerpen 1844.
Verslag over de grondbeginselen van het vlaemsche taelverbond, gedaen namens het nederduitsch tael- en letterkundig genootschap van Brussel, aen de heeren voorzitters der belgische maetschappyen te Antwerpen vergaderd, den 31. october 1845. Brussel 1845.
Maria van Burgundië, tydvak uit de geschiedenis van onz vaderland. Brussel 1847.
Redevoering over de noodzakelykheid om de tael den vreemdelingen nuttig te maken, met aenwyzing der middelen, welke daertoe aen te wenden zyn. Brussel 1855.

Van de Velde (Hyppolit Frans), geboren zu Hamme bei Dendermonde den 26. Februar 1805, besuchte zuerst eine Privatschule, dann das College von St. Nikolas zu Dendermonde, studirte zu Gent die Rechte, erhielt 1828 das Diplom als Advokat, war bis 1835 Substitut des königlichen Procureurs, bis 1837 Procureur, dann Präsident des Gerichtes zu Veurne und ist gegenwärtig Untersuchungsrichter am Criminalgericht zu Brüssel.

Ein Artikel über die vlämischen Bestrebungen Wolfs, den er persönlich kannte, brachte ihn in Beziehungen zum Abbé Carton, dem bekannten Archäologen in Brügge, und die Folge dieser Bekanntschaft war die Ernennung zum Mitglied der Société d'Emulation, in deren Annalen der Artikel über Wolf erschienen war. Auch an den vlämischen Sagenstudien seines Bruders Jack hat Hyppolit lebhaften Antheil genommen, herausgegeben aber nur eine Beschreibung der Prozession von Veurne.

Geschiedenis der Veurnsche Processie, van deszelfs oorsprong tot heden. Veurne 1855.

Van Dooſſelaere (Iſidor Sebaſtian), geboren zu Gent den 24. Juli 1816. Er empfing einen nur mittelmäßigen Unterricht in einer Schule, wo man Alles lehrte, außer der Mutterſprache. Elf Jahr alt kam er zu einem Kupferſchmied in die Lehre, blieb jedoch nur bis 1832 bei dieſem Handwerk und vertauſchte es alsdann gegen die Buchdruckerkunſt, welche er in der Stadtdruckerei von Annoot-Brackman erlernte. Hier kam er als Obergeſelle bald an die Spitze des Geſchäftes, und zugleich lernte er durch Heeremans, deſſen Bekanntſchaft er gemacht hatte, die Regeln des Vlämiſchen kennen. Durch Van Peene ermuthigt, überſetzte er ein Stück aus dem Franzöſiſchen und kam ſo dazu, ſich mit dramatiſchen Arbeiten zu beſchäftigen, welche bei der Aufführung vielen Beifall genoſſen. Eines, das hübſche einaktige Sprüchwort: „Vorgethan und nachbedacht hat Manchen in groß Leid gebracht," iſt in's Deutſche überſetzt und mir ſomit weggenommen worden, die übrigen ſind ſämmtlich zu lang. Das Drama „Richilde" erhielt in dem durch die Fonteiniſten 1848 ausgeſchriebenen Kampfſtreit eine ehrenvolle Nennung und wurde durch dieſelbe Geſellſchaft am 7. Januar 1849 auf Minards Theater zum erſten Male aufgeführt. Durch die Regierung nach der Londoner Ausſtellung geſchickt, ſandte Van Dooſſelaere im November 1851 an den Miniſter des Innern einen Aperçu sur la Typographie à l'Exposition de Londres, den er September 1852 in einer eigenen Druckerei herausgeben konnte und zwar unter dem Titel artisan décoré, denn die Regierung hatte ihm die Arbeitermedaille erſter Klaſſe verliehen. Vom König empfing er eine große goldene Medaille für das 1857 erſchienene Prachtwerk, die Beſchreibung der Feſte, welche Gent den 31. Auguſt und 1. September 1856 dem König zur fünfundzwanzigjährigen Feier ſeiner Thronbeſteigung gegeben hat.

Bruno de Spinner, blyspel met zang in twee bedryven, naer het Fransch Gent 1846.

Richilde, drama in vier bedryven en in vyf tafereelen. Gent 1848.
Gerechtigheid van Boudewyn Hapkin, graef van Vlaenderen. Gent 1848.
Geen geluk zonder deugd, drama in drie bedryven. Gent 1851.
Een reisje naer de tentoonstelling van Londen. Gent 1851.
Het dagboek van een fabrikmeisje, tooneelspel met zang in drie bedryven, naer het fransch van Cormon en Grange. Gent 1852.
Verzint eer gy begint, spreekwoord in een bedryf. Brussel 1853.
Het beeld, tooneelspel met zang in een bedryf, naer het fransch van Scribe en F. Sauvage. Gent 1854.

Van Even (Gerard Edward), geboren den 6. Dezember 1821 zu Löwen, wo sein Vater, Anton Joseph, mit Alterthümern handelte. Das Lokal, welches er bewohnte, hatte zu dem vormaligen Kloster der Carmeliterinnen von Sft. Nikolas in der Vlamingstraße gehört und war voll von allen möglichen Kunstgegenständen, die durch die Aufhebung der geistlichen Verbrüderungen, der Gilden und Gewerke in den Handel gekommen waren. Die ersten Eindrücke, welche der Knabe empfing, waren folglich malerisch und historisch. Sein Spielzeug bestand aus Handschriften auf Pergament, verziert mit Miniaturen, Charten mit großen herabhängenden Siegeln, Statuetten, Bildchen, Kupferstichen u. s. w. Er lernte alle diese Dinge allmählich mit solcher Leidenschaft lieben, daß er bittere Thränen vergoß, so oft irgend etwas davon durch Verkauf aus dem Hause kam. Deshalb fühlte er auch keine Neigung, das Geschäft des Vaters fortzusetzen. Das Gewölbe wurde häufig von ausgezeichneten Männern besucht, unter denen Van Even mehrere bedeutende Maler, den Bildhauer Goyers, der das Stadthaus zu Löwen herstellte, den Baron von Reiffenberg und dessen beide Schüler, Serrure und Schayes, nennt. Der Umgang mit diesen Männern befestigte den Knaben in dem Entschluß, sich der Wissenschaft zu widmen und 1832 das Erlernen der lateinischen Sprache zu beginnen. In der Geschichte und Philosophie unterrichtete ihn

ein Freund seines Vaters, der bekannte Numismatiker J. P. Meynaerts, mit welchem Van Even bis zu dessen am 28. Januar 1856 erfolgten Tod, im täglichen vertraulichsten Verkehr lebte. 1836 begann Van Even die Zeichenstunden auf der Akademie der schönen Künste in seiner Vaterstadt zu besuchen und fuhr bis zu dem Tode seines Vaters, 1840, in diesem Studium fort. Die Sache der Muttersprache hatte inzwischen auch Anklang in dem Herzen des Jünglings gefunden, und um sich ihr mit Erfolg widmen zu können, besuchte er 1845 den Cursus der Niederdeutschen Literatur, welchen Professor David mit so glücklichem Erfolg an der Hochschule von Löwen eröffnet hatte. In dem Sommer desselben Jahres gelang es ihm, die uralte Rederykkammer, „Die Rose," wieder in's Leben zu rufen. Sie wirkte außerordentlich günstig für die Wiederbelebung des Vlämischen unter der Bevölkerung und empfing am 30. Januar 1850 vom König Leopold den Titel einer Königlichen Gesellschaft. Van Even war bereits am 23. September 1847 zum beständigen Präsidenten gewählt worden.

Schon früher, den 19. Februar 1846, wurde er Anbetrachts seiner bibliographischen Kenntnisse zum Unterbibliothekar der Universität ernannt. Diesen Posten vertauschte er am 1. Februar 1853 mit dem eines Archivars. Ich selbst habe seine Bekanntschaft in dem wunderschönen Stadthause gemacht, in welches seine künstlerische Persönlichkeit vollkommen hineinpaßt. Um ihm einen neuen Beweis von Vertrauen und Zufriedenheit zu geben, ernannte der städtische Rath ihn am 14. Juli 1854 zum Mitglied der Akademie der schönen Künste und unmittelbar darauf wählte die Verwaltung derselben ihn zum festen Sekretair, ein Amt, dem er bis heute zur vollkommenen Befriedigung der Lehrer sowohl wie der Schüler vorsteht.

Van Even steht in Beziehungen mit sämmtlichen Archäologen und Geschichtsforschern Belgiens und außerdem in Holland mit Holtrop, Cambell, de Vries, A. J. Aelberding-Thym,

in Deutschland mit G. Waagen und E. Hartsen, in Frankreich mit Graf Leon de Laborde u. A. Diplome empfing er 1832 von der Gesellschaft „Mit Zeit und Fleiß" zu Löwen, 1849 von der Gesellschaft „Die Eichel" ebendaselbst, 1851 von der „Historischen Genossenschaft" zu Utrecht, 1852 von der Gesellschaft „für Sprache und Kunst" zu Antwerpen, und von der Académie Belge d'histoire et de Philologie, 1853 von der British Academy of universal Industry and Arts zu London, vom Comité flamand de France zu Dünkirchen, von der Gesellschaft „Die Sprache ist ganz das Volk" zu Gent, und von der Société historique et archéologique zu Maestricht, 1857 vom Cercle archéologique de Bruxelles, 1858 von der Société royale des beaux-arts et de littérature zu Gent. Seit 1854 ist er in Löwen bei allen städtischen Commissionen für Kunst, Wissenschaft und Literatur. Er schreibt und schrieb viel französisch, besonders in gelehrte Journale, doch mehr noch niederdeutsch.

Levensberigt van den Schilder Quinten Metsys. Leuven 1846.

Levensberigt van den Portretschilder Hendrik-Anna-Victoria van der Haert. Diest 1847.

Twee refereinen betrekkelyk tot de geschiedenis van Leuven door Jan Stroosnyder, vlaemschen dichter uit de 16e eeuw, heruitgegeven met inleiding en aenteekeningen. Leuven 1852.

Justus Lipsius als vaderlander beschouwd. 1853.

Jaerboeken van Leuven van 240 tot 1507 in 't Latyn opgesteld door P. Divaeus, in't nederduitsch overgebragt door W. A. van Dieve. Thands voor de eerste mael gedrukt met inlasschingen en aenteekeningen Leuven 1858—1857.

Nederduitsche Kunstenaers vermeld in de onuitgegevene geschiedenis van Leuven door J. Molanus (1585). Amsterdam 1858.

Van Geert (L.), gebürtig aus Gent, wo er als Oberst außer Diensten jetzt wohnt.

De dood van Egmont, vaderlandsch drama in drie bedryven en vier tafereelen. Door de koninglyke maetschappy Broedermin en Taelyver, den 24. october 1852, op Minards-schouwburg, voor de eerste mael vertoond. Gent 1853.

Montigny, tooneelspel in drie bedryven. Brussel 1855.

Van Hoogeveen-Sterck (L.), Holländer von Geburt, Mitglied der „Gesellschaft für niederländische Literatur" zu Leyden, correspondirendes Mitglied von der Königlichen Gesellschaft der schönen Künste und Wissenschaften, von „Die Sprache ist ganz das Volk" zu Gent und mehreren andern gelehrten Gesellschaften. Er hielt sich mehrere Jahre in Antwerpen auf, wo er von 1844 bis 1848 die Monatschrift „der Rederyker" herausgab. Diese Zeitschrift, deren Redaction dann an Van Kerckhoven überging, hatte, so lange Van Hoogeveen-Sterck an der Spitze stand, wenn auch nicht politisch, so doch literarisch eine entschieden „nordniederdeutsche" Tendenz.

De trappist, een verhael. Antwerpen 1843.

Christus, christen kersttoonen. Antwerpen 1844.

Aen den beeldhouwer Joseph Geefts. Antwerpen 1844.

De geschiedenis van het eerste menschenpaer. De vlaemsche Rederyker 1844.

Eene bladzyde uit de geschiedenis van Frankryk.

De Schyndode.

Johan.

De slag by Nieuwport. Antwerpen 1845.

De diamant van Venetiën. De vlaemsche Rederyker 1845.

Bertha, een berymd verhael.

De beschouwing der Natuer, een bron van nut en genoegen. Eene voorlezing.

Ken u zelven. Fragment eener verhandeling.

Het sterfbed.

Christus, christen-paeschtoonen. Antwerpen 1845.

Een vriend myner jeugd. De vlaemsche Rederyker 1846.

Frans I., koning van Frankryk, en Louize, gravinne de Faverange.
De St. Jacobs-kerk te Luik.
S' Konings beeldhouwer Guillaume Geefs.

Van Melckebeke (Guillaume Jan Josse), geboren den 11. Oktober 1811 zu Mecheln (Provinz Antwerpen). Nachdem er im August 1836 mit Auszeichnung seine Examina als Apotheker bestanden, ließ er sich im September 1837 in seiner Vaterstadt nieder, wo er im April 1840 eine medicinische und naturwissenschaftliche Gesellschaft gründen half, deren Sekretair er noch jetzt ist. Am 8. Juni 1841 verheirathete er sich mit Sidonie Barbe Josephine Van Langendonck.

Nachdem Van Melckebeke auf Französisch mehrere medicinische Schriften herausgegeben, von denen die meisten in's Spanische übersetzt worden sind, wandte er, durch den enthusiastischen Zetternam für die vlämische Sache gewonnen, sich dem Studium der Muttersprache zu, wozu für einen Mecheler kein kleiner Grad von Muth gehört, denn nirgends wird das Vlämische so verhöhnt, wie in Mechelen. Van Melckebeke hat sich nicht abschrecken lassen und in der Vlämischen Schule bereits zwei gute Aufsätze geliefert, den einen über das Skt. Heilwigshospital in Mecheln, den andern über F. J. Van Geel, seinen Mitbürger, der als Direktor der Akademie der schönen Künste zu Antwerpen starb.

Van Melckebeke ist Sekretair des Distriktes von Malines beim belgischen Medizinalkongreß, vereideter Chemist beim Tribunal seiner Vaterstadt und Mitglied der Gesundheitskommission derselben, sowie des dortigen Comité's für die Herausgabe aller Grab- und Gedenkschriften der Provinz Antwerpen. Ferner ist er Redakteur des in Barcelona erscheinenden Telegrafo medico, wirkliches Mitglied der belgischen Akademie für Geschichte und Philologie, der historischen und archäologischen Gesellschaft in Maestricht und der Société

de pharmacie in Brüssel und correspondirendes Mitglied der Société libre des pharmaciens und der Société de médecine pratique de la Province in Antwerpen, der medizinischen Gesellschaften in Boom, Willebroeck und Rotterdam, der Akademie für Medizin und Chirurgie in Madrid, des Cercle pharmaceutique in Montpellier, der Akademie für Medizin und Chirurgie in Barcelona, der Société médicale in Neuchatel, der Société Jurassienne d'émulation in Porrentruy in der Schweiz, der Académie d'Archéologie de Belgique, der Société Vaudoise des sciences médicales und der Société des sciences naturelles in Neuchatel.

Verhandeling over het St. Heilwich's godshuis te Mechelen. Mechelen 1855.
Levensschets van F. J. Van Geel. Mechelen 1858.

Van Loo (Thomas), starb im Februar 1851 zu Brügge, wo er früher Professor der Chemie und Botanik war. Ebenso war er Mitglied der medicinischen Provincialcommission für Westvlandern.

Vlaemsche dichtkunst, in vier zangen en heldenverzen beschreven, gevolgd door de vlaemsche Prosodia. Brugge 1842.
Rouwklagt van Th. van Loo op zyne moeder.

Van Migem (Eugenius), starb, 40 Jahr alt, den 24. Juni 1849 zu Beveren im Lande Waes, wo er geboren und zwanzig Jahr Lehrer gewesen war. Er schrieb für die Schulen eine „Kurze Geschichte von Belgien" und lieferte viele Beiträge in das Jahrbüchlein.

Beknopte geschiedenis van België. Gent 1844.

Van Roo (Lodewyk Frans Emmanuel), geboren zu Dixmude den 27. Februar 1785. Er wurde mit 23 Jahren Sekretair seiner Vaterstadt und füllte diesen Posten acht Jahre lang unter den schwierigen Verhältnissen aus, welche die französische Herrschaft mit sich brachte. 1816 ward er Notar, den 11. November 1836 starb er zu Dixmude, welches er nie verlassen, dem er stets nach Kräften gedient hatte. Ein „Jahrbuch der Stadt Dixmude," die Biographie von G. A. Senave, bekanntem Maler aus Hoo in Westvlandern, und die Uebersetzung eines französischen Stückes „Clementine und Desormes" machen seine literarischen Beiträge aus, sein bestes Werk war, nach Prudens Van Duyse, die literarische Erziehung von Maria Doelaeghe, Frau Van Ackere.

Jaerboek der stad Dixmude, beginnende met het oogenblik van de verovering der Nederlanden door de fransche troepen, in het jaer 1792; door eenen inboorling. Dixmude.

Van Tergow (Ferdinand Lambert Joseph de Mets), geboren 1833 zu Gouda, Sohn von Ferdinand de Mets aus Antwerpen und Anna Catharina Mertens aus Amsterdam, studirte zu Löwen, wo er Sekretair der Gesellschaft „Für Zeit und Fleiß" war. Candidat der Philosophie, ist er jetzt Professor in Antwerpen, wo er im „Sprachverband" schrieb.

Lofrede op P. J. Van Kerckhoven. Antwerpen 1857.

Van Walrawe (Hendrik Sermon), geboren den 17. Februar 1833 zu St. Pieters Leeuw in Brabant, Sohn von Tobie Sermon und Anna Maria Walrawens, bereitete sich zuerst auf dem Collegium von Hal und dann auf der Normalschule von Lier zum Lehrerfach vor und schreibt bald unter dem Namen seines Vaters, bald unter dem seiner Mutter, welchen er vorzieht, weil es ein vlämischer ist.

De Vlaming en de staet, in het tegenwoordig België. Antwerpen 1857.

Varas (Frederik Mattheus Edward Van Develen), geboren zu Antwerpen den 12. September 1834, wurde mit sechzehn Jahren durch den Tod seines Vaters genöthigt, die Schule zu verlassen und sich nach Broderwerb für seine Mutter umzusehen. Er war Schreiber bei mehreren bedeutenden Handlungshäusern in Antwerpen, und kam im Frühjahr 1858 auf das Comptoir eines großen Kohlengeschäftes zu Ougrée bei Lüttich, wo er am 24. November 1858 starb. Varas war Mitarbeiter an der Schelde und stiftete 1856 mit einigen Freunden das „Volksblatt." In seinen beiden eigenen Arbeiten will man eine Neigung zu Zetternams Art und Weise erkannt haben. Von einem Roman in zwei Bänden erschien nur der Prospectus. Diese Notizen sind aus der Schelde vom 27. November 1858.

Het ongelukskind. Antwerpen.
Zaturdagavond, volksschets. Antwerpen.

Vervier (Karel August), geboren zu Gent den 15. August 1789, kam, nachdem er auf der sogenannten Centralschule in seiner Vaterstadt seine Humaniora beendigt hatte, nach Paris

unter die Leitung des Abt Guyot, eines Freundes seines Vaters. Dieser ließ ihn verschiedenen Lehrgängen an der Pariser Universität folgen, dann bestimmte er sich dem Wunsch seiner Eltern gemäß für das Finanzfach und war von 1809 bis 1814 Bankier in Gent. Im Februar dieses Jahres wurde er durch die Barone Van Crumpipen und Van Ertborn nach Brüssel berufen, um das neue Finanzsystem einrichten zu helfen. Als Belohnung für seine dabei geleisteten Dienste empfing er vom Grafen von Beaufort, Gouverneur von Belgien, im März 1814, die Ernennung zum Einnehmer von Eecloo, einem der vier Bezirke von Ostvlandern, ein Posten, dem er vorstand, bis derselbe im Jahre 1833 aufgehoben wurde. Im Mai 1820 wurde er zu einem der Mitglieder von der Commission ernannt, welche zu Gent die große Ausstellung von Proben der nationalen Industrie zu besorgen hatte. Seit demselben Jahre bis jetzt ist er Mitglied der Provinzialstaaten von Ostvlandern. Von 1824 bis 1830 war er unter Herzog Bernhard von Weimar Unterpräsident von dem Genter Departement „Für den Nutzen des Allgemeinen." Am 30. August 1831 wählte ihn die Stadt Gent in den belgischen Senat, von 1827 bis 1856 war er zu Gent Director der Akademie für Zeichen-, Bau- und Bildhauerkunst, Director der literarischen Abtheilung bei der „Königlichen Gesellschaft der schönen Künste," Mitglied der Commission für die städtischen Freischulen, Präsident der Commission zur Erhaltung alter Denkmäler, Curator des Athenäums u. s. w. Als Literat ist Vervier der älteste der vlämischen Dichter. Er schrieb bereits seit 1816 in den „Belgischen Annalen," später viel im Messager des Arts et des Sciences und fast in allen niederdeutschen Zeit- und Monatschriften sowohl in Holland wie in Belgien. Im Jahre 1820 gab er in Gent seine erste Sammlung niederdeutscher Gedichte heraus, die vom Professor Raoul in Gent in's Französische übersetzt wurden. Zwanzig Jahr später erschien die zweite, und noch jetzt schweigt Vervier nicht, ich habe von ihm einige schöne Gedichte an Conscience und die

belgische Dichterin Louise Stappaerts erhalten, aber, leider, zu spät, um noch Gebrauch davon machen zu können. Daß Vervier Mitglied von so und so viel gelehrten Gesellschaften ist, versteht sich von selbst; in Eecloo, diesem vorzüglich durch den Aufenthalt von Dichtern begünstigten Städtchen, war er Präsident der Rederyker=Gesellschaft „Aus Eicheln werden Bäume."

Letteroefeningen. Gent 1840.

Visschers (P.). Zuerst Lehrer am kleinen Seminar zu Mecheln, von 1838—1843 Pastor in Heyst=op=den=Berg, seitdem bis jetzt Pastor an der St. Andreaskirche in Antwerpen. Außer seinen zahlreichen Werken schrieb er eine Menge niederdeutscher und lateinischer Gelegenheitsgedichte und lateinischer Oden und gab Beiträge in die „Niederländischen Beiträge," den „Mittler," das „belgische Museum," den „Schul= und Literaturboten," den „Vlämischen Bienenkorb," u. s. w.

Den spiegel der zondaren. 1827.
Geschenk aen de R. C. jeugd. Naer Pianotti. 1828.
Raedgevingen om eenen zaligen levensstaet te verkiezen; naer het fransch. 1828.
Samenspraeken over de godslastering, het lezen van slechte boeken enz. 1828.
Mengelingen over de opvoeding en het onderwys. 1828.
Leerreden of gespreken over verschillende onderwerpen; naer het fransch van De Meslé. 1828.
Dagelyksche oefeningen over het lyden van O. H. Jesus Christus, gedurende den vasten. 1829.
De twee leerlingen Peter en Joannes, elkander voor den eerste communie onderwyzende. 1829.
Stigtende verhaelen voor de jeugd, naer het fransch. 1829.
Levensschets van den gelukz. dienaer Gods, Benedictus Joseph Labre. 1829.
Levensschets van S. H. Paus Leo XII. 1829.

Oefening van het inwendig gebed. Naer het fransch. 1829.
De noodzakelykheid van aelmosen te geven. 1829.
Over den Paus; naer De Lammenais; — over de Kerk; naer Fénélon. Verdedigschrift tegen de aenvallen aen de R. C. Kerk toegebragt. 1829.
Wat is de Kerk en welke is de alleenzaligmakende Kerk. 1829.
Geschenk aen de R. C. jeugd. 1831.
Levensschets van den H. Franciscus de Sales. Antwerpen 1831. Mechelen 1839.
Godsdienstige en zedekundige lessen voor de jeugd. Antwerpen 1832.
Kort begryp van de gewyde geschiedenis. Naer Loriquet 1833.
Grondregels der latynsche tael. 1833.
Geschenk aen de R. C. jeugd, op den dag van den H. Aloysius van Gonzaga. Leuven 1834.
Gebedenboek voor R. Catholyken, met overwegingen en oefeningen. 1834.
Romeynsche geschiedenis van de stichting van Roomen tot aen den ondergang van het westersch ryk; volgens P. Loriquet. 1834.
Den kapitein Robert, of den vader des huisgezins, tot den godsdienst wedergebragt. Leuven 1834.
Antonius en Mauritius. Naer het fransch van Jussieu. 1834.
Onderrigting over het huwelyk. Naer het hoogduytsch van Johan Georg Pfister. Leuven 1834.
Den Christen overweegende het lyden en de dood van Onzen Zaligmaker. Leuven 1835.
Herstelden luyster van den R. C. godsdienst in Belgien, en het H. Sacrament van Mirakel te Brussel. Brussel 1835.
Godsdienst en zedeschetsen de jeugd. Mechelen 1835.
Laetste hulde van vriendschap aen Mr. Jacobus Josep Delin. Antwerpen 1835.
Theophilus, een nieuwjaersgeschenk aen de jeugd. Leuven 1836.
Catechismus of christelyke leering. 1836.
Stigtende verhaelen, leesboek voor meerdergevoorderden. 1836.
Vlaemschen en franschen woordenboek, ten gebruyke der schoolen en opvoedingshuyzen. Leuven 1836.
Nieuw vlaemsch-fransch woordenboek. Leuven.
Keus van nederduytsche fabelen en gelegenheidsgedichtjes. Brussel 1836.
Christelyke onderwyzing in de huysgezinnen. 1837.
Hs. mengeldichten, nagelaeten door A. J. Stips. 1837.
Aengenaeme avondstonden. 1837.
Een woord over de oude Rhetorykkamers in het algemeen en over die van Antwerpen in het byzonder. Gent 1837.

Onderrigtingen over de dansvergaderingen, naer het fransch van Hulot.

Keus van vermakelyke liedekens. 1838.

Reis naer Jerusalem en den berg Sinaï; door P. M. J. J. de Géramb. Uyt het fransch vertaeld. Antwerpen 1838.

Redevoering by de plegtige prysuytdeeling aen de behoeftige kinderen, onder het beleyd der broeders van goede werken, uytgesproken in de metropolitaensche kerk van den H. Rumoldus binnen Mechelen, den 31 van wintermaend 1838. Mechelen 1838.

Levensschets van den H. Lambertus bisschop van Maestricht, maertelaer en beschermheiligen van Luik, apostel der Nederlanden, met geschiedk. aenteekeningen. Mechelen.

Levensschets van den H. Willebrordus, met plaetselyke geschiedkundige aenteekeningen. 1839.

Uytspanningsueren ten nutte besteed. Mechelen 1839.

Geschiedkundige inlichting over het Norbertynsch Collegie en de voornaemste bibliotheken te Roomen. Antwerpen 1841.

Redevoering over de godsdienstige opoveding. 1841.

Redevoering tot de achtbare jongelingen Joan. Bapt. Laumans en Felix Suetendael van Heyst-op-den-Berg. 1841.

De H. Franciscus van Assisi; beschryving der merkwaerdigste oudheden dezer stad. Brussel 1842.

Het liefdadig Roomen. 1842.

Redevoering ter gelegenheyd der plegtige prysuitdeeling aen de kinderen der gemeente- en zondagschoolen te Heyst-op-den-Berg. 1842.

Reis naer Loretten. 1843.

Myne winteravonden. Antwerpen 1844.

Geschiedkundig verhael van de Reliquiën der XXXIJ uitmuntende Heiligen, berustende in St.-Andrieskerk te Antwerpen. Antwerpen 1846.

Maria Stuart, met eene aenteekening nopens haer portret en het gedenkstuk van hare twee staetsdamen, Barbara Monbray en Elisabeth Curle, in St.-Andrieskerk te Antwerpen. Antwerpen 1846.

Oude en nieuwe byzonderheden van St.-Andrieskerk te Antwerpen. Antwerpen 1846.

Bundel van jaerschriften en dichtjes ter eere van de XXXIJ Heiligen. 1846.

Bezoek van Nikolaes, Keizer van Rusland, aen S. H. Gregorius XVI, Paus van Roomen. 1846.

Zondagschoolen te Antwerpen. Antwerpen 1847.

Geschiedenis van het Jubilé des heylig jaers. Antwerpen 1850.

Hulde aen de nagedachtenis van den zeer eerw. heer Cornelius van Vaerenbergh, pastoor van St.-Pauluskerk te Antwerpen. 1850.
Hulde aen de nagedachtenis van den achtbaren en geleerden heer Antonius Leo Zilgens. Antwerpen 1850.
De zondaer aen den voet van het Kruis tydens het Jubilé. 1850.
De zondaer aen den voet van het H. Kruis. 1850.
Naemrol der eerw. heeren pastoors, onderpastoors, biechtvaders enz. van St.-Andries-parochie te Antwerpen, sedert 1829 tot heden. Antwerpen 1851.
Instelling van het broederschap der veertiendaegsche beregting in St.-Andrieskerk, ten jare 1676. Antwerpen 1851.
Verzameling van grafschriften en opschriften van St.-Andrieskerk te Antwerpen. Antwerpen 1852.
Hulde aen de aloude antwerpsche weldadigheid. 1852.
Jets over twee beroemde kunstmeesters der XVIe eeuw, Jacob Jonghelinck, metaelregister en penningsnyder, en Octavio van Veen, schilder. 1852.
Historische avondstonden. Antwerpen 1852.
Sint Juliaens gasthuis te Antwerpen. Antwerpen 1854.
Jets over den veldslag by Heekeren tusschen de Franzosen, de Spanjaerden en de Hollanders, den 30 juny 1703. Antwerpen 1855.

Willems (Alphons), geboren zu Brüssel den 21. Februar 1839. Sein Vater, Leonard Willems, war Bürgermeister zu St. Josse ten Noode*), wo er auch jetzt noch wohnt. Alphons studirte auf dem Athenäum und auf der Universität seiner Vaterstadt und bestimmte sich einem unabhängigen wissenschaftlichen Leben. Karl Stallaert hat ihm die Liebe zur vlämischen Literatur eingeflößt, Edgar Quinet ist auf seine Richtung im Allgemeinen von großem Einfluß gewesen. Bis jetzt hat er in der Revue trimestrielle einen Artikel über Hoofd, im Messager des sciences einen über le Poëme du Renard geschrieben. Für die Revue trimestrielle bereitet er „Maerlant" vor und mit Karl Stallaert zusammen will er französisch eine vlämische

*) Vorstadt von Brüssel.

Literaturgeschichte schreiben. Außerdem gab er 1858 in Brüssel „Ph. van Marnix Bijenkorf der H. Roomsche Kerke“ in zwei Bänden heraus.

Alphons Willems ist eine der künftigen Bedeutendheiten des Vlämischen.

Willems (Jan Frans), geboren den 11. März 1793 zu Bouchout, einem Dorfe bei Antwerpen. Aus einer Geschlechtstafel, welche Herr Visschers, Pastor von St. Andreas zu Antwerpen seiner „Gedenkschrift über Johannes Malderus, fünfter Bischof von Antwerpen“ beigefügt hat, ersehen wir, daß Jan Frans das älteste von vierzehn Kindern war. Sein Vater, Joannes Baptista, wurde den 15. November 1769 zu Gheel geboren, war in Bouchout, wo er vierzig Jahr lang wohnte, zuerst Vermesser, dann Steuereinnehmer, und starb dort den 15. August 1838. Er hatte sich den 14. Februar 1792 zu Hove, Provinz Antwerpen, mit Joanna Maria Verrycken verheirathet, welche ihm am 18. Oktober 1837 vorausging. Wie mir der älteste der beiden noch überlebenden Brüder des Dichters, Joannes Baptista, seit achtzehn Jahren Professor des Niederdeutschen am Athenäum zu Doornyck, bei meinem Aufenthalt in Tournay erzählte, war das Familienleben der Willems ein patriarchalisches, was sich übrigens schon aus der großen Zahl der Kinder, sowie aus dem langen ruhigen Wohnen an einem und demselben Orte schließen läßt. Die Kinder lernten die Muttersprache wirklich von der Mutter, in den Liedern, die sie ihnen sang, in den kleinen Gebeten, welche sie ihnen vorsagte. Von seinen ersten Jahren hat Willems selbst im belgischen Museum VIII. Theil 1844 erzählt. „Von meinem zwölften bis zu meinem funfzehnten Jahr,“ sagt er, „wohnte ich in der Stadt Lier, wo ich unter der Leitung meines unvergeßlichen Freundes, des Advokaten Bergmann, meine Studien fortsetzte. Bald wurde ich dort mit den dramatischen

Darstellungen der beiden noch bestehenden Lierschen Rhetoreikammern bekannt, welche mir das Refereinen (Recitiren) und später das Rollenspielen lehrten. Das erweckte bei mir Lust zum Versemachen, so daß ich, noch nicht vierzehn Jahr alt, bereits eine heftige Satyre gegen den Maire von Bouchout dichtete, durch den mein Vater kurz zuvor den Posten als Percepteur des Contributions verloren hatte. Zu jener Zeit war Meister Bouwens, Stadtlehrer zu Lier, der vornehmste Dichter an den Ufern der Nethe. Er beehrte mich mit seiner Freundschaft und seinen Rathschlägen, und lieh mir nacheinander, doch immer nur auf einige Tage, die Werke von etwa zwanzig holländischen Dichtern, besonders die von Feitama, dessen gewählte Versification er sehr hoch schätzte. Ich habe noch eine Abschrift von „Heinrich dem Großen,“ welche ich binnen vier oder fünf Nächten verfertigte. Ein anderer Dichter, P. Ceulemans, las mir einen Theil von seiner gereimten Uebersetzung von Weiße's Romeo und Julie vor, ein Stück, welches ich viel mehr bewunderte, als später das von B. Fremery.

„Da ich eine besondere Anlage zur Schauspielkunst zeigte, so ziemlich geschickt in der Musik war und eine klare Stimme besaß, so meinte man, daß ich sehr gut geeignet sei, um ein Mädchen oder einen Engel vorzustellen. Die Caecilianer der Hauptkirche (St.-Gummarus), bei denen ich täglich sang oder die Orgel spielte, brachten mich zuerst auf die Bretter. Einst spielte ich in der „Geburt und erste Jugend Jesu Christi“ den Engel Gabriel, aber in „Joseph“ und in den „Maccabäern“ war ich nur Figurant. Ich erinnere mich noch, wie unser Hauptmann, der Herr Van den Brande, Kirchenmeister von St.-Gummarus, ein höchst gottesfürchtiger Mann, noch ehe der Vorhang aufging, uns auf der Bühne niederknieen ließ und die Litanei unserer lieben Frau vorlas, damit die Vorstellung gut ablaufen möge. Es war wunderlich anzusehen, wie alle Personnagen durcheinander knieten, und wie St. Joseph und U. L. Frau (nota bene U. L. Frau mit

einem Bart), Herodes, die drei Könige, die Engel und die schwarzen Teufel wie mit einer Stimme antworteten: „bitte für uns! bitte für uns."

Aus diesem seltsamen Leben heraus kam Jan Frans 1809 in die Schreibstube eines Notars. Doch entsagte er darum nicht dem Dichten. 1811 wurde zu Gent ein Preiskampf ausgeschrieben, um „die Schlacht bei Friedland" und den „Frieden von Tilsit" zu feiern. Willems gewann den Preis. Außerdem machte er mehrere vlämische Gelegenheitsgedichte, so wie er für die Antwerpner literarische Gesellschaft, deren Mitglied er war, unter mehreren Volkskomödien auch „Quinten Massys" verfertigte und bei den Aufführungen derselben sich gern die ersten Rollen zueignete. Zugleich begann er gemeinschaftlich mit einigen Freunden den Almanach „Nutzen und Vergnügen" herauszugeben.

1818 schloß er sich mit dem Gedicht „An die Belgier" entschieden an die niederländische Regierung an, welche bereits nicht mehr populair war. Die Dichtung wurde daher in Belgien ebenso kühl aufgenommen, wie sie in Holland freudig begrüßt wurde. Der Einnehmerposten in Antwerpen, zu welchem Willems bald ernannt wurde, ließ ihm Muße genug, um daß er von 1819—24 seine „Abhandelung über die niederdeutsche Sprache und Literatur" herausgeben konnte. In Folge dieses Werkes trat er in freundschaftliche Beziehungen mit den bedeutendsten holländischen Schriftstellern und wurde zugleich Mitglied des Königlichen Instituts vom Amsterdam. 1824 gab er eine „Auswahl von Sprüchwörtern," 1826 die „Alte Statistik der Provinz Antwerpen," 1828 die „Alte Topographie der Stadt Antwerpen" heraus. 1827 begann er seine Zeitschrift „Vermischtes von geschichtlich vaterländischem Inhalt," deren erste Lieferungen den Nestor der holländischen Literatur, den „großen" Bilderdyck zu einem sehr herzlichen Schreiben an Willems veranlaßten. Als am 23. Dezember 1826 die Gründung einer Königlichen Commission der Geschichte beschlossen worden war, ernannte die Regierung

Willems zugleich mit den Herren Von Reiffenberg, Raoul, Bernardi und Van de Weyer zum Mitglied. 1830 empfing Willems von der Löwener Universität das Doktordiplom.

Bei der Staatsumwälzung blieb er seinen holländischen Sympathieen getreu, indem er für Belgien eben keine andere Möglichkeit einsah und annahm, als entweder holländisch oder französisch zu sein. 1831 wurde er in Folge seiner Gesinnungen nach Eecloo geschickt oder lieber verbannt, doch 1835 bereits vertauschte er den kleinen Posten, welchen er dort bekleidete, mit dem eines Einnehmers in Gent, und noch in demselben Jahre wurde er Mitglied der Königlichen Akademie in Brüssel.

In Eecloo hatte er sich zuerst mit dem „Reinaert" beschäftigt. 1836 ließ er den ursprünglichen Text, 1839 eine abgekürzte Ausgabe desselben erscheinen. Die Commission für Geschichte war 1834 wieder hergestellt worden. Als Mitglied derselben gab Willem die „Reimchronik von Jan Van Helu, über die Schlacht von Woeringen" heraus, woran er bereits vor 1830 gearbeitet hatte, später „Brabantsche Yeesten" von Jan dem Klerk. Die erstere dieser Ausgaben trug ihm einen eigenhändigen Brief des Königs von Preußen ein.

1836 setzte der Graf von Theux, Minister des Innern, eine Commission ein, welche die vlämische Rechtschreibung feststellen sollte. Willems empfing noch besonders den Auftrag, eine Vierteljahrschrift zur Verbreitung der Sprachkunde zu gründen. So entstand „das belgische Museum."

Nicht vergönnt war es ihm, die Sammlung seiner „Altvlämischen Lieder" vollständig herauszugeben. Noch wenige Augenblicke vor seinem Tode, welcher am 24. Juni 1846 zu Mittag an einem Schlagfluß erfolgte, hatte er an diesem letzten und liebsten Werke gearbeitet. Eine Lebensbeschreibung des Dichters und Helden Johann I. von Brabant blieb ganz Entwurf.

Wenn Willems große Verdienste hatte, so genoß er auch großer Anerkennung. Ich finde in seiner vortrefflichen Bio-

graphie von P. de Decker, welcher ich diese Skizze entnommen habe, die Namen von französischen, englischen, schwedischen und russischen Gelehrten, welche ihm ihre Achtung auf mannichfache Art bezeugten, der Holländer und der Deutschen gar nicht erst zu gedenken. Unter diesen nenne ich nur Grimm und Uhland. Daß er Mitglied zahlreicher gelehrter Gesellschaften war, braucht nicht erst erwähnt zu werden. Er hat sowohl an seinem Sterbeorte, wie an seinem Geburtsorte ein Denkmal. Das zu Bouchout ist von Jan Van Arendonck aus Antwerpen. Es wurde am 4. Juni 1848 eingeweiht, das auf dem St. Amandusberg bei Gent, den 26. desselben Monats und desselben Jahres, bei Gelegenheit der vierhundertjährigen Jubelfeier der Fonteinisten, deren Präsident Willems gewesen war. Vlämisch-Belgien ehrte würdig den, welchen Snellaert den „Vater der Vlamingen“ genannt hatte. Tollens richtete folgende schöne Worte an ihn, welche ich, um ihnen nicht zu nahe zu treten, im Original mittheilen will.

Wij zweren, wij die achterbleven,
Hoe hoog daer ginds euw woning zij,
Van ver uw opvaart na te streven,
Te strijden om als gij te leven,
En om te sterven — rein als gij.

„Und um zu sterben rein wie Ihr —“ in diesen Worten liegt eine Huldigung für den Menschen, und in der That wird der sittliche Charakter Willems ebenso hoch gerühmt, wie seine ausgebreitete Gelehrsamkeit, die um so mehr Bewunderung einflößte, da sie gänzlich selbsterworben war.

Aus seiner am 22. Juli 1818 zu Antwerpen geschlossenen Ehe mit Isabella Maria Carolina Borrekens, Wittwe von Petrus Joseph Walravens, hatte Willems zehn Kinder, von denen ihn jedoch nur vier überlebt haben.

Geboortegezang aen den Koning van Rome. (Hommages politiques sur la naissance du Roi de Rome, vol. 1. p. 410.) Paris 1811.

Hymne aen het Vaderland op den slag van Friedland en den vrede van Tilsitt, bekroond te Gent 1812 door de Maetschappy de Fonteinisten. Antwerpen.

De puinhoopen rondom Antwerpen, gedicht. Antwerpen 1814. Twee uitgaven.

Den ryken Antwerpenaer, Kluchtspel. Antwerpen 1815.

De kunsten en wetenschappen, gedicht. Antwerpen 1816.

Quinten Matsys, tooneelspel in twee bedryven. Antwerpen 1818.

Aen de Belgen. Epitre aux Belges. Met geschiedkundige aenteekeningen. Antwerpen 1818.

Lykrede op J. A. Terbruggen. Antwerpen 1819.

Verhandeling over de nederduytsche tael- en letterkunde opzigtelyk de zuydelyke provinciën der Nederlanden. Twee deelen. Antwerpen 1819—1820.

Antwoord van J. F. Willems aen J. B. Ruelens, R. C. Pr. te Mechelen, schryver en uitgever van eén werk getiteld: Briefwisseling tuschen J. J. Willems enz. Antwerpen 1841.

s'Konings komst te Antwerpen, dichtstuck. Antwerpen 1822.

Over de poezy van den dichter en den schilder, redevoering. Antwerpen 1823.

Keus van nederduytsche spreekworden en dichterlyke zedelessen. Antwerpen 1824.

Over de Hollandsche en Vlaemsche schryfwyzen van het nederduitsch. Antwerpen 1824.

Over het karakter van den nederlandschen schilder, redevoering. Antwerpen 1825.

Oude bevolking der provincie Antwerpen. Antwerpen 1826. Met tabellen, later herdruckt in:

Mengelingen van Vaderlandschen inhoud. Antwerpen 1827—1830.

Historisch onderzoek naer den oorsprong en waren naem der openbare plaetsen en andere oudheiden der stad Antwerpen. Antwerpen 1828.

Maria van Braband, dichtstuk met historische ophelderingen. Antwerpen. Niet in den handel.

Voorzeggingen der Heilige Hildegarde omtrent de Belgische omwenteling. Gent 1831.

Over eenige neederlandsche eeden en vloeken. Gent 1834. Afgedruckt uit het tydschrift „Nederduitsche Letteroefeningen“.

Reinaert de Vos naer de oudste beryming. Eecloo 1834.

Reinaert de Vos. Episch fabeldicht van de XII e en XIII e eeuw, met aenmerkingen en ophelderingen. Gent 1836.

Rymkronyk van Jan van Helu, betreffende den slag van Woeringen,

van het jaer 1288, uitgegeven met ophelderingen en aenteekeningen. Brussel 1836.
Belgisch Museum voor de nederduitsche tael- en letterkunde en de Geschiedenis des Vaderlands. Gent 1836—1846.
Reinaert de Vos, naer de oudste beryming, ingerigt tot schoolgebruik. Mechelen 1839.
Beslissing der koninglyke commissie wegens de geschilpunten in het schryven der nederduitsche tael, een uittreksel van het daerover ingeleverde verslag. Gent 1839.
Van den derden Edewaert, coninc van Engelant, rymkronyk geschreven omtrent het jaer 1347 door J. de Klerk van Antwerpen, en uitgegeven met aenteekeningen. Gent 1840.
Brief aen Prof. Bormans over de tweeklanken uu en ij. Gent 1841.
Redevoering uitgesproken by de opening van het vlaemsche feest den 24 october 1841. Gent 1842.
De brabantsche Yeesten, of rymkronyk van Braband, door Jan de Klerk, van Antwerpen. 1e deel, Brussel 1839. 2e deel, Brussel 1843.
Pasquyn, doctor en astrologant, kluchtspel in dry deelen, opgesteld omtrent het jaer 1782, vertoond door de kamer de Ongeleerden te Lier, in 1794, nu in verbeterde tael- en spelregels gebragt. Gent 1844. Overgedragen in 30 exemplaren uit het 8e deel van het Belgisch Museum.
Berigten wegens de Boekprinters van Antwerpen, ten jare 1444. Gent 1844.
Over den geest waerdoor de vlaemsche letterkunde zich moet onderscheiden, redevoering gehouden te Brussel den 11. february 1844. Gent 1844.
De eerste bliscap van Maria, mysteriespel van het jaer 1844, met inleiding en ophelderingen. Gent 1845.
Reinaert de Vos. Eerste boek. Gent 1846.
Oude vlaemsche liederen, ten deele met de melodiën. Gent 1846.
Reinaert de Vos. Episch fabeldicht van de XIIe en XIIIe eeuw, met aenmerkingen en ophelderingen. 2e uitgave. Gent 1850. Uitgegeven door F. A. Snellaert, met een naberigt.
Aenmerkingen, voorgedragen aen de heeren leden der wetgevende Kamers, nopens het ontwerp van wet over het middelbaer onderwys. Brussel 1850.

Wouters (Johan Valentyn), geboren 1783 zu Lier. 1814 ging er auf vier Jahre nach Utrecht, wo er Liebe zur

Poesie faßte. Er selbst begann erst mit 38 Jahren Verse zu schreiben. Die meisten erschienen in dem Almanach, der von 1824—1827 durch die von Wouters zu Lier gestiftete literarische Gesellschaft „Kunst und Wissenschaft" herausgegeben wurde. Als er 1832 zu Vilvoorde starb, fand sich in seinem Nachlasse ein Trauerspiel „Wilhelm Tell," welches Prudens Van Duyse überarbeitete und herausgab.

Wouters, geboren zu Antwerpen den 15. April 1826, Sohn von Jan Frans und von Josephine Kauwenbergh, heirathete 1855 Maria Therese Josephine Smette. Er ist bei der Königlichen Bibliothek zu Brüssel angestellt und übersetzte Aristophanes.

Namen-Register

über

sämmtliche drei Bände.

Druck von Bär & Hermann in Leipzig.

